AUTONOMIE NR 6/77 7

Materialien gegen die Fabrikgesellschaft

Kommunitäre Selbstorganisation, Alternativprojekte und Pragmatismus:
Food-Coops, Frauenbetriebe,
neue Technologie, wie ein
Community entsteht
neue Technologie, wie eine
Community entsteht

Vietnam, Dope, Reihenhaus:
Das Leben nach der Revolte,
Neue Linke und die Macht,
Phantasien — so mellow and so violent

Nicht-Arbeit und die Krise der Städte:
Zerstörung, Aneignung,
Sexismus, Rückkehr des
Magischen, Ego-Beichte

USA

EDITORIAL

USA – wir haben seit Jahren dagegen demonstriert, gegen Nixon, den Vietnamkrieg, die Plastikkultur, und wir haben seit Jahren Bob Dylan, Janis Joplin und West Coast Musik gehört. Wir sehen die in unseren Städten wachsenden Hochhäuser und Schnellimbisse als Symbole der Amerikanisierung unseres Lebens und übernehmen doch mehr oder weniger bewußt seit Jahren Ideen und Lebensformen der amerikanischen Gegenkultur. Die Angst vor der amerikanischen Zukunft – Synonym des durchkapitalisierten Lebens – wird Teil unserer Zukunft sein. USA heißt aber auch: zu sehen, wie Kinder , Frauen und Männer inmitten der entfaltesten Todeskultur mit Leben experimentieren in einer Art und Weise, die nicht weit von unseren eigenen Phantasien entfernt ist.

Nun sind die USA ein riesengroßes Land (von New York nach San Francisco ist es etwa so weit wie von Moskau nach Lissabon) mit einer entsprechend großen Vielfalt von Lebensformen und Kämpfen. Sie sind zudem eingebettet in eine eigene Geschichte, andere Gewohnheiten, spezifische gesellschaftliche und politische Bedingungen. Natürlich mußten wir eine relativ enge Auswahl treffen.

Unser Interesse richtet sich hauptsächlich auf die gegenkulturellen und linken politischen Initiativen in den Städten. Dies entspricht – etwa im Gegensatz zur Landkommunen-Bewegung– am ehesten unseren eigenen Lebensbedingungen in der BRD und gerade darüber gibt es hier relativ wenig Informationen. Viele Bereiche der US- Realität streifen wir dabei nur kurz, auch wenn ihnen in den USA eine größere Bedeutung zukommt: die Frauenbewegung, die linken politischen Organisationen, die neue Spiritualität genauso wie Rassismus und Gewalt auf den Straßen. Andere Aspekte fehlen ganz: die Repressionen von FBI und CIA, die Kämpfe der Chicanos und der Schwarzen, die Indianerbewegung – in der politischen Organisationsform des American Indian Movement und in ihrem Anknüpfen an eigene Tradition und Bräuche gegen die abendländische Kultur. Ferner sind wir auf das gesamte Spektrum der amerikanischen Arbeiterbewegung nicht eingegangen – auf die wilden Streiks gegen die Produktivität und die Organisation der Arbeit wie in Lordstown, die korrupte Gewerkschaftsbürokratie oder die in den letzten Jahren erstarkte Gewerkschaftsopposition. Das soll jetzt nicht etwa im Vorwort nachgeholt werden. Diese Schlagworte sollen jedoch Assoziationen, in deren Kontext die Artikel zu lesen sind, auslösen und vergegenwärtigen.

Die **Briefe nach Deutschland** helfen, die Phantasie anzuregen.Es sind Erlebnisse während eines längeren USA– Aufenthaltes: die politische Linke, das Leben in den Städten, Gegenkultur – und wie frau das mit ihrer BRD-Geschichte erlebt. **Vietnam,Dope,Reihenhaus** schildert die Verwandlung , die ein - weißer- Amerikaner durch seine Vietnam-Erfahrung erfährt und die beharrende Kraft des häßlichen Amerikas, nachdem er zurückkehrte: Mittlerer Westen,Ordnung, Ehe. Als **Suppe der 6o-iger Jahre** beschreibt Bruce , wie er die Bewegung der 6o-iger Jahre erlebt hat; es ist zugleich eine kurze Geschichte der damaligen 'Neuen Linken', Bürgerrechtsbewegung, Yippies, bewaffneter Kampf.

Die Krise New York' s bedeutet sowohl Verelendung und Terror als auch Bedingung und Impuls für die Enstehung alternativer Reproduktionsformen und Lebensweisen (s. **Rückkehr zum Magischen**) .An Hand von Erfahrungen in einer Ghetto-Schule beschreibt eine Lehrerin den Zirkel von Rassismus, Sexismus und Gewalt, wie er sich ihr unaufbrechbar darstellt (**Container–Schule**) . **Zum Beispiel New York** dagegen arbeitet spezifische Kämpfe ,wie sie in New York stattgefunden haben, als eine Ursache der Krise heraus, unter der die Mechanismen ökonomischer Rationalität ins Wanken geraten , bzw. für die Menschen an Bedeutung verlieren..

Wir reden in der BRD viel über 'alternative Projekte' und 'alternatives Leben'. Diese Begriffe sind in den USA weniger gängig, dafür existieren ganz real eine Fülle von prak-Ansätzen. Sicher verunsichern sie uns in manchen Punkten (zu dieser Problematik siehe **Ellenbogenbrutalität, Bürgerinitiativen,alternative Projekte**) , aber sie können eine Menge Anregungen geben, wenn wir uns darauf einlassen: Der Artikel über **Frauen in selbstorganisierten Kleinbetrieben** ist eine Selbstdarstellung von feministischen Projekten (Zeitung, Bäckerei, Buchvertrieb, Kreditanstalt, usw), die beispielhaft für ähnliche Projekte (auch nicht nur frauenspezifische) im ganzen Land stehen. In einem Stadtteil von Washington (Adams Morgan) hat sich in den letzten Jahren aus einer Verbindung von Gegenkultur-Scene und Kampf gegen Spekulation und Sanierung eine breite Initiative entwickelt, alternative Lebensbedingungen in der Stadt aufzubauen und Formen von Selbstorganisation herauszubilden (**Wie eine neue Community entsteht**). Das **Farallones– Institut** ist ein Projekt in Kalifornien, mit alternativen Technologien praktisch zu leben und diese gleichzeitig systematisch weiterzuentwickeln. Food–Conspiracy (in der wörtlichen Übersetzung: Lebensmittel–Verschwörung) heißen die **Food–Coops** , die in vielen Varianten überall in den USA entstanden sind. Wir berichten ausführlich über einen selbstorganisierten Lebensmittelladen in der Nähe von San Francisco.

Dieses Heft wurde zusammengestellt von Thomas Hartmann, Carlo Jaeger, Siegfried Knittel, Frieder Kreibich, Harald Lüders, Manfred Marquardt, Margit Mayer, Jürgen Reiss, Thomas Schmid, Barbara Schoen.

INHALT

2	Vietnam, Dope, Reihenhaus
9	Die Suppe der sechziger Jahre
14	Tom Hayden – vom Kampf gegen zum Kampf um die Macht
16	Öko-Guerilla
16	Wetterleuchten – zu den weatherpeople
18	Die Rückkehr des Magischen
21	Zum Beispiel New York – Nicht-Arbeit und die Krise der Städte
29	Container-Schule
31	City Arts – Wandmalereien in den USA
36	New York City – Stadtspaziergang
37	Farallones-Institut
44	Gedichte von William Carlos Williams
46	Ellenbogenbrutalität, Bürgerinitiativen und alternative Projekte
51	Stadtteilinitiative in Washington – wie eine neue Community entsteht
56	Frauen in selbstorganisierten Kleinbetrieben
62	Food-Coops
69	Ego-Beichte von Allen Ginsberg
70	Briefe nach Deutschland – so mellow and so violent
78	ACORN – eine Art Stadtteilgewerkschaft

Abonnement Autonomie

Die AUTONOMIE erscheint zweimonatig. Einzelheft: DM 6.– Abonnement: 5 Hefte portofrei DM 30.– auf folgendes Konto: M.Rohner, Postscheckamt München 31 2214-809

Redaktionsanschrift:

Trikont-Verlag, Josephsburgstr. 16, 8000 München 80, Tel.089/ 43 38 74

und

Autonomie, Hamburger Allee 45, 6000 Frankfurt, Tel.0611/ 70 30 87

Spendenkonto :

Deutsche Bank, Frankfurt
BLZ 500 700 10
Kto.Nr. 456/3342/01
Thomas Schmid,
Sonderkonto 'Autonomie'

Herausgeber: Autonomie-Kollektiv
Verantwortlich: Herbert Röttgen und Thomas Schmid.

C Trikont-Verlag GmbH

ISBN 3 - 920 385 - 95 - 9
ISSN 0341 - 3640
Herstellung: Druckladen GmbH, Frankfurt, Tel.0611/ 70 57 72
Umschlaggestaltung: E.Petersen

Vietnam, Dope, Reihenhaus

Die folgenden Auszüge haben wir aus einer Reisereportage von Philippe Gavi , " L'Amerique se casse" (Amerika geht kaputt), übersetzt, die in der Sondernummer von 'les temps modernes' über die USA ('Les Etats-Unis en questions') im September 76 veröffentlicht wurde.

Gavi gehörte Anfang der 7o-iger Jahre zur 'gauche proletarienne'. Er ist Mitautor des Buches " Der Intellektuelle als Revolutionär", rororo (der franz. Titel drückt noch mehr aus:" Es gibt guten Grund, zu revoltieren!") Heute arbeitet Gavi bei der linken französischen Tageszeitung Liberation. Im Sommer 1976 reiste er mehrere Wochen durch die USA. Mit seinem 'überarbeiteten Reisetagebuch' versucht Gavi, wie er in einem Vorwort sagt, durchaus bruchstückhaft "die Geschichte von Männern und Frauen, die Geschichte von Straßen und Städten mit ihren Erfahrungen, ihren Widersprüchen, ihren Veränderungen zu erfassen...Es hört sich immer etwas blöd an, davon zu reden, daß sich die USA an einem Wendepunkt befinden - das waren sie nämlich ständig – ,dennoch ist in den letzten Jahren in den USA unbestreitbar etwas zerbrochen: in dem mächtigsten Land der Welt hat ein innerer Zersetzungsprozeß stattgefunden.

Die Geschichte eines Vietnam-Veteranen

DAS ZWEITE LEBEN EINES ARBEITERSOHNES AUS DEM MITTLEREN WESTEN

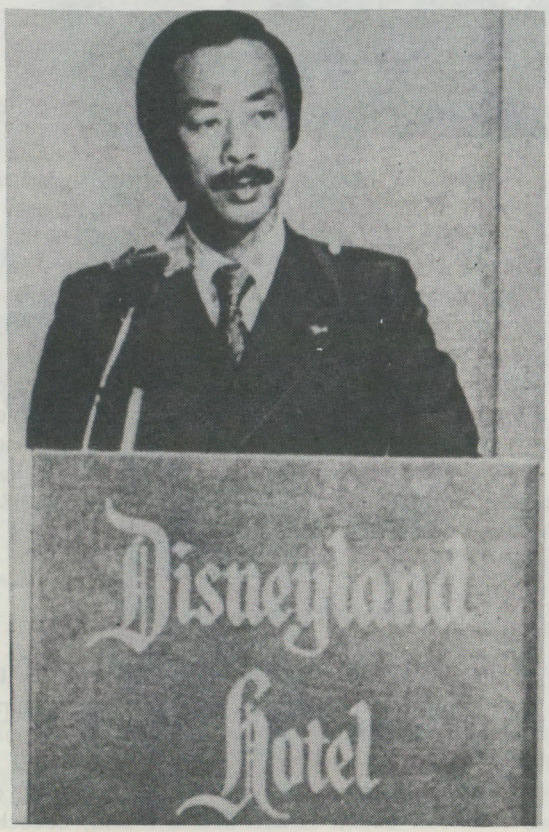
Imperial. Ende September.
Imperial, eine kleine Siedlung, die zwischen dem, was einst Wälder und Felder war, und der Autobahn liegt, die nach der 50 km entfernten Stadt St. Louis führt, bahnt sich weiter seinen Weg ins Grüne, das die Städter sich so sehr herbeiwünschen. Neue Häuser werden gebaut, was bei manchen Einwohnern dieser neuen Trabantenstadt schon zur Folge hat, daß sie ihr trautes Heim an einem ruhigerem Ort aufschlagen wollen. Arbeiterklasse und Mittelschicht vermischen sich dort zu einer schwer definierbaren Kleinbourgeoisie, die charakteristisch für Amerika ist, besonders für den Mittleren Westen. Die Supermärkte liegen über 10 km entfernt, aber in den Vereinigten Staaten werden die Entfernungen nicht in Meilen berechnet, sondern in Minuten. Die Supermärkte befinden sich also kaum zehn Minuten entfernt. Und St. Louis eine halbe Stunde, obgleich zu bestimmten Uhrzeiten der Strom der Arbeiter/Autos, die in die Stadt fahren, langsamer wird, um Stoßstange an Stoßstange mit der Geschwindigkeit eines Fußgängers vorwärtszukommen. Mein Freund Kim Stephens, den ich in Asien kennengelernt hatte, als er dort MP in der in Korea stationierten amerikanischen Armee war, ist 23 Jahre alt und wir amüsieren uns, seine Autokosten auszurechnen, während wir versuchen, dem dichten metallischen Nebel zu entkommen, der den Flughafen von St. Louis umgibt, wo er mich abgeholt hat. Kim gibt Illich Recht: 25 % seines Einkommens wird von seinem Auto geschluckt. Seine Frau Jamie ist auch 23 Jahre alt und ihr kleines Mädchen Amie 2 1/2 Jahre. Ich werde drei Tage mit ihnen zusammenleben. Drei Tage im Herzen des Mittleren Westens, drei Tage im Kreis einer weißen Mittelschichtfamilie. Kim ist Polizist und er verdient 180 Dollars in der Woche im Veteranenkrankenhaus (für ehemalige Soldaten) von St. Louis. Er gehört zur Polizeimannschaft, die für die Sicherheit zuständig ist. Er erhält auch ein Stipendium über 108 Dollar in der Woche, was ihm erlaubt, Abendkurse in Ökonomie zu besuchen. Denn Kim beabsichtigt nicht sein ganzes Leben lang Polizist zu bleiben. Ziemlich groß, kurz geschnittenes blondes Haar, ein kleiner Schnurrbart, der ihn älter macht; nichts zeigt äußerlich die Wogen, tief in seinem Innersten, die diesen Mittelschichtamerikaner bewegen.

Im Krankenhaus, wo er arbeitet, werden 2000 Kranke behandelt, davon 1000 stationär und 1000, die täglich zu den Konsultationen kommen.35 % dieser Veteranen sind alte Kämpfer der beiden Weltkriege, die anderen kommen aus dem Korea– und den Indochinakriegen. Bei der ersten Gruppe sind es 50 % Schwarze, bei der zweiten 80 %. Das Krankenhaus stellt ungefähr 1000 Leute an und ist der Verwaltung der Veteranen unterstellt. Jeder Veteran kann seine Aufnahme beantragen. Die Soldaten, die während des Militärdienstes verwundet wurden, haben Priorität. Die Behandlung ist dieselbe, wenn man einmal aufgenommen worden ist. Jeder alte Kämpfer zieht sein Leben lang die *'discharge'* (Entlassungszeugnis) nach sich, die ihm die Militärbehörden bei seiner Rückkehr ins Zivilleben zugeschrieben haben. Es gibt fünf Kategorien von Entlassungen: ehrenhaft, allgemein unter ehrenhafter Bedingung, unerwünscht, schlechte Führung und unehrenhaft. Bei ihrer Rückkehr ins Zivilleben profitieren die Veteranen von einer bestimmten Anzahl von Vorteilen: Priorität bei Einstellungen, Darlehen, Pflege, Stipendien, Wohnungen. Die *'discharge'* hat eine große Bedeutung. So hätte einer, der die Bescheinigung "schlechte Führung" erhalten hätte, Anrecht auf gar nichts, selbst wenn er verwundet worden wäre, verrückt geworden ist, seine Nerven mit ihm durchgegangen sind oder wenn er drogensüchtig geworden ist.

In San Francisco hatte ich schon einen Aktiven des VVAW *(Vietnam Veterans against the war* -— Vietnamveteranen gegen den Krieg) kennengelernt: Mike McClaim, 28 Jahre alt, Militärpfarrer, 1 1/2 Jahre bei der Marine in Vietnam. Dort beginnt er sich Fragen zu stellen. "Im wesentlichen deshalb, weil ich nicht dort sein wollte." Bei seiner Rückkehr politisiert sich Mike, wird bei der VVAW politisch aktiv, der Organisation, die mit etwa 200 ständigen Kadern ohne Zweifel die bedeutenste gegen den Vietnamkrieg war. Heute berufen sie sich auf den Marxismus-Leninismus und die Wände des Hauses, wo er in einer Wohngemeinschaft mit mehreren anderen Ehepaaren und ihren Kinder lebt, sind mit revolutionären Plakaten tapeziert:Portrait von Guevara, Ho Chi Minh... Die Mobilisierung der alten Kämpfer hat eine entscheidende Rolle in der Opposition zum Vietnamkrieg gespielt. Man sah sie in der Spitze jeder Demonstration, ihre Orden an der Brust, wenn sie welche hatten, kriegsbeschädigt... Ebenso waren sie einer systematischen Repression unterworfen. So fand 1972 in Florida der berühmte Prozeß von Gainsville statt. Verantwortliche der VVAW waren angeklagt, beabsichtigt zu haben, den in Miami stattfindenden republikanischen Parteikonvent sprengen zu wollen. Die acht Angeklagten wurden alle freigesprochen, aber der Prozeß kostete an Justizkosten und Anwälte zusammen 500 000 Dollar, ohne die 250 000 Dollar Kaution zu rechnen. Seit dem Ende des Krieges hat die VVAW augenscheinlich viel von ihrer Vitalität verloren, aber sie ist dennoch weiter aktiv. Sie schafft Gruppen der gegenseitigen Hilfe (*self help groups*) für die Veteranen, die in der Klemme sitzen, denunziert die Mißstände der *'Veterans Administration'* (Veteranen-Verwaltung) und besonders den Skandal der Krankenhäuser, fordert eine Amnestie für alle Deserteure und Kriegsdienstverweigerer und beteiligt sich auch an Kämpfen in den Stadtteilen.

50 % DER HÄFTLINGE IN KALIFORNIEN

"Wenn man den Zeitraum von 1964 bis 1973 betrachtet", erklärt mir Mike, "kommt man auf 6 Millionen Veteranen des Vietnamkrieges. Die Mehrzahl kommt aus dem



Arbeitermilieu. Die am stärksten unterdrückten Teile der Arbeiterklasse, die den nicht-weißen Bevölkerungsgruppen angehören, repräsentieren 50 % derjenigen, denen man das Entlassungszeugnis *"honorable"* (ehrenhaft) verweigerte. Die Rückkehr nach Amerika wird von zahlreichen Skandalen begleitet. So ist es allgemein bekannt, daß die Veteranen—Krankenhäuser zum Kotzen sind. Kürzlich wurden 20 Veteranen durch Medikamente in einem Krankenhaus im Mitleren Westen getötet: handelt es sich um Fahrlässigkeit oder Mord ? Das ist nur ein Beispiel. Die dortigen Zustände sind erbärmlich, die Ärzte abscheulich, die Bürokratie erdrückend. Und die Rente von ungefähr 400 bis 5oo Dollar, die sie monatlich erhalten, erlaubt ihnen nicht, auf Privatkliniken zurückzugreifen. In diesen Krankenhäusern gibt es kein Programm der physischen Rehabilitierung. Es gibt weiterhin keine produktive Arbeit für die Invaliden, die ebenso wie zahlreiche Querschnittsgelähmte ihr Leben lang im Krankenhaus bleiben, weil sie nicht anderswo hingehen können. Das erklärt zum Teil die Bedeutung des Drogenhandels in den Krankenhäusern. Im Jahre 1972 wurden querschnitssgelähmte Veteranen in Kalifornien wegen Besitz von Marijuana verurteilt; sie kommen im Rollstuhl zum Gericht. Viele Veteranen kamen in traumatischem Zustand zurück. Sie fühlen sich verloren, aber die Verwaltung der Veteranen will dieses Phänomen nicht anerkennen. Zorn, Schuld, Blockierung, diese Probleme existierten nicht für sie. 90% der Veteranen sind geschieden. Unter ihnen findet man die höchste Selbstmordziffer in Amerika. Sie stellen 50% der in Kalifornien in Gefängnissen Einsitzenden und 30 - 40% aller Häftlinge in Amerika. Es gibt auch eine Menge Drogensüchtiger unter ihnen, und die Situation für alle, die keine ehrenhafte Entlassung vorweisen, ist schrecklich, da sie nicht von den Vorteilen, die die Verwaltung der Veteranen besorgt, profitieren können. In Bezug auf die Deserteure und Kriegsdienstverweigerer sprach Ford von einem "Programm der Gnade". Da ist es schon schmerzlich zu sehen, wenn nach zwei Jahren Militärdienst eine "unehrenhafte" Entlassung folgt. Nur 20 000 von mehreren Millionen Deserteuren und Kriegsdienstverweigerern haben eingewilligt (für die Regierung gibt es offziell nur einige hunderttausend; und dabei hatten sie vorher behauptet, daß es nur 50 — 60 000 gebe). Die anderen haben ihre Identität geändert, leben in Angst. Wenn sie erwischt werden, müssen sie mit bis zu fünf Jahren Gefängnis und 10 000 Dollar Strafe rechnen. Der Tarif beträgt im allgemeinen 2 Jahre, außer für die Schwarzen, die fünf Jahre bekommen.

DIE ARMEE FASCHISIERT SICH

—— Könnte die ganze Masse alter Kämpfer einem amerikanischen Faschismus eine Massenbasis liefern, wie das in Deutschland der Fall gewesen ist ?

—— Nein, wenigstens nicht die Vietnamveteranen. Recht wenige unter ihnen unterstützen die Regierung und sie sind in ihrer Mehrzahl gegen den Krieg, mit Ausnahme einiger, die in die Polizei eingegliedert werden und sich in schwerbewaffneten Spezialbrigaden befinden. Wohingegen die ehemaligen Soldaten anderer Kriege und der amerikanischen Legion dem Faschismus schon eher eine Massenbasis zuführen können. Ansonsten faschisiert sich die aktuelle Armee seit Kriegsende, weil der Militärdienst nur noch auf freiwilliger Basis abgeleistet wird. Die Soldaten werden für Antiguerillakämpfe und zur Niederschlagung von Aufständen ausgebildet. Die Ausbildung findet in den USA und auf den Philippinen statt, wo die Lektionen in die Praxis umgesetzt werden können. Da der Militärdienst freiwillig ist, treffen die Militärbehörden unter den Bewerbungen eine Auswahl, indem sie bevorzugt Weiße auswählen und diejenigen ablehnen, bei denen sie Disziplinlosigkeit vermuten. Die Akten werden genau untersucht.

RÜCKKEHR NACH IMPERIAL: GASPISTOLEN

Kehren wir zu meinem Freund Kim zurück. Seiner Meinung nach hat sich die Situation im Krankenhaus von St. Louis seit drei bis vier Jahren geändert, seitdem eine gewisse Anzahl von Mißständen aufgedeckt worden sind. Die stationären Patienten sind zahlreicher, die Gebäude werden besser instandgehalten, die Gehälter sind gestiegen.

"Wir sind drei Mannschaften von jeweils fünf Polizisten unter der Leitung des Krankenhausverwalters, eines Zivilbeamten der Bundesregierung. Wir tragen keinen Revolver, sondern eine Plastikpistole, die ein Gas ausstößt. Dieses Gas verhindert das Einatmen, macht groggy und reizt die Haut. Es ist ein etwas stärkeres Gas als das, was man bei Demos benutzt. Wir schießen nur, wenn wir dazu gezwungen werden. In diesem Fall müssen wir ein Telegramm an die Veteranenverwaltung in Washington schicken, um zu erklären unter welchen Umständen wir schossen und warum. Bei einem Verstoß gegen die Bestimmungen können Strafen zwischen 5 und 50 Dollar ausgesprochen werden. Der Zuwiderhandelnde kann entweder sofort zahlen oder seine Angelegenheit vor einem Bundesrichter vertreten. Manchmal gibt es Auswüchse. So ist unser Hauptproblem der Alkoholismus. Die Armee hat Alkoholiker produziert. Viele Polizisten verlieren die Geduld und vergessen, daß sie zur Hilfe der Veteranen da sind. Einige Polizisten drohen einem lärmenden Alkoholiker eher mit Gefängnis und geben ihm eine Strafe, als daß sie ihm helfen.

Das Krankenhaus liegt in einem schwarzen, armen Stadtteil von St. Louis. Oft kommen Diebe, die die Kranken bestehlen; wir müssen vorsichtig sein, denn es ist nicht einfach, sie von den jungen Veteranen zu unterscheiden und wir müssen also freundlich zu jedem sein, wenn wir nicht angeklagt werden wollen, die Kranken hart anzufahren. Oft sehen die Angestellten und die Kranken den Dieb, aber sie benachrichtigen uns erst später, aus Angst vor Repressalien. Das kommt daher, daß die Mafia in St. Louis stark ist. Allein in den ersten acht Monaten dieses Jahres wurden 250 Morde begangen. Davon waren zehn Veteranen aus dem Krankenhaus. Wenn du sie mit sechs Kugeln im Kopf und die Hände auf dem Rücken zusammengebunden findest, ist das ein Zeichen dafür, daß sie den "Pusher", den Drogenverkäufer nicht bezahlt haben. Es handelte sich um Veteranen, die zu den Konsultationen des Krankenhauses kamen und Veteranen, die an unserem Methadone– Programm teilnahmen. Drei andere erhielten als Warnung die Kugeln in den Rücken oder die Beine, damit sie gelähmt blieben. Die Droge ist ein wirkliches Problem. Zwischen 5 und 10 % von den 1000 im Krankenhaus untergebrachten Veteranen sind drogensüchtig. 200 Veteranen kommen täglich und nehmen an unserem Methadone–Programm teil. Dieses Programm eliminiert die Wirkungen der Entzugserscheinungen von Heroin und hat den Vorteil dich umsonst "high" werden zu lassen. Die Mehrzahl der Teilnehmer dieses Programms kennen das Schicksal, das ihnen die Dealer bereiten können und führen Waffen mit sich.

Die Veteranen, die ihr Leben lang im Krankenhaus bleiben müssen, werden im allgemeinen in freundliche Krankenhäuser auf das Land überführt. Nur die Jungen und die Veteranen, die dazu verurteilt sind in einigen Jahren zu sterben, bleiben in St. Louis. Wir stopfen die Leute, die zu sehr leiden, mit Medikamenten voll. Gestern diskutierte ich mit einem Riesen, der den Geisteszustand eines zehnjährigen Jungen besaß. Er hat die Schlafkrankheit in Vietnam erwischt und man hält ihn dank der Medikamente wach. Aber diese weichen sein Gehirn auf.

–– Wie steht es mit der Lebenseinstellung der Veteranen?

–– Alles hängt davon ab, ob es die Vietnamveteranen sind oder andere. Wenn sie nach Vietnam gegangen sind, haben sie gelernt, das Leben, die Gegenwart, zu schätzen, egal ob ihre Haare kurz oder lang sind. Sie sind liberaler, offener, als die alten Generationen, die mit dem Sittenkodex vollgestopft waren. Im Krankenhaus sympathisieren viele mit den linken Veteranenorganisationen, die auf dem Parkplatz Flugblätter verteilen. Die Beziehungen zwischen Weißen und Schwarzen sind bei den Veteranen auch gut."

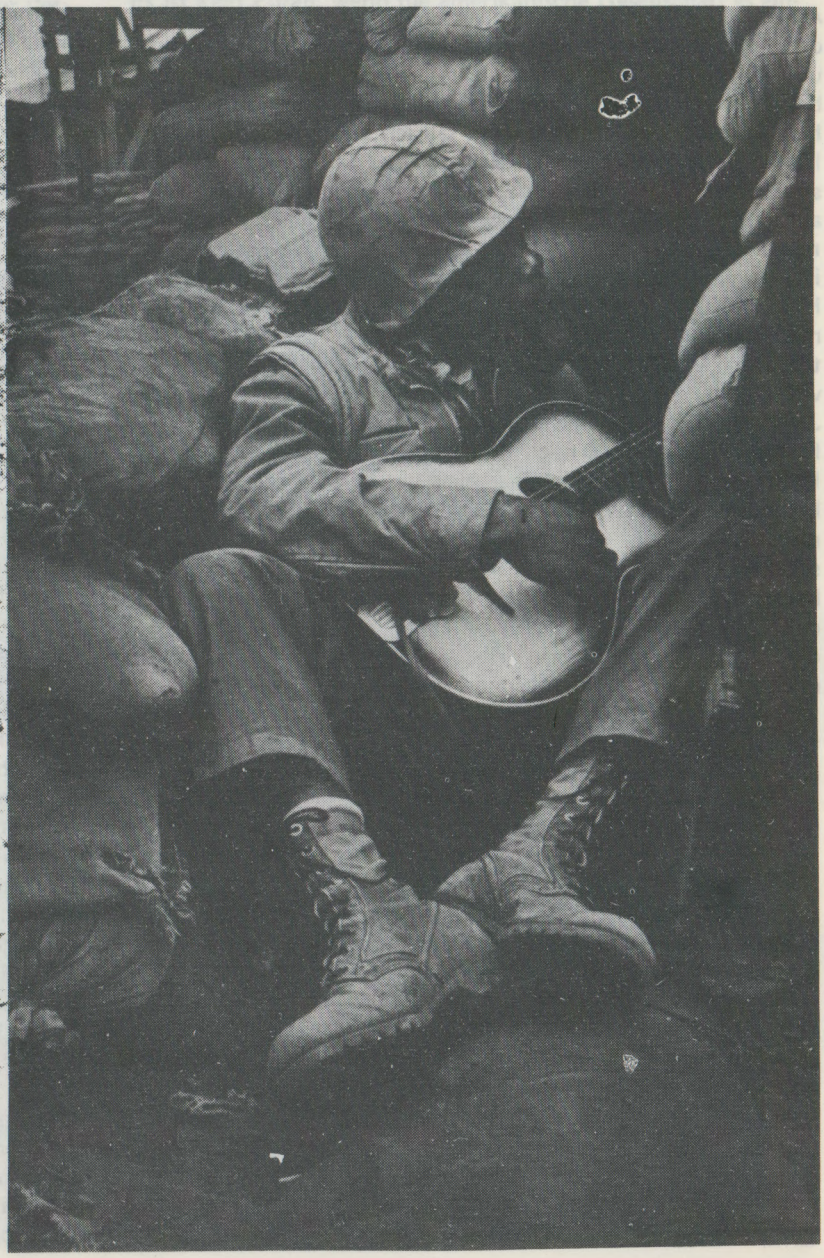
LIEBER DAS LEBEN ALS DIE EHRE

Das ist die Wirklichkeit des Krieges und nicht die Umzüge der alten Kämpfer an Festtagen. Kim sagt mir in seiner professionellen Redeweise mehr darüber, als eine Million Flugblätter. An einem Nachmittag nimmt er mich zum Besuch eines großen Militärfriedhofs mit. Die Steinplatten, die hin und wieder von einem Kreuz überragt sind, bedecken die

Hügel. Gärtner, die gewaltige Rasenmähmaschinen steuern, mähen das Gras zwischen den Grabsteinreihen. Oft liest man "unbekannt".*Unknown(.* Einige gehen auf die Kriege des 19. Jahrhunderts zurück. Die Geschichte hat sich dort eingetragen in den unnützen Tod, die Dummheit militärischer Auseinandersetzungen. Der Leichnam aus Vietnam ruht an der Seite des Leichnams aus dem Sezessionskrieg. Ich habe immer die Figur des Falstaff verehrt, der sich auf dem Schlachtfeld hinter einem Strauch versteckt und erklärt, daß er das Leben der Ehre vorzieht. Man muß die Feiglinge rehabilitieren. Wenn die Welt nur mit Feiglingen und Hasenfüßen bevölkert wäre, würde alles viel besser laufen. Es ist logisch, daß man Angst hat, wenn man bedroht wird, seine Beine in die Hände nimmt,wenn man Gefahr läuft, verwundet oder getötet zu werden. Wenn es keine Helden gegeben hätte, gäbe es keine Sklaven. Der Mut ist der bevorzugte Wert der Vorgesetzten, ihr Schwindel und die autoritären Gesellschaftsformen bringen den Kindern bei, daß man mutig sein muß, um ihnen ihre Freiheit zu nehmen. „Ein Mann sein",das bedeutet sich in Reih und Glied aufstellen, sich in ein Wertsystem eintragen, das die Hierarchien, die Ausbeutung, die Toleranz für das, was unerträglich sein müßte, gutheißt. Und damit die Lobrede auf den Mut wirksamer funktioniert, ist sie von euphorischen Prozeduren begleitet, von Trommelwirbel, [illegible] Uniformen, hell glänzenden Medaillen, Plakaten. Der Tod wird auf diese Weise vergesellschaftet, domestiziert, gezähmt. Ich möchte nicht zahm sein. Die Revolutionäre, die unter der Folter reden, sind mir näher als die Helden. Zumindest hängen sie am Leben; es ist kein Zufall, wenn man aus ihnen Schuldige macht. Jesus und Guevara reproduzieren dieselben Werte wie Bigeard oder John Wayne. Und wenn ich selbst trotz allem, was ich gerade sagte, auch mehrere Male mein Leben für die "Sache" riskierte, so liegt das nur daran, weil ich dumm bin und die Helden meiner Kindheit im Kopf eines gealterten Knirps herumspuken. Kim ist ein Feigling. Er sagt es mir. Und weil er ein Feigling ist, hat er gegen seine Offiziere revoltiert, gegen den Krieg, gegen das System. Ich habe Lust, ihn fest an mich zu drücken, als er mir sein Leben erzählt:

GROSSER GEHORSAMER JUNGE

„Ich war nur ein Jahr am College, bevor ich in die Armee gegangen bin. Ich dachte, daß alles, was meine Regierung machte, gut wäre, ohne mir Fragen zu stellen. Amerika war unverletzlich. Ich sah nur großartige Dinge und Fortschritt um mich herum. Warum hätte ich den Politikern Fragen stellen sollen?



Ich hätte nicht daran gedacht, daß es Korruption geben könnte. Das organisierte Verbrechen war ein Mythos, die Droge ein Phänomen der städtischen Elendsviertel. Ich glaubte, daß die Schwarzen den Weißen gleichgestellt wären, aber daß sie faul seien und wollten, daß die letzteren sie ernähren. Obwohl ich nicht das gesetzesmäßig vorgeschriebene Alter hatte, trank ich Alkohol und betrachtete Marijuana als etwas schreckliches, wirklich verbotenes. Die Liebe, so dachte ich, wäre etwas Verborgenes und es kam mir nicht der Gedanke, daß das auch eine bestimmte Beziehung zu anderen Menschen ist. Ich hatte mich niemals mit dem Tod gemessen und wußte nicht, was es bedeuten konnte zu sterben, eine Person zu verlieren. Ich hatte gelernt, ein großer Junge zu werden: das Geld, das schöne Auto hatten eine große Bedeutung für mich. Die nötigen Kleider, die dazugehörige Frisur mit Scheitel, wie es sich gehört. Während meiner ersten sechs Monate in der Armee gab es nicht mehr Militarismus. Alles war sehr klar, von den Regeln bestimmt. Ich machte mein Bett wie ein kleiner guter Soldat, sagte *‚yes sir'*, hier bin ich, der kleine Joe, ein Soldat, der bereit ist, gegen die Welt anzutreten.

MIT DEM GRAS, DER BRUCH

Dann bin ich nach Vietnam gegangen, nach Bahi Tok, zur MP. Wir eskortierten Transporte. Ich befand mich wirklich in der Haut des Polizisten. Die anderen betrachteten mich mit großen Augen. Sie waren stoned. Ich versuchte mich mit den Unteroffizieren zusammenzutun, die nicht rauchten. Sie tranken und ich machte mich daran, viel zu saufen. Das war akzeptabel. So vergingen die ersten Monate. Die anderen in der Einheit lehnten mich ab. Und dann sah ich Leute verschwinden. Ich fange an, mir Fragen zu stellen. Eines Tages auf der Landstraße nach Long Bhan, einem großen Flughafen, werden wir angegriffen. Jetzt hat's mich also auch erwischt. Die Marijuanaraucher entgegnen dem Angriff. Leute werden getötet. Es ist unglaublich. Die Hubschrauber und Düsenjäger kommen zur Hilfe. „Charlie" (= Vietcong) zieht sich zurück. Ich schaue mich um: was tue ich hier? Ein Kumpel in meinem Jeep ist tot. Das hätte ich sein können. Mein Freund Paul sieht mich vollständig vernebelt an und wir rauchen zusammen einen Joint. Die Dinge scheinen nicht mehr wirklich zu sein. Ich sehe die Schönheit um mich herum. Es war ein unangenehmes Erwachen zum Leben. Ich war mein ganzes Leben ein Körperbehinderter gewesen. Meine Eltern, meine Schule, mein Training, meine ganze Orientierung in der amerikanischen Gesellschaft hatten aus mir das gemacht, was sie mit mir vorgehabt hatten. Und was war das? Ich werde mir urplötzlich bewußt, daß die Unteroffiziere der Wirklichkeit entflohen, indem sie die Raucher anklagten und sich selbst berauschten. Ich begann mich mit den Rauchern zusammenzutun und versuchte herauszubekommen, was sie wußten und ich nicht. Nach zwei Monaten rauchte ich Gras. Ich mochte es gern, aber ich war noch über mein Image beunruhigt. Dann ging es sehr schnell.

„DIE KRABBEN"

Ich verbrachte 9 Monate in Vietnam , von Juli 1972 bis Februar 1973, davon sieben Monate vollständig stoned. Meine ganze Vergangenheit hatte keine Bedeutung mehr. Allein meine persönlichen Erfahrungen zählten. Mir kamen eine Menge Ideen, als ich mit Freunden diskutierte, von denen viele ehemalige Studenten waren. Sie waren es gewohnt zu beobachten und dann Schlußfolgerungen zu ziehen. Ich bermerkte, daß die „Krabben" auf dem Rücken der Armen Geld machten und ihnen sagten, daß ihre Lage im Kommunismus zweimal so schlimm wäre. Daß die „Charlies" für das kämpften, was sie für richtig hielten, das war mehr, als das, was ich machte. Natürlich schoß ich auch weiterhin. „Charlie" schoß nicht in die Luft und es war ein Kampf ums Leben. Ich wollte zurückkehren. Ich sah Folterungen. Wenn die Südvietnamesen einen Verdächtigen fanden, brachen sie ihm die Finger, schlugen ihn windelweich und schossen ihn mit gebundenen Händen nieder, wie ein Schwein. Das ließ mich heuchlerisch werden. Ich sagte mir: das ist nicht richtig. Aber wir drehten diesen Vorgängen den RÜcken. Ich akzeptierte das als ein Teil der Gesellschaft. Ich war kein Rebell, der bereit war, für Prinzipien den Tod zu riskieren. Deshalb rauchte ich noch mehr. Glaub nicht, daß ich ein Sonderfall bin. Ich bin wie die anderen. Ich reagierte wie jeder andere. Ich hätte gerne mehr Initiative, aber ich bin abgestumpft. Sicher, es gab Studentendemonstrationen während mehrerer Jahre, aber schau, was damit nun ist."

Nach Vietnam geht Kim nach Korea, wo er etwa ein Jahr bleibt, immer noch MP und Tag und Nacht stoned. Bei seiner Rückkehr in die USA zieht sich seine Angelegenheit nicht lange hin. Als ich ihn in Asien getroffen hatte, sprach Kim über Reisen, eine Fahrt nach Europa zu machen, dem großen Abenteuer nachzujagen. Aber die amerikanische Gesellschaft bemächtigt sich seiner von neuem: die Familie, die Kleinstadt im Mittleren Westen, das „was wird man darüber sagen", die Angst um seine Freiheit. Drei Tage nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst nimmt er aus Angst vor Arbeitslosigkeit einen Polizistenjob an, den man vorrangig Veteranen vorschlägt. Das Räderwerk fängt wieder an zu funktionieren. Der Job als Polizist, das Wiedersehen mit der Familie, die Heirat mit der ehemaligen Freundin, ein Kind, die Einrichtung in einem kleinen gemütlichen Haus, die Verschuldung, der tägliche Kram. Kim ist gleichzeitig verzweifelt und seine einzige Reaktion besteht darin, in einem Bereich Zuflucht zu suchen, wo die Revolte quasi nicht möglich ist, ist: sich zurückziehen, sich in seinem Haus mit seiner Frau und seinem Kind zu isolieren. Er hat also ein Gelände gekauft, sowie vier isolierte Wände in der Nähe eines Sees und jedes Wochenende arbeitet er mit seinem Schwiegervater am Aufbau seines zukünftigen Hauses. Aber hat Kim wirklich Amerika wiedergetroffen? Welches Amerika?

IMPERIAL. ENDE SEPTEMBER

Mister Stephens ist wie ein großer Hund. Wenn man nicht aufpaßt, beißt das Tier. Er liebt nur seinen Herrn, wenn man von Liebe sprechen kann. Eine typische Gestalt des Mittleren Westens. Er trägt ein Hemd und grüne Flaschenhosen, die ihm das Aussehen eines Milizsoldaten geben, das viereckige Gesicht des Rohlings im Film, das sich manchmal wie zu einem Kinderlächeln aufhellt. Kims Vater arbeitet seit 25 Jahren in derselben Fabrik — Flugzeugbau — in St. Louis. Dann kommt er nach Hause zurück, ein Haus in einer dieser Siedlungen, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, wo düstere Häuser in Reih und Glied zwischen Rasenflächen ohne Hecken und Zäune stehen. Sein Leben ist genau festgelegt. Von 16 Uhr bis Mitternacht in der Fabrik, schlafen, im Morgengrauen aufstehen, Frühstück von seiner Frau zubereitet, die tagsüber als Köchin in einer nahegelehenen Schule arbeitet. Dann kümmert er sich um seinen kleinen Reifenhandel und fährt mit seinem kleinen Lastwagen die in der Umgebung liegenden Tankstellen versorgen. Er verkauft auch Waffen und seine besten Kunden sind die Polizisten von nebenan. Er selbst ist versessen auf Waffen und sein Gesicht strahlt, als er mir seine Sammlung zeigt: 105 Revolver, Pistolen, Gewehre und ein Maschinengewehr, sowie Patronenschachteln. Die Waffen liegen überall herum, selbst auf dem Tisch am Kopfende des Bettes, etwa 10 geladene, schießbereite Pistolen. Sein Leben lang hat Mr. Stephens mit Rieseneifer gearbeitet und wenn das Haushaltseinkommen 50 000 Dollar im Jahr erreicht, fragt man sich langsam, für was das Geld gebraucht wird. An den Wänden des Wohnzimmers sind die Portraits seiner Kinder aufgehängt,

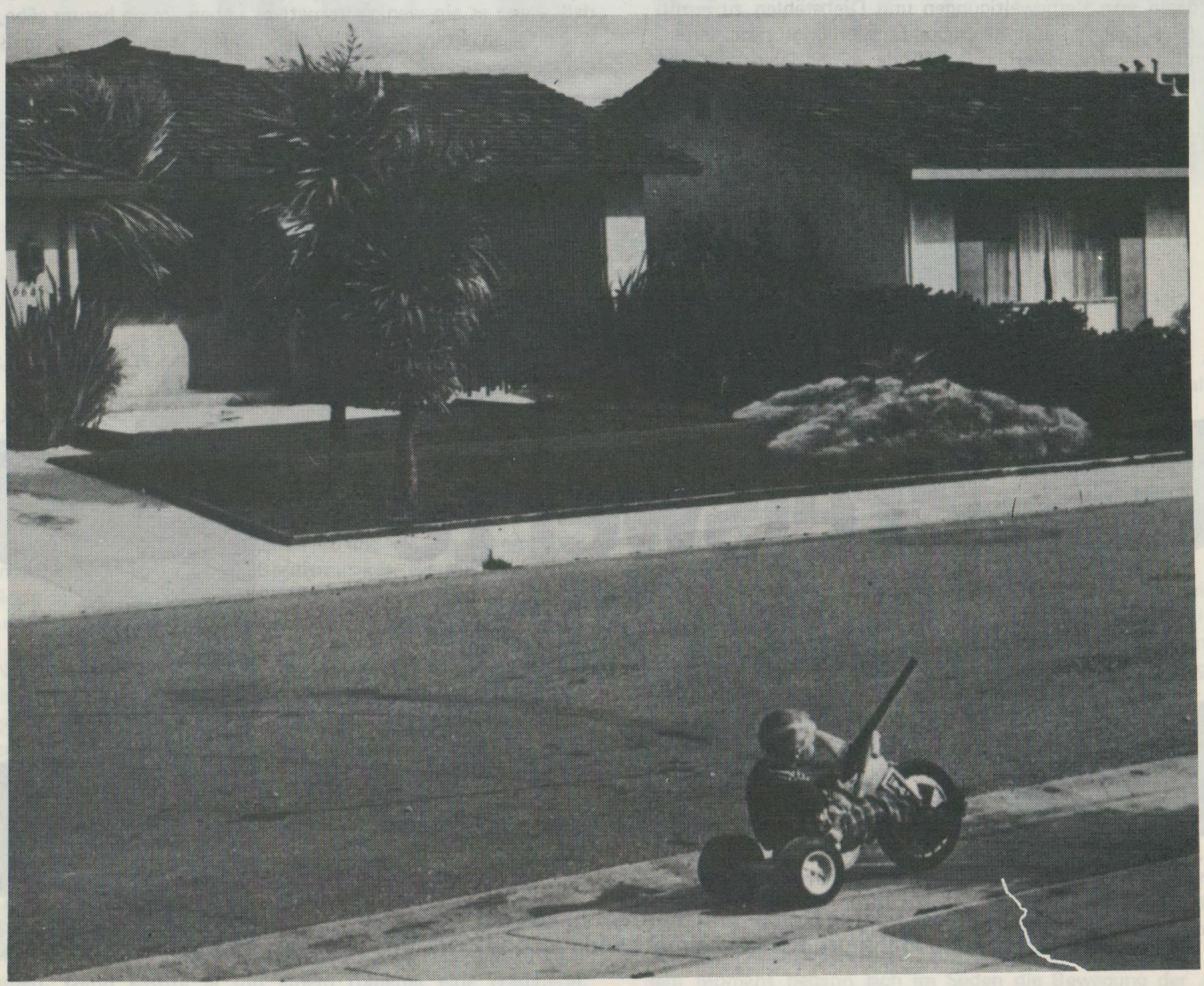
tadellose, ehrliche junge Bürger und Bürgerinnen Amerikas. Kurzer Haarschnitt der Jungen und gerader Blick. Lisa, gewählte Königin ihrer Schule. Susie als Gardemädchen, Kim in Militäruniform, Kim, der heute seine große Wut gegen die Gesellschaft der Stephens in sich hineinfrißt.

Mr. Stephens ist desorientiert und er sagt es mir. Er weiß nicht mehr, was er denken soll. Nixon sollte an einen Baum gehängt werden, explodiert er, die Politiker sind alle verdorben. Alles ist verworren: der sehr rassistische Gouverneur von Alabama, George Wallace, diese Gallionsfigur der extremen amerikanischen Rechten, ist sein Held, aber auch John Kennedy und er verflucht den CIA, der den „ größten Präsidenten, den die USA jemals gehabt hätten", ermordete. Der Vietnamkrieg war ein Irrtum, bekennt er, besser wäre es, sich um seine eigenen Leute zu kümmern. Er wünscht soweit kein diktatorisches Regime, aber er träumt von einer großen Säuberung. An die Krise will er nicht glauben: „Hier gibt es für jeden Arbeit, nur wollen die nicht arbeiten."

JEDE PERSON, JEDE SACHE AN IHREN PLATZ

Eine Karikatur in der Tageszeitung ‚St. Louis Post Dispach' von heute, illustriert gut die Angstgefühle des Mr. Stephens. Man sieht aus einem Abfluß ein bärtiges, struppiges Individuum, an dem Dreck, vielleicht Blut heruntertröpfelt, auftauchen, das einen Berg durchbohrt und einen Revolver in der Hand hält. Sein Körper kriecht an den Strand eines Baches, der wahrscheinlich den großen amerikanischen Traum darstellt. Über dem Abfluß, am Abhang des Berges steht geschrieben: „Radikalismus". Radikalismus ist für diesen 52jährigen Arbeiter alles, was ihm fremd ist und fremd ist ihm alles, außer seiner Familie, seine Arbeit, seine Waffen. Die Steuern, die er bezahlt, sind gering angestiegen, im Vergleich zu Frankreich und er hat nicht den Eindruck, daß die Regierung, der Staat, das System, in sein Privatleben eindringen. Der so gehaßte Sozialismus beginnt für ihn schon mit öffentlicher Einmischung.

Warum sollte sich Mr. Stephens ausgebeutet fühlen? Er denkt, daß er an seinem Platz ist und daß jeder an seinem Platz sein muß, wie die Familienfotos, die zwischen dem Fernsehen und einer Jagdtrophäe aufgehängt sind. Kim und seine Frau Jamie können ruhig aufsässig werden, sie gehen langsam in all dem unter, was immer ihr Platz gewesen ist. Ihr Haus in der Siedlung von Imperial ähnelt den Neubauten der Trabantenstadt, wo Kims Eltern wohnen, schon beträchtlich. Sie sind von identischen Häusern eingekreist, von Nachbarn ohne jedweden möglichen Ideenreichtum. Die einzigen Öffnungen nach außen sind der Weg zur Arbeit und das Fernsehen, das sie noch ein bißchen mehr in ihr institutionelles Wertsystem einschließt. Die Jugend wird zu einer akzeptierten Abweichung während einer Übergangszeit. Sie verstreicht unter dem triumphierenden Blick verbrauchter Familien, die der langsamen täglichen Erniedrigung von Menschen und der Freiheit beiwohnen, dem fortschreitenden Zerfall jeglicher Widerstandsregung bis zur peinlich genau vorbereiteten Unterwerfung. Es bleibt Kim und Jamie nichts mehr übrig, als an sich selbst krank zu werden. Es ist kein Zufall, wenn die amerikanische Gesellschaft es einzurichten weiß, zu niedrigen Preisen – im Vergleich zu Frankreich – die konstitutiven Elemente der Familienzelle zu verkaufen: das Nesthaus, funktionelle Möbel, weiche Teppichfußböden, Farbfernsehen, Fortbewegungsmittel Auto, Haus-



haltsgeräte, grüne Pflanzen, künstliche Blumen, Kleider, Grundnahrungsmittel. Wohingegen, und das ist ebensowenig ein Zufall, alles, was außerhalb des Haushalts abläuft oder sein Gleichgewicht stört, alles, was dich aus dem Haus zieht, teuer ist: der Zahnarzt, der Arzt, der Ratgeber, die Freizeit, ausländische Weine, Marijuana, die Restaurants. Die Krankheit, die Abnormität, werden als Strafen betrachtet, wofür man seinen Preis zahlen muß. Warum eigentlich durch die Straßen laufen, wenn sie alles im Supermarkt, im Einkaufszentrum finden?

Jamie und Kim hören nicht auf, mir Fragen zu stellen: wie nehme ich sie wahr, hat sich Kim geändert, seit ich ihn vor 2 Jahren in Asien getroffen habe. Sie fühlen, daß sie verwesen und sagen mir beständig, daß sie weniger feige, banal und mittelmäßig sein möchten. Sie wollten nicht heiraten. Sie heirateten. Sie wollten kein kleinbürgerliches Leben. Sie leben wie Kleinbürger. Sie verabscheuen ihre jeweiligen Familien, aber beginnen schon sie zu imitieren. Es begann mit Witzen über Jamies fehlende Kochkunst. Sie war damals, als sie Kim getroffen hatte, dem familiären Kreis entwischt und arbeitete als Sekretärin. Sie lebte allein in einer kleinen Wohnung, hatte ‚Affären' mit Männern, ohne an Heirat zu denken. Jetzt ist sie eine gute Hausfrau und brutzelt kleine Gerichte. Jamie, sagt sie mir, hat gelernt, die Freuden des Haushalts und der Hausarbeit zu genießen.

Jede Gesellschaft produziert ihre Verräter. Verrat ist die Aushöhlung der Freiheit, der Verräter das Gegenteil des Rebellen: und Kim ist ein Verräter. Es ist nicht erstaunlich, daß er während der vier Monate, die er in Fort Leavenworth nach seiner Rückkehr aus Korea zubrachte, seinen Bart und seine Haare wachsen ließ und in Verkleidung Polizist gespielt hat, um die Schuldigen von Vergewaltigungen und Diebstählen zu ermitteln. Dies brachte ihm herzliche Empfehlungsbriefe seitens der militärischen Behörden am Ende seiner Dienstzeit ein. Derselbe Kim, der sich in Korea gegen die Offiziere des Flughafens, denen er zugeteilt war, erhoben hatte. Sicher, er verteidigt sich, versucht, sich zu rechtfertigen: er ist gegen das Verbrechen, die Vergewaltigung, sein Auftrag ist kein politischer, er spielte niemals die Rolle eines Denunzianten. Sein Job bestand darin, die Drogenhändler aufzuspüren und nicht die Marijuanahändler, was er selbst weiterhin rauchte. Was die Deserteure angeht, so hat er nur Papiere bearbeitet oder ist nach New York geflogen, um einen verhafteten Deserteur abzuholen und ins Fort zu bringen. Die festgenommenen Deserteure erreichten übrigens schnell ihre Befreiung. Das sei doch alles nur ein Witz, eine „gewaltige Komödie."

Aber Kim ist wie ein leeres Haus geworden oder vielmehr ist die Leere eines Hauses, die Leere einer Muschel. Es ist das Abbild seines Hauses, stereotyp und ohne Leidenschaft, bis in die kleinste der Dekorationen. Der einzige etwas persönliche Gegenstand ist eine große polierte Standuhr aus Holz, die er verabscheut und die jede Stunde ihr Geläute in der schäbigen Stille dieser entpersonalisierten Welt herunterleiert, das Schlagen der Zeit. Die Blumen sind aus Plastik und die gelben Kerzen des Leuchters aus schwarzem Schmiedeeisen werden niemals angezündet werden. Die auf den Möbeln aufgestellten Tiere sind aus Keramik und Amie, ihr kleines 18monatiges Mädchen ist schon eine Puppe mit ihrem roten Kopfband und ihren weißen Söckchen. So werden sie älter werden, diese eingeschüchterten alten Leute, mitten in ihren künstlichen Blumenpflanzungen, ihren nachgemachten Leopardendecken, die den gezähmten Urwald reproduzieren, mit ihren im voraus festgelegten Rollen. Nachdem ich drei Tage bei ihnen verbracht habe, fahre ich mit dem Tod weg: sie wissen es und sie haben Angst, Angst vor meinem Blick. Dennoch bin ich mir sicher, daß, wenn es ein wenig alternatives Leben um sie herum gäbe, wie in San Francisco, sich alles ändern könnte. Man muß Hilfen haben.

Die Suppe der sechziger Jahre...

San Francisco. Polk Street.

Unter der Arkade einer geschlossenen Boutique spielt ein kleiner pausbäckiger Schwarzer Saxophon. Der schwarze Instrumentenkasten steht an seinen Füßen vor dem Ladengitter. Zwei andere Männer kommen. Sie kennen sich nicht. – Grüß dich, kann ich mit dir spielen? – O.k.. Und dann spielen alle drei in der Nacht. Wunderbar, so wie kein Straßenmusiker in Paris es könnte, echte Berufsmusiker, die außerdem ihre Seele in die Noten legen, die die Stadt zerreißen. Das ist die echte Musik.

Nachdem wir, David, Bruce, Susanne und ich verstohlen einen Joint geraucht und uns ein bißchen auf dem Bürgersteig niedergelassen haben, bleiben wir dort, um ihnen ganz hingerissen zuzuhören. Dann machen wir uns zu einem chinesischen Restaurant auf, bevor es zumacht und Bruce erzählt uns sein Leben. Er ist 31 Jahre und erlebt die 70iger Jahre, wie viele andere in schlechter Gemütsverfassung. Er ist der große Freund von David und Susanne und ihre Wege vereinigen sich mit den gleichen Fragstellungen, der gleichen Verwirrung.

„Ich bin im Judenghetto in Brooklyn geboren", beginnt Bruce Goldberg, „und komme aus dem Kleinbürgertum. Mein Vater, ein Jazzmusiker, jobte noch nebenbei eine Menge, um zu überleben. Dann kaufte er mit einem Italiener eine Wäscherei. Wir konnten das Ghetto verlassen. Wir führten ein ganz normales, sicheres, beständiges Leben. Ich war 14 Jahre, als er starb. Sein Tod nahm mich mit: ich wurde ein Rebell: Ich fuhr den Lieferwagen in den Vierteln der Reichen und grollte den Reichen, ihren Häusern, ihren Autos. . . Ich hatte den Eindruck, daß das Kleinbürgertum wie in einer Garderobe lebte, um sich vor der Realität zu schützen. Eine Klasse voller Unehrlichkeit. Ich war das, was man als „jungen Delinquenten" bezeichnet. Ich hatte Probleme mit den Behörden und meinen Lehrern im Gymnasium. Ich rauchte Joints, arbeitete schlecht, trank, stritt mich, zumal meine Mutter sich mit einem Lehrer wieder verheiratet hatte. Ich definierte mich selbst als Beatnick. Nichts politisches. Mein Leben begann sich zu ändern, als ich mich für die Bücher interessierte, die ich las. Das war Anfang der sechziger Jahre. Damals hatte ich Carl Davidson als Zimmergenossen, der einer der Hauptfiguren der Bewegung wurde. Wir studierten zusammen Hegel und hingen den Umschlag eines Buches, der das Ganze des hegelianischen Systems zeigte, an die Tür; wir warfen mit Pfeilen darauf. Carl arbeitet aktiv in einer dieser Gruppen mit, die sich an den Universitäten verbreiteten: *‚Students for peace'* (Studenten für den Frieden). Er war auch mit einer Quäkergruppe in Verbindung, was eine Mischung aus religiösem Erwachen und Politik ergab, von Gandhi und Bomben. In diesem Moment begann sich im Süden die Bewegung der *‚civil*

rights' (Bürgerrechtsbewegung) zu entwickeln. Ich war skeptisch. Mein Idol war Baldwin und ich lehnte die Gruppen ab. Was nützt es als Ausdruck des Protests, sagte ich, sich mit 20 Leuten 10 Tage lang hinzusetzen und nicht zu essen?"

EINE SUBKULTUR BILDET SICH

Die amerikanische Folkmusik wurde wiederentdeckt, eine weiße Musik, die zum Identifikationsmerkmal der Protestler wurde. Die Leute spazierten mit neuartigen Kleidern und ihrer Gitarre durch die Straße. Es gab da auch den Wunsch nach Frieden, die Bomben zu verbannen. Und dann wußten wir, daß sich mit den *,civil rights'* im Süden etwas tat. Das alles war keine wirkliche Bewegung, aber eine Art, einen nahestehenden Menschen wieder zu erkennen, seine Wurzeln zu entdecken. Auch die Drogen dienten als Identifikationsmittel. Nur, daß wir noch nicht in der Öffentlichkeit rauchten. Zu fünfzig Leuten waren wir auf den Toiletten. Das Vergnügen zu teilen – sich im Kreis sitzend den Joint zu reichen – entsprach einem wichtigen Akt der Rebellion, einer Form der politischen Gemeinschaft, einer Predigt. Im Jahre 1963 wird Kennedy ermordet. Ich las in der Bibliothek Bücher über Platon, als ich sah, daß sich kleine Gruppen versammelten und etwas murmelten. Ich gehe raus: ich sehe, daß sie dabei sind, einen Sender im Transistor zu hören. Was? Kennedy ist niedergeschossen worden. Für viele unter uns war er ein Vorbild, ein Symbol. Das eines jungen Mannes, der der Politik eine Aura des Glanzes zurückgegeben hatte. Sein Programm der „neuen Grenzen" ließ uns in romantischer Art und Weise von Abenteuern träumen. In Wirklichkeit wußten wir überhaupt nicht, was er gemacht hatte. Jedoch erlaubte uns sein Tod zum ersten Mal, die Politik in Erwägung zu ziehen. Wir waren erschüttert und hatten den Eindruck, etwas verloren zu haben.

DIE GEBURT DES S.D.S.

Im Jahre 1964 haben zahlreiche Studenten ihre erste politische Erfahrung. Viele von ihnen gehen vom Norden in den Süden hinunter und schließen sich dem S.N.C.C. (*Student Non violent Coordinating Comitee* – Gewaltloses studentisches Koordinationskomitee) an. In Kalifornien begannen die Studenten etwas über die Probleme der „chicanos" und mexikanischer Emigranten zu erfahren. Noch in diesem Jahr wählten die Demokraten Johnson und nicht Barry Goldwater für die Präsidentschaftswahlen. Johnson hatte bei seiner Kampagne das Thema: Goldwater ist ein Extremist, der Bomben auf die Erde werfen würde, in den Mittelpunkt gestellt. Allein die am meisten Politisierten unter uns mißtrauten damals den Demokraten.

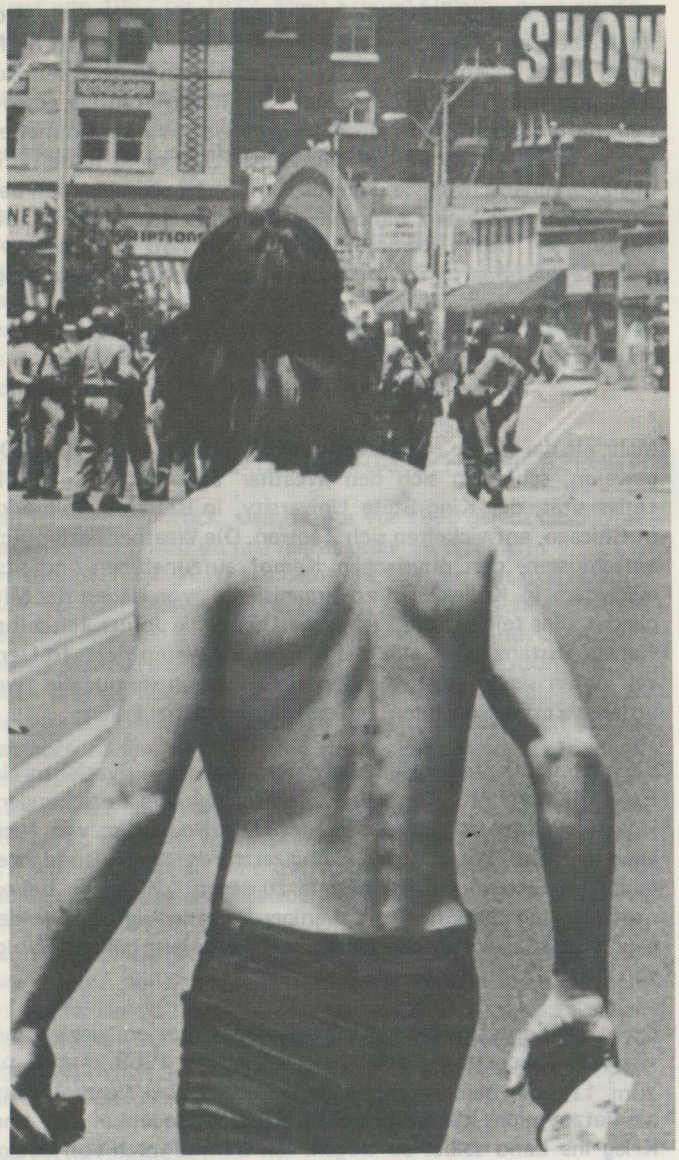
Die ganze Energie hat sich nach und nach gegen den Krieg kanalisiert. Der S.D.S. (*Students for a Democratic Society* – Studenten für eine demokratische Gesellschaft) war einige Jahre vorher aus den Jugendorganisationen der „Liga für eine industrille Demokratie" hervorgegangen. An der Spitze der Liga stand Michael Harrington, der Autor eines Buches, das Kennedy gelesen hatte, „Das andere Amerika". Dieses Buch soll Kennedy die Idee gegeben haben, einen Krieg gegen die Armut in Gang zu bringen. Harrington, der der Demokratischen Partei verbunden war, während er vorgab, Sozialist zu sein, sträubte sich 1964 gegen die Mitgliedschaft von Kommunisten in der Liga. Der S.D.S. beginnt Stadtteilarbeit im Ghetto von New York zu machen. Sie wollten direkt zu den Leuten gehen, mit dem Slogan der demokratischen Beteiligung. Sehr schnell macht der radikalste Teil der Jugend einen Bruch mit der Demokratischen Partei, die es nach ihrem Parteitag von 1964 ablehnte, die Delegation der „Mississippi Freedom Democratic Party", Schwarze, die sich der offizellen weißen Delegation entgegenstellten, anzuerkennen. Vom ‚den ganzen Weg mit L.B.J.' wechselt der S.D.S. zu ‚einen Teil des Weges mit L.B.J.' (Lyndon B. Johnson).

SIE WURDEN NIEDERGESCHLAGEN

Dank Carl Davidson interessierte ich mich immer mehr für Politik. Auf dem Campus traf ich Leute, die vom Mississippi zurückkehrten, von den großen kalifornischen Gütern. . . Sie waren verhaftet worden, niedergeschlagen, sie hatten das andere Amerika erprobt. Auf dem Unigelände aber wurden die Studenten auch weiterhin wie Kinder behandelt: Zensur von Veröffentlichungen, Besuchsplan für Frauen, Auswahl derjenigen, die auf dem Unigelände sprechen durften, durch die Unibehörden. Die Studenten, die aus dem anderen Amerika zurückgekommen waren, konnten das nicht mehr ertragen. Wir fingen an, *‚freedom songs'* zu singen. Alles lief in einem Punkt zusammen: die Kultur der Folkmusik, die zu den Ursprüngen der Freiheit zurückführte, die Droge, Vietnam, das Bewußtsein, daß Amerika eine Klassengesellschaft war. Das ist die „Suppe" der 60iger Jahre. Carl und ich hatten die Schnauze voll von der Uni; wir erfuhren vom *„Free Speech Movement"* in Berkeley. Carmichael vom S.N.C.C. hatte eine Zeitlang bei uns gewohnt und uns verständlich gemacht, was Unterdrükkung war, indem er uns erzählte, wie der Friseur der Stadt nicht seine Haare hatte schneiden wollen, weil er Schwarzer war. Er war toll, Stokeley, damals war sein Held Cassius. . . Dann ein anderer Besuch von einem Genossen aus Berkeley: Steve Weissmann. Carl und ich entschieden uns also auf unserem Unigelände der Pennsylviana State University, ein „Adhoc-Komitee für studentische Freiheit" (*adhoc comitee for student freedom*) zu schaffen. Ich übernehme den Vorsitz des Clubs für internationale Beziehungen, was es ermöglicht, Filme der F.L.N. (Vietcong) vorzuführen. Skandal! Es wird eine Untersuchung des Generalstaatsanwalts geben. Wir machen Flugblätter, die auffordern, den Stundenplan nicht zu respektieren. Carl wird ‚nigger lover' gescholten und erhält einen Faustschlag ins Gesicht. Um die Redefreiheit auf dem Campus durchzusetzen, stellen wir uns jeden Tag mit 20 Leuten an einer Stelle auf, mit einer Kasse und einem Lautsprecher und wechseln jedesmal den Platz. Aus zwei Leuten werden schnell 5000 Mitglieder, die unser Komitee zählen wird.

KING WIRD ALS „NIGGER LOVER" BESCHIMPFT

1965 geht Carl nach Nebraska und ich nach Colorado, wo ich mein Diplom machen möchte. Vor unserer Abfahrt ruft uns der Vizepräsident der Uni zu sich: „Wir senden ihre Akten den Universitäten, wo sie hingehen. Sie sind Unruhestifter." In diesem Jahr und dem folgenden unterdrücke ich meine politische Vergangenheit, bemühe mich zu studieren und mein Examen zu bestehen. Carl hingegen politisiert sich immer mehr und schreibt ein Kapitel des S.D.S. in Nebraska. Als gewählter Vize-Präsident des S.D.S. gibt er seine Uni-Karriere auf und reist überall umher. Im Verlauf einer seiner Reisen besucht er mich und findet einen kleinen guten Studenten, der von Merleau-Ponty begeistert ist. Er gibt mir „Containment and Charge" von Carl Oglesby, dem ehemaligen Präsidenten des S.D.S. zu lesen, der als erster im Jahre 1965 während eines Marsches auf Washington ankündigte, was im kommenden Jahrzehnt geschenen würde. Das Buch begeistert mich, vor allem das Kapitel über die Aufstände. Als Carl mich auffordert, ihm nach Colorado zu folgen, stimme ich sofort zu und als ich wieder in Denver bin, habe ich mich entschieden: das Studium beenden. Ich bin ganz aufgeregt, diese wichtige Entscheidung getroffen zu haben. Ich trete dem S.D.S. bei, ohne genau zu wissen, was das bedeutet, einfach aus dem Bedürfnis nach Identifikation.



1967 startete Matin Luther King die Kampagne des *„Vietman Summer"*, der sich der S.D.S. anschließt. Ich beziehe mich dabei ein. Ich sitze hinter einem Schreibtisch auf dem Campus mit angebrachten Plakaten und einer Menge Leute aus der Mittelschicht, die kommen, um mit mir über Vietnam zu diskutieren. Ende 1967 vertrete ich den „Vietnam Summer" von Colorado bei der *„Conference on new politics"*, die in Chicago stattfindet und all die vereinigt, die seit 1963 die Keimzelle der Neuen Linken bilden. Ich finde dort Davidson wieder und viele andere. Bei dieser Konferenz geschieht etwas sehr wichtiges: der Bruch zwischen Weißen und Schwarzen in der Bewegung. Weiße und Schwarze, junge Liberale und Leute aus den Ghettos, geraten über die Israel-Frage aneinander. Die letzteren fordern eine Verurteilung des Zionismus. Ich selbst hatte mir diese Frage niemals gestellt. Ich spreche mich, ohne genau zu wissen, von was ich spreche, gegen den Zionismus, aber für den Staat Israel aus. Diese Trennung wird jammervoll sein. Obendrein wurde der Konvent so organisiert, daß man eine dritte Partei bildet, die Benjamin Spock und Luther King als Kandidaten für die Präsidentschaftswahlen 1968 aufstellt. Das wird jedoch nicht laufen. Ich erinnere mich der schwarzen Genossen, die King daran hindern zu sprechen und ihn ‚Onkel Tom' und ‚nigger lover' ausschimpfen. Nichts geht aus diesem Treffen hervor, wenn nicht viel Verbitterung und eine sogenannte philosophische Unterscheidung zwischen Liberalen und Radikalen. Ein Liberaler war jemand, der die Welt verändern wollte, damit sie wie er werde, während der Radikale die Notwendigkeit erkannte, auch sich selbst zu ändern, eine Umwandlung, worauf die nordischen Weißen pfiffen.

MIT EINEM REVOLVER BEWAFFNET

Nichtsdestoweniger kehre ich nach Colorado zurück, politisch aktiver denn je. Das Semester beginnt. Einen Monat später demonstrieren wir gegen die Anwesenheit von Anwerbebüros des C.I.A. auf dem Unigelände. Mit neun anderen Studenten werde ich aus der Uni rausgeschmissen. Ich verliere mein Stipendium. Der S.D.S. verstärkt sich. Fast überall an den Unis passiert dasselbe. Die Bewegung war so anarchistisch, wie man es sich nur träumen kann: keine zentralen Organe, eine spontane Organisation. Ich selbst mußte zur Armee. Also gebe ich eine Pressekonferenz und erkläre, daß ich in die Armee ginge, um sie zu zersetzen und daß ich nicht nach Vietnam gehen würde. Ich stifte Unruhe im Rekrutierungszentrum, man ließ mich nackt vor hunderten von Rekruten auf und ab gehen, um mich zu demütigen. Das war wunderbar. Ich hatte endlich das Gefühl, daß meine Handlungen mit meinen Ideen konform gingen. Ich hatte den Eindruck, eine Art Held zu sein. Schließlich wurde ich entlassen. Die Universität hatte sich so politisiert, daß sich die Professoren entschieden, uns zu reintegrieren, aus eigener Tasche. Den Studenten war es gelungen, die latente Opposition, die zwischen dem Lehrkörper und den Uni-Behörden bestand, zum Ausbruch zu bringen. Ich wurde ganzzeitig Organisator und war dauernd unterwegs. Ein Freund, der auch Organisator geworden war und ich waren in Colorado zu Berühmtheiten aufgestiegen. Wir dachten, große Revolutionäre zu sein. Ich wollte nach Kuba gehen und mich zum bewaffneten Kampf ausbilden lassen, damit ich die Guerilla in Amerika starten könnte. Das war kindlich. Als wir nach Chicago zu einem Treffen mit den Führern des S.D.S. gingen, waren wir mit einem Revolver bewaffnet. Carl sagte mir, ich sei verrückt und naiv. Wir kehrten ein wenig abgeklärt zurück. Dann wird es die Demonstrationen gegen die Dow Chemical und den C.I.A. geben. Die Unibehörden versuchen uns vom Campus zu jagen. Die Angelegenheit machte Schlagzeilen in der Presse: sind wir Studenten oder nicht? Jedes Meeting des S.D.S. zieht hunderte von Leuten an. Wir begannen, auch Verbindungen zu den „Black Panthers" und den „chicanos" von Denver aufzunehmen. Im Frühling 1968 hatten wir wirklich den Eindruck, daß die Revolution auf der Tagesordnung stand. Es war nur noch eine Frage der Zeit. Das Treffen des S.D.S. wird in diesem Jahr in Boulder abgehalten. Es erlaubt mir, meine ersten Schritte in der Ideologie zu machen und besonders in marxistischen Begriffen, im Hinblick auf die Arbeiterklasse zu denken. Was geschieht tatsächlich? Die Genossen der ‚Progressive Labour Party' (P.L.P.), einer maoistischen Sekte, ziehen ihren Vorteil aus den Nichtausschlußbestimmungen des S.D.S. und treten massenhaft ein, um anzuwerben, beziehungsweise sich der Führungsspitze der Organisation zu bemächtigen. Ihre Stärke kommt aus der Tatsache, daß sie die Frage des Marxismus stellen. Bis dahin hatten wir die Revolutionäre der Dritten Welt unterstützt, wir betrachteten uns als Marxisten, aber wir hatten nicht über die Arbeiterklasse diskutiert. Wir dachten, die Revolution für uns zu machen, für die revolutionäre Jugendbewegung. Wir haßten die Parteigänger der P.L.P. mit ihren kurzen Haaren und ihren langweiligen Reden. Sie inkarnierten den Kommunistentyp, den die Massenmedien uns zum Haßobjekt stilisiert hatten, Bürokraten ohne Leidenschaft, die Entscheidungen hinter dem Rücken von allen im geheimen fällen. Wir vertrauten ihnen nicht, aber sie schafften es, die Diskussionen zu beherrschen. Wir wurden uns bewußt, daß wir Marx und Lenin lesen mußten.

VERLASSEN WIR DIE UNIVERSITÄT

Dann kam der Mai 68 in Paris, der Durchbruch an allen Unis. Im S.D.S. waren wir geteilt. Einige, darunter ich, dachten, daß die Revolution die Tat einer großen Gruppe von Berufsrevo-

lutionären wäre, andere wollten die Revolution sofort, eine kulturelle Revolution, die die Politik zerstören sollte. Ende 1968 begannen sich die beiden Gruppen voneinander zu entfernen. Die Pazifisten verlassen den S.D.S. oder nehmen Distanz. 45 – 50% der Studenten sind zu diesem Zeitpunkt noch Anhänger des S.D.S. Eine neue Leitung versucht, die beiden Strömungen, die Revolution der Jugend und die Klassenrevolution, zu versöhnen. Die Trotzkisten haben vor, als Strategie große nationale Demos mit bekannten Rednern zu organisieren, während wir für dezentrale Demos sind.

Ende 1968 bin ich ebenso wie Oglesby und Russel Nufeld, der später die Weathermen unterstützen wird, als Vertreter des S.D.S. nach Kuba eingeladen. Wir sind mit der Organisation der Brigaden „Venceremos" beauftragt, amerikanischer Brigaden, die den Kubanern helfen werden, die 10 Millionen Tonnen Zucker zu ernten, wie es Fidel ankündigte. Was für eine Aufregung. Ich erinnere mich an ein Mitglied des ZK der KP Kubas, das uns gesagt hatte: „O.k., aber keine Trotzkisten oder P.L.P.". Dort drüben trafen wir Leute, die Flugzeuge entführten, die Chinesen, die F.L.N., die Befreiungsbewegungen. Wir lasen auch „Revolution in der Revolution" von Debray.

Nach der Rückkehr war ich aktiver denn je, Reden, Meetings... Wir hatten die Bedeutung der Klassenideologie verstanden und sagten: Verlassen wir die Uni! In diesem Moment standen sich zwei Tendenzen gegenüber: RYM 1 und RYM 2. RYM für *Revolutionary Youth Movement* . Aus RYM 2 sollten die Weathermen entstehen. RYM 2 maß der Klassenfrage weniger Bedeutung bei; dort machte ich mit. Außerhalb des S.D.S. beschäftigten sich Gruppen mit dem bewaffneten Kampf, wie die Panther. Im Jahre 1969 herrschte die Frage der Repression und des Terrorismus vor. Wir hörten nicht auf, vom Tod zu sprechen.

Im Juni 1969 gab es das letzte und wichtigste Treffen des S.D.S. Es wurde im selben Hörsaal abgehalten, wo wir Martin Luther King davon abgehalten hatten, zu reden. Diesmal waren es die maoistischen Genossen der *Progressive Labour Party* die das kleine rote Buch hin und her schwenkten und die Panther daran hinderten, zu reden. Es gab Krach, zumal die Panther von ihrer Seite aus sexistische Reden hielten. Die Frauen schrien. Am folgenden Tag entschuldigte sich Fred Hampton, der später von der Polizei in Chicago niedergschossen wird, im Namen der Panther. Schließlich bildeten die beiden RYM einen Block gegen die P.L.P. Wir zogen uns in einen Raum zurück und ließen die P.L.P. allein. Wir waren Politiker geworden, hatten gelernt, was eine Strategie war. Wir versammelten uns in einer Kirche und da wir keine P.L.P mehr hatten, die uns zusammenschweißte, kam es zum Bruch zwischen den beiden RYM. Die einen wandten sich den Weathermen zu. die anderen den neuen kommunistischen Parteien *October League, Revolutionary Union,* die heute die Wochenzeitung *The Guardian* kontrollieren.

DIE TAGE DER WUT

Mehr als die Hälfte der Kader des S.D.S., wir waren etwa 100 gewesen, schlossen sich den ‚Weather' an. An der Columbia Universität, der King State University, in Boulder, Colorado, in Chicago, entwickelten sich Zentren. Die Weather hatten sich entschlossen, den physischen Kampf aufzunehmen und sich außerdem in Kollektiven zu organisieren, von denen die Mitglieder alles teilten: die Liebe, die Güter, die Joints. Ich selbst wahrte Distanz, aber alle meine Freunde waren dort. In Denver lebten sie in einem großen Haus, wovon sie nur die zwei unteren Zimmer belegten, um ganz zusammenzuleben.

Sie hatten die Verschläge abgerissen, um dem Privatleben ein Ende zu bereiten. Klos, Badezimmer, sexuelle Beziehungen, jegliche Privatheit wurde geächtet. Die Redeweise war auch allen gemein. Wir wurden Selbstzerstörer. Mark Rudd, der heute im Untergrund ist, pflegte zu sagen: „Wenn ihr bei einem Meeting die Gunst nur weniger Personen verliert, ist das eine Niederlage; von der Hälfte der Leute:ein halber Erfolg; von allen: ein großer Erfolg."

Die ausgeflipptesten Demos schienen uns gelungen; wenigstens, wie wir versicherten. So fanden im Oktober 1969 , vom 9. bis zum 11., die berühmten „Tage der Wut" der Weather statt, die letzte nicht-klandestine Aktion. Der Gedanke war, den Krieg ins Land selbst zu tragen. Ich trennte mich von ihnen, indem ich sie für vollständig verrückt erklärte. . . Jeder verdächtigte den anderen, ein Bulle zu sein. Man sprach über nichts mehr als sterben, falls das möglich war. Die Führer der Weather dachten, daß auf ihren Aufruf hin 25 000 Menschen in Chicago demonstrieren würden. Sie werden nur wenige hundert sein, die von den Bullen niedergeknüppelt werden, verhaftet, von allen als Abenteurer beschimpft. Auf diese berühmten Tage bereiteten sich die Genossen vor: um 6 Uhr aufstehen, Gymnastik, Laufen im Park, Karatestunden, nicht rauchen, Helme tragen. Im Winter halten die Weather ihr Treffen in Michigan ab. Aber sie hatten jegliche Glaubwürdigkeit verloren. Einige gingen soweit, mit drei Fingern das Zeichen der Gabel zu machen, jener Gabel, die Charles Manson gebrauchte, um zu massakrieren. Sie sagten: „Alle weißen Babies sind Schweine." Viele werden dann die Weather verlassen. Die, die bleiben, werden den Weather-Underground bilden. Er besteht noch heute.

FÜR EIN PAAR TAUSEND DOLLAR

Ich begebe mich im Jahr 1970 nach New York, wo ich für 75 Dollars in der Woche in einem Verlag, Grove Press, arbeite. Ich mache Untersuchungen über die Leute, die Kredite fordern. Tatsächlich mache ich gar nichts. Dann komme ich in das Herausgeberteam, aber das gefällt mir nicht. Man macht sich über meine kubanischen Stiefel lustig. Ich kündige also und unterrichte halbtags. Nachdem ich es satt habe, kehre ich nach Colorado zurück, in dieses Haus der Weather, das sie inzwischen verlassen haben und lebe dort in einer Wohngemeinschaft, ohne etwas zu tun. Nun kommt die Zeit, wo sich die Unternehmensleitungen sehr für die Neue Linke interessieren. Das

dauert von 1967 bis 1972. Mein Freund Oglesby wird als Referent und als Beteiligter zu einem Seminar über die Neue Linke im ‚Aspen Institute for Humanist Studies' eingeladen. Ein Institut, hinter dem Fachverbände stehen. Ich werde auch dazu eingeladen. Ich habe keine große Rolle gespielt, aber alle Ausgaben gehen auf ihre Kosten. Jeden Tag versammeln sich 12 bis 15 höhere Manager an einem Tisch und wir kommentieren Marcuse, Cleaver, Marx, Luther King, Melville, Huxley. Ich diskutiere mit dem Vizepräsidenten der Xerox oder IBM. Bei meiner Abfahrt, nach einigen Seminarwochen werden sie mir einen Scheck über mehrere tausend Dollars geben. Als Geschenk. Dann kehre ich an die philosophische Fakultät der Colorado Universität zurück, wo ich in Ruhe meine Doktorarbeit über Merleau-Ponty beendete.

ICH BIN VON ÜBERHAUPT NICHTS MEHR ÜBERZEUGT

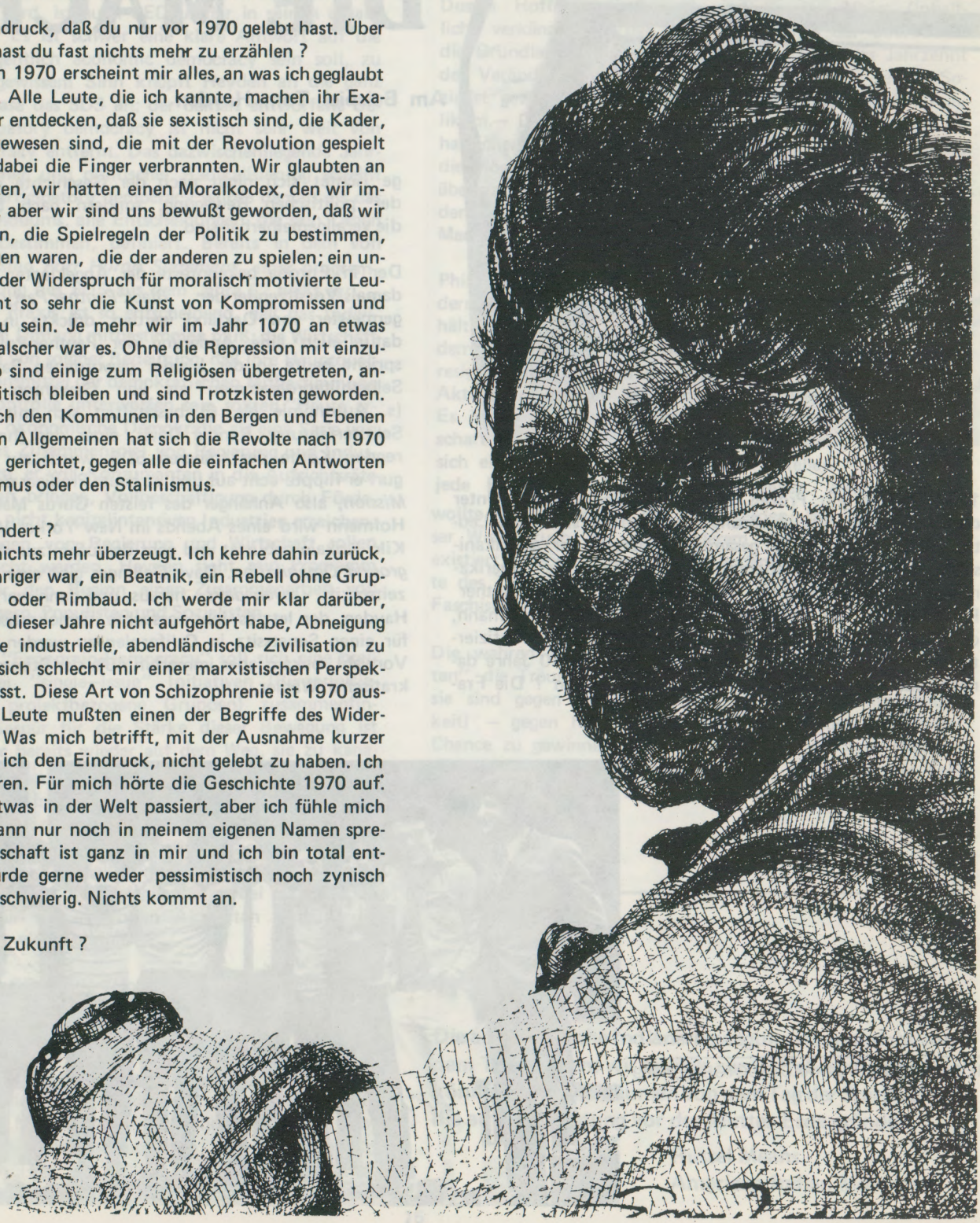
Man hat den Eindruck, daß du nur vor 1970 gelebt hast. Über die Zeit danach hast du fast nichts mehr zu erzählen ?
Das stimmt. Nach 1970 erscheint mir alles, an was ich geglaubt habe, verdächtig. Alle Leute, die ich kannte, machen ihr Examen. Die Männer entdecken, daß sie sexistisch sind, die Kader, daß sie Führer gewesen sind, die mit der Revolution gespielt haben und sich dabei die Finger verbrannten. Wir glaubten an das, was wir sagten, wir hatten einen Moralkodex, den wir immer noch haben, aber wir sind uns bewußt geworden, daß wir nicht fähig waren, die Spielregeln der Politik zu bestimmen, daß wir gezwungen waren, die der anderen zu spielen; ein unmöglich zu lebender Widerspruch für moralisch motivierte Leute. Politik scheint so sehr die Kunst von Kompromissen und Widersprüchen zu sein. Je mehr wir im Jahr 1070 an etwas glaubten, desto falscher war es. Ohne die Repression mit einzurechnen. Deshalb sind einige zum Religiösen übergetreten, andere wollten politisch bleiben und sind Trotzkisten geworden. Andere haben sich den Kommunen in den Bergen und Ebenen angeschlossen. Im Allgemeinen hat sich die Revolte nach 1970 gegen die Politik gerichtet, gegen alle die einfachen Antworten wie den Trotzkismus oder den Stalinismus.

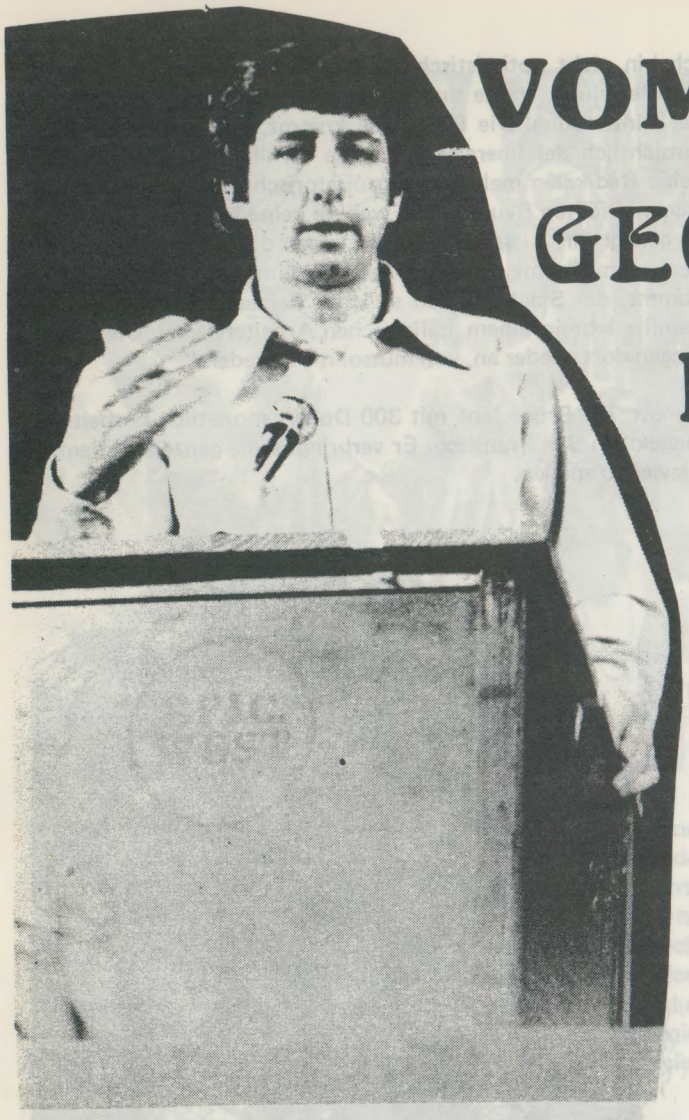
Hast du dich geändert ?
Ja, ich bin von nichts mehr überzeugt. Ich kehre dahin zurück, wo ich als 17-jähriger war, ein Beatnik, ein Rebell ohne Gruppe, wie Verlaine oder Rimbaud. Ich werde mir klar darüber, daß ich während dieser Jahre nicht aufgehört habe, Abneigung und Hass für die industrielle, abendländische Zivilisation zu empfinden, was sich schlecht mir einer marxistischen Perspektive verbinden lässt. Diese Art von Schizophrenie ist 1970 ausgebrochen. Die Leute mußten einen der Begriffe des Widerspruchs wählen. Was mich betrifft, mit der Ausnahme kurzer Monate, so habe ich den Eindruck, nicht gelebt zu haben. Ich fühle mich verloren. Für mich hörte die Geschichte 1970 auf. Ich weiß, daß etwas in der Welt passiert, aber ich fühle mich abgekühlt. Ich kann nur noch in meinem eigenen Namen sprechen. Die Gesellschaft ist ganz in mir und ich bin total entfremdet. Ich würde gerne weder pessimistisch noch zynisch sein, aber das ist schwierig. Nichts kommt an.

Wie siehst du die Zukunft ?
Ich bin nicht optimistisch. In den 60iger Jahren sprach man von Befreiung. Heute sind wir in einer Phase der Resignation, der Einfriedung. Die Phase, die kommt, wird mit Mißtrauen hinsichtlich der liberalen Ideologie erfüllt sein, denn es gibt keine Radikalen mehr, die organisatorisch den von diesem Miß trauen erfüllten Raum füllen, weil sie keine Ideologie nötig hat. Es genügt ihr, zu sagen: „Das ist gegen die Linke." Die Leute, denen im allgemeinen alles was Regierung ist, verdächtig vorkommt, der Staat, werden sich der Armee zuwenden. Meine Familie lebt in einem italienischen Arbeiterviertel. Die Leute fangen dort wieder an, von Mussolini zu reden."

August 76: Bruce lebt mit 300 Dollars monatlich (Arbeitslosengeld) in San Fransisco. Er verbringt seine ganze Zeit damit, Klavier zu spielen.

★





VOM KAMPF GEGEN ZUM KAMPF UM DIE MACHT

Am Beispiel Tom Hayden

1968 machte ein Prozeß in Chicago Schlagzeilen. Unter der Anklage der Verschwörung zum Aufruhr standen 8 Leute, die so ziemlich die gesamte Bandbreite der amerikanischen Linken repräsentieren, mit Ausnahme der amerikanischen Frauenbewegung. SDS, Yippies, Black Panther Party war die eine Seite, jener berühmte Richter Hoffmann, der Stammheimer Landrecht auf amerikanisch praktizierte, die andere. Was ist eigentlich heute, knapp 10 Jahre danach, aus den damaligen Angeklagten geworden ? Die Frage richtet sich nicht nach der Geschichte einzelner Stars der politischen Bewegung, sondern nach Entwicklungen, die verallgemeinerbar sind.

Der in Europa bekannteste der Angeklagten, Bobby Seale, damals Vorsitzender der *Black Panther Party* , wollte Bürgermeister von Oakland werden, drückte in dieser Kandidatur auch eine Änderung der Panther-Politik aus. Man spricht heute in der kleiner gewordenen Partei mehr von Selbsthilfeprogrammen als von Gewehren. Jerry Rubin (s. Autonomie Nr. 6) beschäftigt sich mit Therapie und Selbsterfahrung. Rennie Davis, einer der theoretisch führenden Köpfe des früheren SDS, wurde zur tragischen Figur: er flippte echt aus und ist heute Prediger der *Divine Light Mission*, also Anhänger des feisten Gurus Maharadji. Abbie Hofmann wird eines Abends im New Yorker Village mit drei Kilo Kokain gebustet und geht daraufhin zur *Weather Underground Organisation*. Dave Dellinger gibt eine linke Wochenzeitschrift - *seven days* - heraus, und dann war da noch Tom Hayden, der letztes Jahr versuchte, demokratischer Kandidat für einen Senatssitz in Californien zu werden. Er verlor die Vorwahl, bekam aber immerhin 40% der Stimmen der demokratischen Wähler.

THE CHICAGO CONSPIRACY, OCTOBER, 1969

Um Tom Hayden und seinen Versuch, eine Organisation links der demokratischen Partei aufzubauen, geht es im folgenden. Hayden hat nicht etwa vor, eine weitere Sektenpartei zu schaffen, er will höher hinaus. Er nennt seine Gruppe auch nicht sozialistisch, da dieses Etikett nur erschrecke, sondern *Compaign for economic democracy (CED)* und verkündet, daß es im Jahre 1980 in Oakland, San Francisco und San Diego CED-Bürgermeister geben werde. Zahlreiche Mitarbeiter Haydens sind ehemalige Aktivisten der 60er Jahre, mittlerweile in diversen akademischen Karrieren; aber es galng ihm auch, die Unterstützung etwa von Cesar Chavez' *United Farm Workers* zu bekommen. Auch einige schwarze Abgeordnete und Gewerkschafter finden sich mittlerweile im CED, deren klare Mehrheit aber immer noch weiße Intellektuelle sind.

Wie wohl jeder Apparat, der für die Produktion von Mehrheiten gebastelt wird, ist auch CED unklar in seinen inhaltlichen Aussagen. Es ist schwer eine klare Antwort auf die Frage , was eigentlich economic democracy sein soll, zu bekommen. In gewissem Sinn knüpft Hayden an die ganz frühe liberale Phase des SDS an; der damals entworfene Begriff der participatory democracy ist nicht sehr weit von economic democracy entfernt. Das dazwischenliegende Jahrzehnt persönlicher und politischer Radikalisierung scheint verschwunden. Participatory democracy wurde damals als das Recht jedes Individuums, alle Entscheidungen, die sein Leben betreffen, mitzubestimmen, definiert. Bereits in dem von Hayden mitverfaßten *Port Huron Statement*, einer programmatischen Erklärung des SDS aus dem Jahre 62 heißt es:„... die ökonomische Praxis ist so entscheidend, daß das Individuum sie in vollem Umfang mitbestimmen muß; die Wirtschaft ist gesellschaftlich von solcher Bedeutung, daß ihre Hauptquellen und Produktionsmittel der demokratischen Mitbestimmung offen und der Kontrolle unterworfen sein sollten."Heute erklärt Hayden, die ökonomische Demokratie als eine Serie von Reformen, die das Zusammenspiel von Regierung und Industire beenden sollen, er will Konsumenten in die Aufsichtsräte der großen Firmen bringen, Vollbeschäftigung durch Förderung von arbeits-, nicht kapitalintensiven Industrien erreichen. Alle Entscheidungen von Regierung und Wirtschaft sollen transparent gemacht werden. Hayden sieht sein Programm als Grundlage für den Beginn einer Zusammenarbeit von Liberalen, Reformern, Populisten und Sozialisten.

Unter dem Titel "Economic Democracy" soll sich eine breite Koalition aller "single–issue" Initiativen (Bürgerinitiativen, konkrete projektbezogene Gruppen) zusammenfinden. Hayden's Gespür für die Stärke dieser Bewegung ist richtig, nur ist er bereits wieder auf dem Weg, sie zu kanalisieren und die ganze Palette von Organisationsansätzen bereits jetzt wieder in das Korsett einer Wahlkampfmaschinerie zu zwängen. Er übersieht dabei, daß die eigentliche Qualität dieser "single–issue" Initiativen über das konkrete Ziel hinaus eben die Selbstorganisation, die Selbsthilfe ist, d.h. die Ablehnung des Delegierens; wobei Hayden nun über die Hintertür des gewählten Aktivisten genau jenes Delegationsprinzip wieder einführt.

Das Problem des Sinns oder Unsinns von Wahlbeteiligungen stellt sich in den USA noch vielschichtiger und schwieriger als hier. Da etwa Richter, Schulaufsichtsgremien und Sheriffs, also lokale Funktionsträger mit ganz direkten Auswirkungen auf die communities, direkt gewählt werden, ist der Versuch derartige Positionen zu besetzen, durchaus einleuchtend. Man kann für deutsche Verhältnisse sehr fremd klingende Geschichten aus den USA erzählen. So steht etwa dieser Tage der Sheriff von San Francisco vor Gericht, der, als radikalliberaler Kandidat gewählt, sich weigerte, ein von alten chinesischen Arbeitern besetztes Haus zu räumen; diese Weigerung brachte ihn nun selbst vors Gericht. Ein erklärtes Ziel des CED ist es, in derartigen Konflikten einzugreifen, also progressiven Mandatsträgern, die aufgrund ihrer Amtsführung in Konflikte kommen, Schützenhilfe zu leisten. Der Versuch Senator zu werden, Hayden's erklärtes Ziel für die nächste Wahlkampagne ist allerdings eine ganz andere Geschichte, die auch nichts mehr mit konkreten Bedürfnissen der communities zu tun hat.

Hayden's Konzeption ist eine weitere Variante des alten Liedes von den systemüberwindenden Reformern; er selber ein weiterer Prophet, der den dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus gefunden zu haben glaubt und auf diesem Weg Karriere machen will. Spricht Hayden vor jungen Studenten, so hat man das Gefühl, er verkauft seine eigene Vergangenheit. Gut gekleidet, eine Mischung aus Dustin Hoffman (äußerlich) und Karsten Voigt (inhaltlich) verkündet er, daß der Radikalismus der 6oer Jahre die Grundlage dafür war, daß die 70er Jahre das Jahrzehnt der Veränderung werden. Er verkündet auch, er sei nie Sozialist gewesen, aber das ist dann vor einem anderen Publikum.– Die Figur Hayden's reizt zur Ablehnung, seine inhaltlichen Äußerungen sind nichts Neues – interessant ist die Möglichkeit des Erfolges (bereits seine 4o % letztes Jahr überraschten); man darf nicht vergessen, daß einige Städte der USA "radicals" als Bürgermeister wählten, wie etwa Madison, Wisconsin.

Philippe Gavi vergleicht in einem Artikel (Les Temps Modernes, August, September 76) über Hayden dessen Verhältnis zur Macht – ein einfaches, denn er will sie – mit dem gebrochenen vieler ehemaliger Freunde Hayden's, den resignierten Aktivisten der 60er Jahre:" Die Mehrzahl der Aktivisten, die ich traf, haben eine Verliermentalität... Es ist außerdem richtig, daß sie keine Macht, keine Herrschaft wollen, daher um so größere Schwierigkeiten haben, sich einen Kampf um die Macht vorzustellen – da sie eben jede Form der Macht in Frage stellen. Welcher radical wollte schon Präsident der USA werden? Wie läßt sich dieser Widerspruch, der in geringerem Maße auch in Europa existiert, auflösen? Denn auf der anderen Seite sind die Kräfte des Todes, des Gefängnisses, der Reaktion, vielleicht des Faschismus aktiv, um verunsicherte Köpfe zu mobilisieren.

Die wahren Revolutionäre sind die Antihelden, die "Poeten", die Träumer – in einem lebendigen Sinn des Wortes – sie sind gegen die Autorität (nicht gegen Verantwortlichkeit) – gegen hierarchisierte Macht; sie haben also keine Chance zu gewinnen; sie sind im Voraus verloren, Romantiker, die im Treibsand kämpfen. Tom Hayden ist der Teil von mir selbst, den ich am meisten hasse."

Die amerikanische Indianerbewegung träumt nicht von dem Tag, an dem wir zurück zur Büffel-Jagd gehen können, aber wir träumen von dem Tag der Spiritualität, die auf der Achtung vor der Mutter Erde gründet.

Russel Means
American Indian Movement

ÖKO-GUERILLA

★★★

Am 6. April 1970 machte eine Gruppe junger Typen aus Miami, die sich Eco-Commando Force '70 nannten, eine Aktion: in drei Kläranlagen schütteten sie riesige Mengen von Farbe ins Wasser. Bei Tagesanbruch war klar, daß diese Aktion, die mit großer Präzision durchgeführt worden war, ein voller Erfolg war: fast alle Flüsse und Bäche in der Gegend von Miami über Nacht gelb geworden. Noch am selben Tag veröffentlichte die Gruppe ein Kommunique Nr. 1; darin erklärte sie, warum sie die Aktion durchgeführt hatte: sie wollte zeigen, 'was tatsächlich mit den ganzen Abwasser und Dreck passiert, der in die Kläranlagen kommt.' (In den Eco-Commandos sind berufstätige Männer und Frauen, Studenten, Arbeiter und Wissenschaftler der verschiedensten Disziplinen; alle sind unter 30).

Die Gruppe erklärte: 'Unser 'Verbrechen', wenn man davon überhaupt sprechen will, ist minimal - verglichen mit den Verbrechen, die tagtäglich an unserer Umwelt begangen werden. Unser Kampf ist kein Spaß - wir kämpfen um unsere Lebensmöglichkeiten, letztlich um unser Leben.' Die Gruppe hat erklärt, daß ihre Mitglieder im Falle einer Festnahme im Prozeß das Notwehrrecht geltend machen würden.

Eine andere Aktion der Gruppe: als am 4. Juli 1970 tausende von Leuten zum Baden an den Strand von Miami zogen (es war Feiertag: Unabhängigkeitstag), fanden sie am Strand große rote Schilder vor, die die Nacht vorher von den Eco-Commandos aufgestellt worden waren. Auf ihnen stand zu lesen: 'Vorsicht - das Wasser ist verseucht! Angeln verboten! In dieser Gegend herrscht eine gefährliche Konzentraton pathogener Bakterien.'

Dieser Aktion folgte Kommunique Nr. 2; dort hieß es, an den meisten Stränden sei zwar eine gefährliche Konzentration von Bakterien gefunden worden, die Verantwortlichen würden aber trotzdem nicht die Strände schließen, 'weil das ein Schlag für das touristische Geschäft wäre.'

Am 22. Oktober dieses Jahres warfen die Eco-Commandos 700 fest verschlossene Flaschen in die Abwässer-Kanäle von Miami. In den Flaschen befanden sich Postkarten; darauf wurden die Finder aufgefordert, die Karten an die Herausgeber der Zeitungen und an den zuständigen Gouverneur zu schicken, 'um den Herrschaften mal zu zeigen, was mit Abwasser und Abfällen tatsächlich passiert.' Die Eco-Commandos wollten damit darauf hinweisen, daß die Verantwortlichen lügen, wenn sie immer wieder behaupten, Abfall und Abwässer, die nicht wieder aufzubereiten seien, würden hinaus aufs Meer geschafft und dort unschädlich gemacht. Und tatsächlich: die Flaschen wurden überall an der Nordküste von Florida gefunden - die Meeresströmung hatte sie wieder landeinwärts getrieben.

Andere Ökoguerilla-Gruppen haben spektakuläre Aktionen gemacht. So wurde bei einem umweltverschmutzenden Betrieb in British Columbia einer der Transformatoren in die Luft gesprengt. Die Polizei glaubt, eine Gruppe von Öko-Aktivisten, die sich Kootenay Liberation Front nennen, dafür verantwortlich machen zu können - Beweise aber hat sie nicht.

★★★

WETTER

'Dies ist eine Todeskultur. Sie mißhandelt ihre Kinder und mißachtet ihre Alten, sie wirft ihre Rebellen ins Gefängnis und trinkt sich zu Tode. Sie erzieht uns zu gesellschaftlicher Unverantwortlichkeit, zu Arroganz, Unwissenheit und in einer unpolitischen Haltung. Wir sind technologisch am weitesten fortgeschritten, aber politisch und gesellschaftlich am weitesten zurück. Die Lebensqualität eines chinesischen Bauern ist besser als unsere. Er hat kostenlose und ausreichende medizinische Versorgung, eine inhaltliche politische Bildung, produktive Arbeit, einen Ort zum Leben, genug zu essen, jeder kann sich als bedeutungsvoller Teilnehmer einer gemeinsamen historischen Aufgabe betrachten. Es mag sein, daß wir mehr essen und über mehr Geräte verfügen, aber wir sind ständig unter Konkurrenzdruck, unsicher, ungewiß und in Angst. Unsere Arbeit ist bedeutungslos, der Verschleiß ist vorprogrammiert, andere Leute machen uns Angst und erscheinen uns hassenswert. Das ist kein Leben.'

— Prairie Fire, politisches Statement des Weather Underground, deutsch in: 200 Jahre USA, S. 93

'Dies ist eine Todeskultur. Sie mißhandelt ihre Kinder und mißachtet ihre Alten . . . . Das ist keine Leben.'

— Kommunique der Revolutionären Zellen zu ihrem Anschlag auf amerikanische Installationen in der BRD

'Inzwischen habt Ihr von dem Teil der Linken, mit dem Ihr angeblich längst und endgültig abgeschlossen habt, einiges an Begriffen adaptiert: Ihr redet auf einmal von Angst, Einsamkeit, Kaputtheit, plastic people, Todeskultur, Liebe und den kolonisierten Köpfen. Das ist unehrlich und plumpe Bauernfängerei, denn all das sind Begriffe, mit denen Ihr nichts anfangen könnt.'

— 'Was hat das mit Revolution zu tun?', Brief an die Revolutionären Zellen, in: Pflasterstrand 10, S. 30

'Außerdem möchten wir, damit es nicht vergessen wird, hiermit noch schnell dem Herrn . . . für seine wertvollen Bemerkungen danken: derart schonungslos und offen hat bisher noch niemand die Unehrlichkeit, Plumpheit, Ahnungslosigkeit und Bewußtlosigkeit der Revolutionären Zellen bloßgelegt; er hat uns allen dankenswerter Weise logisch und korrekt aufgezeigt, daß die Begriffe Angst, Einsamkeit, Kaputtheit, Plastic People, Todeskultur, Liebe und kolonialisierte Köpfe ausschließlich sein wie des Frankfurter Kulturzentrums geistiges Eigentum und Erbe sind, Begriffe also, von denen die Cowboys und Killer von der RZ nicht einmal die leiseste Ahnung haben, was sie bedeuten könnten!'

— 'Widerstand unterm Pflasterstrand', Brief von Johanna Keine, Albert Macht, Emil Niemand, in: Pflasterstrand 11, S. 28

Die New York Times berichtete kürzlich, daß Mitglieder, zumindest ehemalige Mitglieder des Weather Underground, die seit 1969 in Chicago gesucht wurden, sich gestellt haben und jetzt den Prozeß gemacht bekommen. Gleichzeitig ist zu hören, daß der Weather Underground sich spalte, Erklärungen von Bernardine Dohrn zirkulieren, die ein unbedingteres Eingehen auf die Fragestellungen der Frauenbewegung fordern.

Der Weather Underground, die aus den amerikanischen Students for a Democratic Society (SDS) hervorgegangene Stadtguerillagruppe, hat 1974 mit „Prairie Fire" ein „politisches Manifest" vorgelegt, das die Diskussion der Linken in den USA fast überall starkt bewegte. In den USA in den meisten Alternativ-Zeitungen nachgedruckt, über Prairie Fire Circulation Committees und einen John Brown Book Club vertrieben hat es inzwischen wohl eine Auflage von mehreren Hunderttausend erreicht — für Deutsche: beschlagnahmt wurde es nirgends. Prairie Fire liegt seit dem 4. Juli 1976 in „200 Jahre USA" (Verlag Roter Stern, 119 S., DM 10.-) mit seinen wesentlichen Teilen auf deutsch vor. Der Band enthält außerdem noch ein für die Weather-Geschichte zentrales Kommunique: das Kommunique New Morning — Changing Weather, das 1970 erschien, nachdem am 6. März drei Weatherpeople ums Leben gekommen waren, als eine Bombe versehentlich explodierte.

In „New Morning — Changing Weather" hieß es damals: „Der Tod unserer drei Freunde bedeutete das Ende der militärischen Konzeption über das, was wir tun. Wir haben einige Wochen lang ausführlich miteinander geredet, um neuen Boden

LEUCHTEN

unter die Füße zu bekommen und um uns daran zu erinnern, daß der Glaube an die Möglichkeit der Revolution in uns dadurch aufkam, daß wir die Schulen, die Jobs und die erstarrten Beziehungen, zu denen wir ‚erzogen' worden sind, abgelehnt haben. Wir haben uns daran zurückerinnert, wie wir angefangen haben, in Gruppen zu leben und wie wir bemerkten, daß diese Revolution die Unterdrückung der Frauen unberührt lassen würde, wenn Frauen nicht anfingen, gemeinsam zu kämpfen. Und Marihuana und LSD und wenig Geld und das Gewahrwerden der schwarzen Revolution und der Völker der Welt. Uns selbst entprogrammieren, die amerikanische Geschichte neu lernen. Die erste Demonstration, bei der wir mitliefen; das erstemal, als wir versuchten, unsere Freunde zu überzeugen. In dieser Zeit des Nachdenkens nach der Explosion haben wir gemerkt, daß wir gegenseitig unsere Vergangenheit kaum kannten, wenig über unsere Fähigkeiten, unsere Interessen oder unsere Unterschiede wußten. Wir hatten uns zusammengefunden in der Militanz junger Weißer, die entschlossen waren, den Rassismus und die amerikanische Ausbeutung der Dritten Welt zu bekämpfen. Da wir uns einig waren, daß ein Untergrund aufgebaut werden müsse, waren wir in der Lage, als gesamte Organisation innerhalb von Stunden nach der Explosion zu verschwinden. Aber es war klar, daß an unserer Konzeption mehr falsch gewesen war als nur technische Unerfahrenheit." (200 Jahre USA, S. 107)

An anderer Stelle heißt es zwar: „Unser enger Zusammenhalt und die Integration unseres Privatlebens in unsere revolutionäre Arbeit wird es den Polizeispitzeln schwer machen, unsere Kollektive zu infiltrieren. Es ist für die Bullen verhältnismäßig einfach, sich in verschiedene Treffen, sogar Zusammenkünfte einer Geheimzelle einzuschleichen. Es ist viel schwieriger, lange in einer Familie zu leben, ohne entdeckt zu werden." Diese Schutzfunktion gegenüber Infiltration ist aber gewissermaßen nur by-product, das viel Wichtigere ist: „Die Leute haben angefangen, mit allen Aspekten ihres Lebens zu experimentieren. . . Sie haben gelernt, zusammen in den vergifteten Städten zu überleben. . . Sie sind aufs Land gezogen und haben neue Wege gefunden, freie wilde Kinder aufzuziehen. Sie haben sich mit organischer Ernährung entgiftet, für die sexuelle Befreiung gekämpft und sich die Haare wachsen lassen. Sie fangen an, einander näher zu kommen und sie haben gelernt, daß Marihuana und organische, bewußtseinserweiternde Drogen Waffen der Revolution sind. Nicht unbedingt für jeden, keine Mutprobe, sondern ein Werkzeug — ein Yaqui-Weg zur Erkenntnis." (200 Jahre USA, S. 112)

In der Nachbemerkung des Buchs kann so zurecht darauf hingewiesen werden, daß es die Stärke des Weather Underground ausmache, zur ‚neuen Nation' zu gehören, die sich in der amerikanischen Jugendrevolte der 60er Jahre gebildet hat. Diese Stärke ist auch der Grund, daß die Gesuchten, z.T. jahrelang auf der Liste der most wanted, nicht gefaßt werden konnten.

Bei der Lektüre von „200 Jahre USA" bekommt man Phantasie dafür, wie eine Gruppe wie der Weather Underground in den Umwälzungen der letzten Jahre sich verändern kann, sich korrigiert, vielleicht gar beschließt, wieder legal zu werden. Dazu gehört eine Gruppe, wie sie sich in Prairie Fire darstellt — aber auch eine Gesellschaft wie die amerikanische, die die in ihrem Schoße entstehende alternative Gesellschaft nach Watergate und Vietnam nicht einfach unterdrückt, inhaftiert, isoliert.

Johanna & Albert Keine-Macht

Say, is this the U.S.A.

200 Jahre USA

Die wirkliche Geschichte der USA ist nahezu völlig unbekannt. Sie ist entstanden im Konflikt zwischen europäischen Einwanderern und einheimischen Amerikanern, zwischen weißen Herren und schwarzen Sklaven.
200 Jahre USA bringt keine abgeschlossene Darstellung, ist keine vollständige oder chronologische Analyse der amerikanischen Vergangenheit. Es werden jene Perioden analysiert, die Schnittlinien und Wendepunkte darstellen. Angesichts der „patriotischen" Welle, wie sie die amerikanische Regierung für 1976, zum 200. Jahrestag der Gründung der USA auch hier verbreitet, ist es notwendig, realistische Folgerungen aus der amerikanischen Geschichte zu ziehen.

Aus dem Inhalt:
Völkermord, Sklaverei, Rassismus / Warum brannten George Washingtons Truppen die Dörfer der Irokesen nieder? / Die Bürgerrechte nur für weiße Männer? / Bürgerkrieg für die Sklavenemanzipation? / Abolitionisten, Kampf der Frauen / Wen macht der freie Welthandel frei? / Expansion und Eroberung / Die Opposition: Frauen, Bergleute, Einwanderer, ‚Wobblies" / heute: Die Erhebung der Frauen / Die Rebellion der Jugend / Die farbigen Völker in den USA
Im Anhang:
„Arm the Spirit" / „New Morning - Changing Weather"

119 Seiten, 20 Abb., DM 10.-

AMERIKKKA

ein Lese - Bilder - Buch

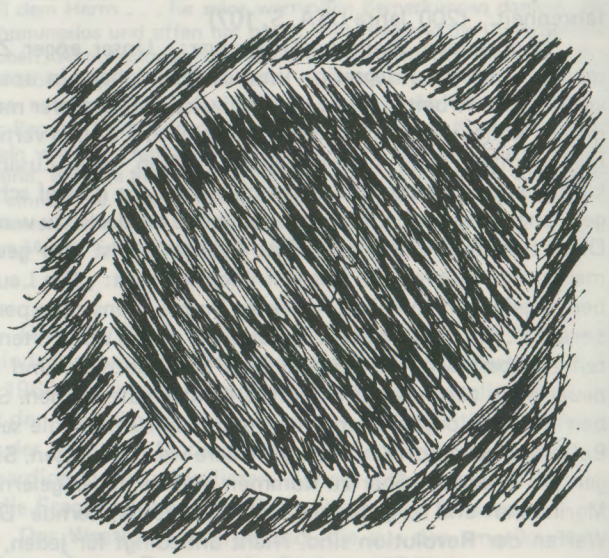
Aus dem Inhalt:
Amerika führt Krieg / Aus den 30er Jahren / Leben aus Ghetto: Arbeitslosigkeit - Menschen oder Straßen - Überwachungskameras - Verwissenschaftlichung der Polizei - Die Ermordung von Carl Hampton - San Quentin - Mord auf Raten - Brief aus Soledad Prison - Jedes Gefängnis ist Attica - Attica die Forderungen - Malcolm X: Ihr oder wir / Der schwarze Champion / Blue Collar - Industriearbeit: Lordstown - Sabotage und Widerstand bei General Motors - Arbeiter-Blues - Saison-Arbeiter - Fabrikkämpfe bei Chrysler / Suburbia / Schule der Nation / Creating the Message / Schwarze Geschichte: Karl Marx an Abraham Lincoln - Schwarze Erfahrung - Onkel Toms Kinder - Gewalt oder Gewaltlosigkeit - Die eigentlichen Amerikaner - Widerstandsaktionen - Chronologie / Amerikanische Textbeispiele: Uncle Tom's Children - Malcolm X's English Teacher - Tampa

288 Seiten, 86 Abb., im Ringbuch oder kartoniert, DM 16.-

Verlag Roter Stern, Postfach 180147, 6000 Frankfurt/M

DIE RUECKKEHR DES MAGISCHEN

On the back of the fish truck that loads
While my conscience explodes
The harmonicas play
The skeleton keys and the rain
And these visions of Johanna are now
all that remain.

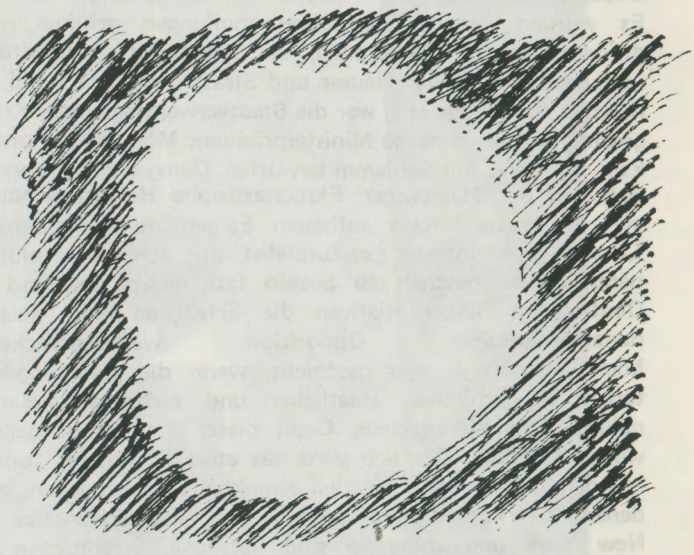


Ich bin mein Leben lang gern auf den Trip gegangen. Aber ich habe nicht jahrelang zusammen mit Fabrikarbeitern versucht das Elend unserer Existenz aufzubrechen - und mehr als einmal erlebt, dass es uns gelungen ist - um jetzt in der Alternativscene rumzustochern, so wie man halt von einem Trip auf den andern umsteigt. Sich auf die Fabrik einzulassen, war auch nicht so eine beliebige Angelegenheit. Nach der Studentenrevolte hatten wir immer noch die Schnauze voll von dieser Gesellschaft, aber wir hatten eine auf den Deckel gekriegt. Nicht nur: wir hatten auch wesentlich dazu beigetragen, den Vietnamkrieg zu beenden - eine Tatsache, die alle bisherigen Erfahrungen über den Haufen warf. Es hat noch nie vorher eine weltweite politische Bewegung gegeben und die realistische Haltung zu Kriegen war noch immer gewesen, sich zu ducken und warten, bis dieser Krieg vorbei ist und der nächste kommt. Das war anders geworden. Und jetzt lehrten uns der französische Mai, der heisse Herbst in Italien und Karl Marx, dass da noch andere waren, denen das nicht genügte, was einem heutzutage als Leben angeboten wird.

Karl Marx allerdings war dazu gegen den Strich zu lesen. Dann fand sich im ersten Band des "Kapital" nicht die Wesenslogik desselben, sondern etwas bedeutend weniger langweiliges: die Geschichte davon, wie zuwider es lebendigen Menschen ist, Arbeiter zu sein, und was für revolutionäre und reformistische Möglichkeiten sich daraus eröffnen; das ganze entwickelt am Beispiel des Kampfs der englischen Arbeiter um die Verkürzung des Arbeitstags, der in einer Hebung des Lebensstandards und einer Modernisierung der

Fabriken mündete.An Wesenslogik fiel dann immer noch genug ab,indem dieser Prozeß zwar als Fortschritt erscheint, aber im wesentlichen die Durchsetzung kapitalistischer Rationalität bedeutet. Das heisst, dass Dir kaum mehr Zeit zum Leben bleibt, weil Du dauernd arbeiten musst, denn ohne Arbeit kamst Du nicht an Geld und ohne Geld lässt sich 's im Kapitalismus nicht leben. Das ist nicht einfach ein ökonomischer Prozess, damit geht einher was Max Weber zu Recht die Entzauberung der Welt nannte, Adorno die Ausmerzung des Animismus. Konkret heisst das etwa, dass sich die Auffassung durchsetzte, Licht und Farben seien in Wirklichkeit elektromagnetische Wellen, und niemand sich gross um die Farbenlehre des Frankfurters J.W. Goethe kümmerte, von der her später die Anthroposophen auf die Konzeption des biodynamischen Landbaus kamen: eine bezaubernde Art und Weise, mit der Erde umzugehen, die sicher etwas menschlicher ist als die industrialisierte Landwirtschaft, deren Produkte uns im Supermarkt erfreuen. Und konkret hiess Entzauberung der Welt der Massenmord der Hexenverbrennungen. Bei Marx war dann von Entfremdung die Rede, und er beschrieb den vorläufigen Endpunkt dieser Entwicklung, den Schrecken der kapitalistischen Fabrik.

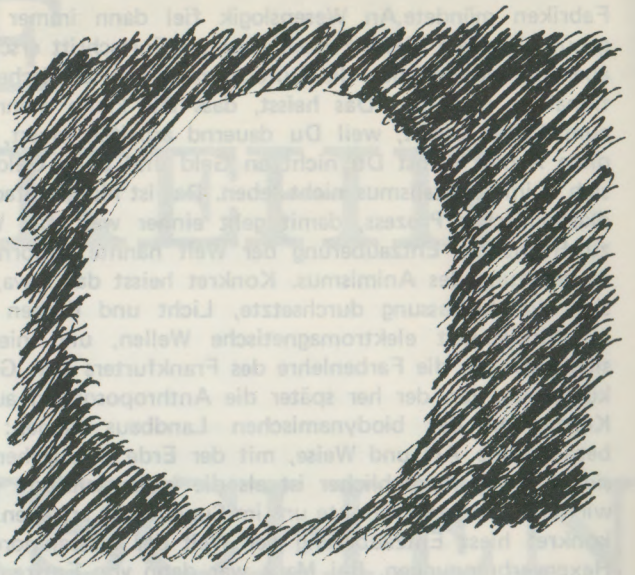
Was er im Auge hatte, war die Herausbildung einer zweiten Abteilung der gesellschaftlichen Produktion neben der Landwirtschaft, eben der grossen Industrie, und damit die Herausbildung der Arbeiterklasse. Er sah, dass die Menschen notgedrungen rebellierten gegen das Los, Arbeiter zu sein, und dass sie auch weiterhin versuchen würden, diesem Los zu entkommen. Seine Vision war, dass die Arbeiterklasse sich selber abschaffen würde, indem sie die staatliche Macht eroberte und die Fabriken verstaatlichte, um von da her weiterzugehen zur freien Assoziation der Produzenten. So istes nicht gekommen. Aber die Fabrikarbeiter haben es geschafft, nun nach den Bauern ebenfalls zur gesellschaftlichen Minderheit zu werden.



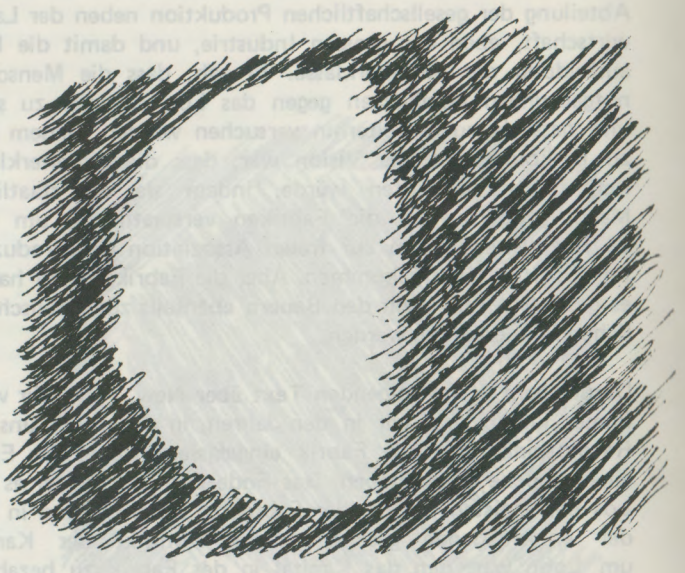
Darum geht es im folgenden Text über New York. Mir wird immer klarer, dass wir in den Jahren, in denen wir uns als Revolutionäre auf die Fabrik eingelassen haben, das Ende einer Epoche erlebt haben. Das Ende der Zeit, in der es das Los der meisten war, in der Fabrik zu arbeiten, und in der der entscheidende gesellschaftliche Konflikt der Kampf um Lohn war, den das Kapital in der Fabrik zu bezahlen hatte. Was ich gelernt habe von den Arbeitern, die gegen ihr Los revoltierten, das war, dass es beschissen ist, Arbeiter zu sein, dass der Sinn des Lebens nicht darin bestehen kann, einen Beruf auszuüben, wie es so schön heisst, dass es ein wichtiger Schritt ist, die Arbeit zu verweigern und zu beginnen, sich fürs Leben zu interessieren. Ich erinnere mich gut an den Abend, wo wir uns das erste Mal mit Arbeitsemigranten aus der Fabrik trafen, vor der wir Flugblätter verteilten, und wie wir den ganzen Abend erzählten vom Fallschirmspringen, von dem Spiel, den Meister an der Sitzbank festzukleben, und vom Meer.

Was in New York besonders deutlich wird, aber in allen Städten der Welt geschieht, ist, dass die Mechanismen nicht mehr funktionieren, die bisher die Menschen in die Fabrik gezwungen haben. Das Geld hat seinen klassischen kapitalistischen Sinn verloren, wenn die Ghettoaufstände dazu führen, dass ein Arbeitsloser vom Staat mehr Geld kriegen kann als den Minimallohn, der in der Fabrik ausbezahlt wird. Es geht nicht darum, dass paradiesische Zustände ausgebrochen wären, New York ist viel eher die Hölle. Es geht darum, dass in den Städten des letzten Jahrhunderts die Industrie die Zukunft darstellte, während sie in den heutigen Städten die Vergangenheit darstellt.

Landkommunen, Lebensmittelkooperative, Volksmedizin, das und anderes hat es schon seit langem gegeben. Bisher aber mussten sich solche Initiativen darin bewähren, ob sie den Wettbewerb mit einem zukunftsträchtigen Industriesystem gewinnen konnten. Heute gibt es jede Menge Leute, die an Geld kommen - kommen müssen - ohne ihr Leben als Lohnarbeiter zu fristen oder Unternehmer zu sein. Die Linke gehört zu dieser Mehrheit. Es ist hilflos, zu versuchen, dieses Faktum mit der Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit einzuordnen, wie wir es gegen Ende der Studentenbewegung versuchten. Und es ist hilflos von Kleinbürgern zu reden, wie es im "Kursbuch" versucht wurde. Rentner, alleinstehende Mütter, Leute, die von gelegentlichen Jobs, Halbtagsstellen usw. leben, sind so nicht einzuordnen. Wichtig ist, dass diese Situation die ökonomische Basis dafür abgibt, dass Alternativprojekte nicht auf Gedeih und Verderb darauf angewiesen sind, finanziell rentabel, ökonomisch konkurrenzfähig zu sein gegenüber traditionell kapitalistischen Unternehmen. Und wenn die Pharmaindustrie und Kernkraftwerke rentabel sind, dann kann ökonomische Rentabilität auch keine Orientierung für sinnvolles Handeln sein.



Mich beschäftigt in letzter Zeit wieder die Erfahrung der Ueberschwemmung von Florenz in den sechziger Jahren. Es wurden damals Stadtteilversammlungen gebildet, um die medizinische Versorgung, die Lebensmittelbeschaffung und das Säubern der Häuser und Strassen an die Hand zu nehmen. Drei Tage lang war die Stadtverwaltung ausser Kraft gesetzt, als der damalige Ministerpräsident Moro nach Florenz kam, wurde er mit Schlamm beworfen. Demgegenüber konnte sich bei der Hamburger Flutkatastrophe Helmut Schmidt als der grosse Macker aufbauen. Es geht mir nicht darum, Länder gegeneinander auszuspielen. Im ach so revolutionären Italien geschah zu Seveso fast nichts, während in Deutschland Bürgerinitiativen die Erfahrung einer ausserparlamentarischen Opposition weiterentwickeln. Mich beschäftigt, was geschieht, wenn die Handlungskriterien ökonomischer, staatlicher und technischer Rationalität zusammenbrechen. Denn dieser Prozess ist gegenwärtig in Gang. Deutlich wird das etwa an unserer zunehmenden Unfähigkeit, mit den Krankheiten umzugehen, mit denen wir konfrontiert werden. Die Alternativansätze in New York und anderswo sind Versuche, Erfahrungen zu sammeln, um sich in dieser Situation zu bewegen.

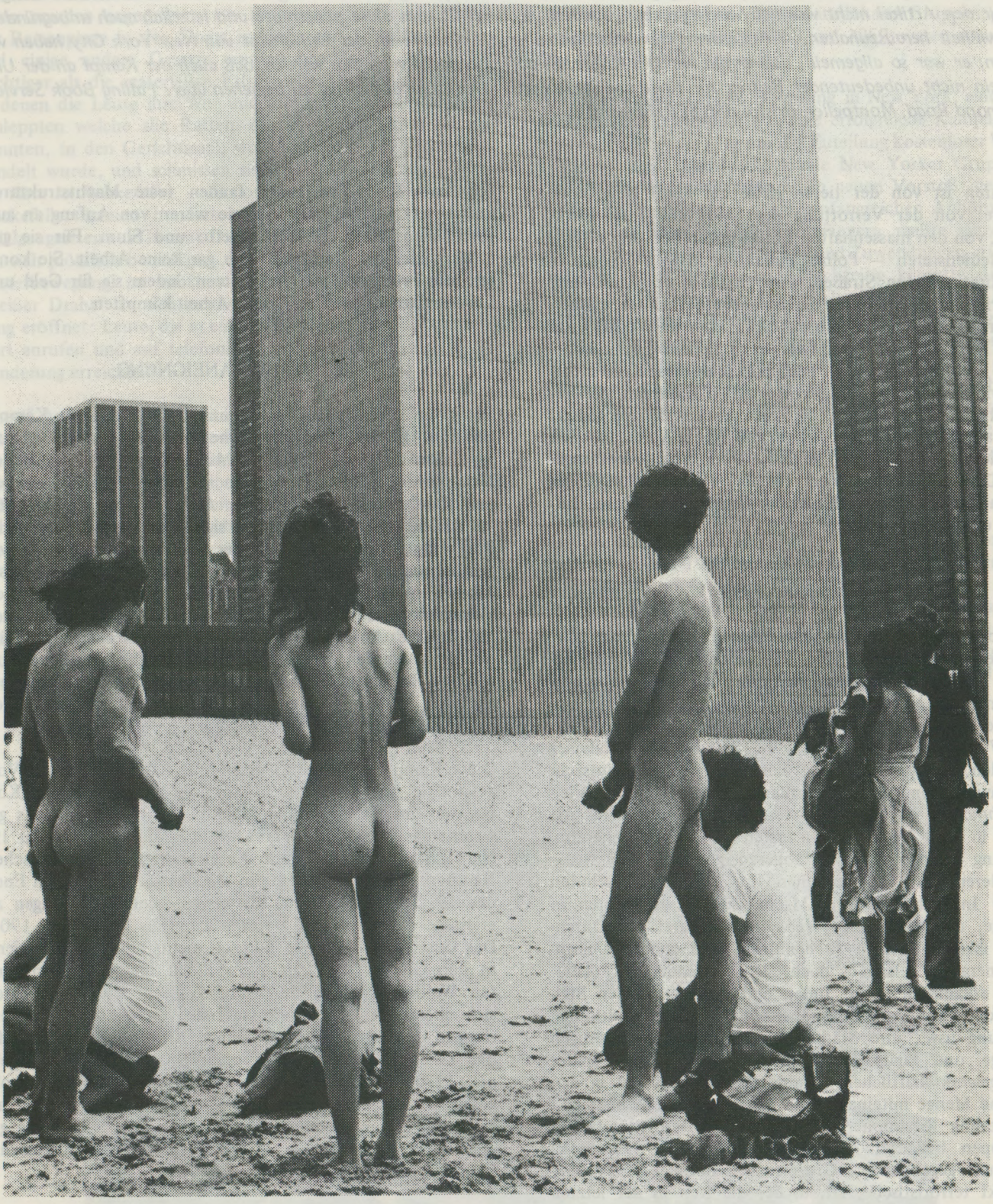


Und das kann nicht heissen, sich weiterhin in der Fiktion von Subjekten zu bewegen, die von ihrer Umwelt - auch den andern Menschen - abgespalten wären. Yoga, Meditation, Massage, Akupunktur, Sonnenenergie, biodynamischer Landbau und so weiter - das dürfen nicht einfach Erweiterungen des Arsenals an Techniken sein, mit dem wir durch die Gegend stelzen.Ich sehe nicht, wie es zum Beispiel möglich ist, ein Verhältnis zu haben zu Wut und Trauer – und darum geht es, wo von Gewalt die Rede ist, gegen wen auch immer – ohne ein Verhältnis zu haben zu Gewitter und Regen. *You don't need a weatherman to know which way the wind blows.* * Aber Du brauchst ein Gefühl für das Wetter, nicht nur für das schöne, für Dich als Lebewesen in einem Naturzusammenhang. Das ist uns verloren gegangen.

Carlo Jaeger

* Du brauchst keinen Wetterbericht, um zu wissen, von wo der Wind weht.

ZUM BEISPIEL NEW YORK:



Nicht-Arbeit und die Krise der Städte

Der folgende Text handelt von der Krise der Stadt New York. Zugrunde liegt ihm der Artikel „Developing and Underdeveloping New York. The ‚Fiscal Crisis' and A Strategy for Fighting Austerity" von Philip Mattera und Donna Demac, beide aus New York. – Dieser Artikel ist ein ‚operaistischer': er zeigt, daß die Krise dieser Stadt nicht das Ergebnis einer fehlgeschlagenen Kapital-Politik, sondern das Ergebnis von Kämpfen ist – von Kämpfen verschiedenster Schichten um Geld ohne Arbeit und gegen die Arbeit. Diese Analyse zeigt, daß die Krise der Städte nicht nur Zerstörung und Zersetzung bedeutet, daß sich in ihr vielmehr auch eine Zukunft abzeichnet: einer Lebensweise gegen und ohne die Arbeit – nicht als Phantasterei, sondern als reale Möglichkeit. Darum war uns dieser Artikel wichtig. Wir haben ihn dennoch nicht im Wortlaut abgedruckt, sondern sinngemäß nacherzählt. Der Grund dafür: wenn es auch stimmt, daß sich in der Krise der Städte und in der Krise der Arbeit die Möglichkeit eines Lebens ohne Arbeit abzeichnet, so stimmt es doch auch, daß diese Krise erst einmal ganz schlicht auch Zerstörung, Elend usw. bedeutet. Den ‚operaistischen' Analysen ist es aber eigen, die Generaltendenz und den Schaden, den die Kämpfenden dem Kapital zufügen, herauszustreichen – sich aber indifferent bis ignorant gegenüber dem Elend zu verhalten, das konkrete Leute konkret erfahren. Deswegen haben wir den Artikel nicht wörtlich wiedergegeben, sondern nacherzählt: um diese penetrante und letztlich auch unbegründete Siegesgewißheit herauszuhalten. – Außerdem: den Abschnitt über die Kämpfe an der Universität von New York City haben wir gestrichen; er war so allgemein, daß er nur wenig aussagte. Es darf aber nicht vergessen werden, daß auch der Kampf an der Universität ein nicht unbedeutender Beitrag zur Krise der Stadt war. – Der Original-Text ist zu beziehen über: Falling Book Service, 79 Richmond Road, Montpelier, Bristol BS6 5EP, England.

Seit Jahren ist von der tiefen Krise der Stadt New York die Rede: von der Verrottung der Stadt und ihrer Infrastruktur, von den massenhaften Entlassungen bei den öffentlichen Bediensteten – Polizei,Müllabfuhr usw. –, von der Kriminalität auf den Straßen. Eine Stadt in der Auflösung. Diese Krise wird oft als eine der Finanzen betrachtet; einfach gesagt: mehr Ausgaben als Einnahmen, "über die Verhältnisse gelebt". Nun ist diese Stadt (wie viele) sicher verschuldet – aber ein Problem verfehlter Finanzpolitik ist diese Krise nicht. Sie ist vielmehr ein Ergebnis von sozialen Kämpfen, die Bewohner haben diese Stadt in die Krise gestürzt. Knapp gesagt: das Terrain bezahlter Nicht-Arbeit und Wenig-Arbeit hat sich in den letzten Jahrzehnten in New York ungeheuer ausgedehnt. Daß das in New York (bisher) stärker gelungen ist als in anderen Städten –, das ist der Grund dieser Krise. Darum geht es im Folgenden.

DIE IMMIGRATION

Die Stabilität einer langsam gewachsenen Stadt kannte New York nie: immer war es einer der wesentlichen "Umschlagplätze" für die Immigration, hauptsächlich aus Europa und Lateinamerika. Viele dieser Immigranten blieben für immer. Die Einwanderung verlief in Schüben: zwischen 184o und 1870 Iren und Deutsche, von 1870 bis 1930 Italiener und Juden, von da an bis auf den heutigen Tag hauptsächlich Schwarze und Lateinamerikaner. Diese ethnische Vielfalt (*ethnicity*) ist einer der wesentlichen Gründe für die Kämpfe in New York. – Den ersten Immigrantengenerationen gelang es noch, sich zu etablieren, gegenüber den Neu–Einwanderern zu "Einheimischen" zu werden. Sie schufen sich die Institutionen ihrer Machtausübung und waren in der Lage, den städtischen Verwaltungsapparat zur Durchsetzung ihrer Interessen zu benutzen. Und auch der nächsten Generation gelang es noch, sich – mindere – Positionen zu erkämpfen: Iren, Juden und Italiener fanden Stellen bei der Polizei, im Gesundheitswesen, in der städtischen Verwaltung usw.; ihre Stärke lag erst in der gegenseitigen Patronage und landsmännischen Cliquenwirtschaft, später in der gewerkschaftlichen Organisierung (beides hat in den USA eine Menge miteinander zu tun: Zusammenschluß und Organisierung bestimmer – ethnischer, berufsständischer – Gruppen bedeutet oft fast oder wirklich rassistische Feindschaft gegen andere Gruppen; ein Beispiel ist die häufig direkt terroristische Art, in der die Iren in der letzten Hälfte des 19. Jhd. ihre Interessen durchgesetzt haben; vgl. dazu Teil I des Buches "Dynamit, Geschichte des Klassenkampfs in den USA" von Louis Adamic, Trikont–Verlag). Ganz anders erging es den späteren Immigranten: die Schwarzen und Lateinamerikaner fanden feste Machtstrukturen und besetzte Positionen vor, sie waren von Anfang an ausgeschlossen. Ihnen blieben Ghetto und Slum. Für sie gab es entweder die dreckigste oder gar keine Arbeit. Sie konnten ihre Interessen nur durchsetzen, indem sie für Geld und Lebensmöglichkeiten auch ohne Arbeit kämpften.

GHETTO UND ANEIGNUNG

So waren die Ghettos schon immer Orte sozialer Kämpfe gewesen. Bekannt sind die Ghetto–Aufstände der sechziger Jahre. Schon 1935 und 1942 hatte es Revolten in den New Yorker Ghettos (vor allem in Harlem) gegeben – diesmal aber ungleich heftiger; der Aufstand, der im Juli 1964 in Harlem ausbrach, breitete sich schnell nach Bedford–Stuyvesant und andere Teile der Stadt hin aus. Und er war gewissermaßen Vorbild aller weiteren Aufstände dieses Jahrzehnts: er war nicht mehr allein das Aufbrechen von Verzweiflung und Wut, es ging viel stärker als früher auch um direkte Aneignung gesellschaftlichen Reichtums. Plünderungen wurden jetzt oft zur Hauptrichtung dieser Aufstände. So stürmten z.B. 1967 junge Schwarze mehrere exquisite Läden auf der Fifth Avenue und raubten Waren im Werte von 26 000 Dollar.

Diese Kämpfe der Ghetto–Bewohner haben eine lange Vorgeschichte. Das kollektive Reduzieren von Preisen und Kosten war im Ghetto immer eine Form des Widerstands gewesen; das betraf in erster Linie die Mieten. Schon im 19. Jhd. gab es in New York Auseinandersetzungen zwischen Hausbesitzern und Mietern. So sah sich die Stadt gegen Ende des 19. Jhd. gezwungen, die ersten Mietbestimmungen zu erlassen: das *Tenement Housing Law* aus dem Jahre 1901. Das Gesetz aber änderte faktisch nichts am Wohnungselend in den Ghettos. So kam es während und nach dem Ersten Weltkrieg wieder zu Mieterkämpfen: 1919 beteiligten sich überall in New York tausende von Mietern an einem riesigen Mietstreik, der von einer Art Mietergewerkschaft, der *Tenants Defense Union* organisiert wurde. Das Ergebnis: 1920 erließ die Stadtverwaltung das erste Mietkontrollgesetz in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Und als dieses Gesetz in den dreißiger Jahren wieder rückgängig gemacht werden sollte, zwang der Widerstand der Mieter die Stadt zur Beibehaltung des Gesetzes.

Es war in der Tat ein Erfolg: die Mieten blieben in New York auf Dauer niedrig. Ganz anders aber sah es mit den Wohnbedingungen, mit der Qualität der Wohnungen aus: durch Nicht-

investieren machten die Hausbesitzer den Mietverlust wieder wett, die Qualität der Wohnungen verschlechterte sich ständig. Ein Beispiel: 1963 stand noch die Hälfte der Häuser, die schon zu Anfang des Jahrhunderts von einer städtischen Kommission als unbewohnbar und menschenunwürdig qualifiziert worden waren; und sie wurden bewohnt! Darauf konzentrierte sich der Widerstand vieler Mieter in den sechziger Jahren: Höhepunkt war 1964: der *Congress of Radical Equality* mit Jesse Gray schaltete sich in diesen Konflikt ein und Mieter aus mehr als 500 Häusern in verschiedenen Stadtteilen behielten die Miete ein. Der Kampf endete mit einem Erfolg: in vielen Häusern wurden die Mieten offiziell gesenkt, wichtige Reparaturen wurden angeordnet, ein Programm zur Bekämpfung der Rattenplage in den Slums in Höhe von 1 Million Dollar und einige andere Gesetze wurden beschlossen. Vielleicht wichtiger als die materiellen Erfolge aber waren die Formen, in denen die Leute ihre Wut und ihre Kraft ausdrückten. Da schleppten welche alle Ratten, die sie in den Slums fangen konnten, in den Gerichtssaal, wo gerade eine Mietsache verhandelt wurde, und schmissen sie vor den Richtertisch. Oder die *Rats to Rockefeller* – Aktion: im Büro von Gouverneur Rockefeller kamen hunderte von Päckchen an – Inhalt: Spielzeugratten aus Gummi. Diese Aktionen wirkten: die Stadt sah sich plötzlich bemüßigt, „den Dialog mit den Führern der Mieterbewegung zu eröffnen"; und außerdem wurde ein „heißer Draht" zu den zuständigen Stellen der Stadtverwaltung eröffnet: Leute, die in einer Notsituation waren, konnten dort anrufen und auf telefonischem Weg eine sofortige Mietminderung erreichen!

Ghetto-Aufstände und Mietstreiks waren nur der Auftakt einer sehr viel tiefer greifenden Bewegung: des *welfare rights movement*, des Kampfes für Sozialleistungen und das heißt: des Kampfes für Geld ohne Arbeit. (Man muß dabei bedenken, daß es in den USA lange Zeit so gut wie nichts an Sozialleistungen und Sozialfürsorge gab – es gehörte eben zur Ideologie dieses Landes, daß man sich selber zu helfen hatte). Erst 1935 gab es die ersten gesetzlichen Bestimmungen zur Sozialfürsorge : das *Aid to Dependant Children Program*, das als Teil eines Komplexes der Sozialgesetzgebung verabschiedet wurde. Es war das Ergebnis sozialer Kämpfe in der Zeit der großen Depression, d.h. von Arbeitslosigkeit und Armut. In den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg schnellten die Wohlfahrtsbeiträge in die Höhe, blieben aber in vielen US-Staaten aufgrund strenger Restriktionsbestimmungen in den fünfziger Jahren auf gleicher Höhe. Der Monatssatz pro Person lag zu Anfang der sechziger Jahre im Nordosten der USA bei 35 Dollar, im Süden und in etlichen anderen Regionen noch weit niedriger.

Wichtig für das Entstehen dieser neuen Bewegung jetzt war das *Poverty Rights Action Center*, das 1966 in Washington gegründet wurde; im Sommer dieses Jahres organisierte es eine Reihe von Demonstrationen in mehr als 15 Städten. Im August desselben Jahres wurde die *National Welfare Rights Organization (WRO)*, ein förderativer Verband aus lokalen Gruppen, gegründet; zu ihrer besten Zeit, 1968 und 1969, waren darin ungefähr 100 000 Leute organisiert.

Am offensivsten war die Bewegung in New York; einer ihrer wichtigsten Meilensteine war eine erfolgreiche Kampagne im Winter 1966/67: es ging um die Zuteilung kostenloser Winterkleidung. 1967 machte die lokale New Yorker Gruppe der *Welfare Rights Organization* einen neuen Vorstoß: sie zwang die Sozialverwaltung zu einem umfangreichen Anhörungsverfahren; bei allen Sozialhilfeempfängern mußte einzeln geprüft werden, ob sie alle Beiträge und Zuwendungen, die ihnen zustehen, auch bekommen. Gleichzeitig kämpfte die New Yorker WRO-Gruppe um zusätzliche Zuschüsse für Kleidung und Wohnungseinrichtung. Etwa zur gleichen Zeit organisierten die verschiedenen Gruppen ein Sit-In in einer Konferenz führender Manager, die von Gouverneur Rockefeller geleitet wurde; sie zwangen die Anwesenden, mit ihnen über das welfare-Problem zu diskutieren. Die Bewegung war zu einer nicht zu übersehenden politischen Kraft geworden, sie war in der Lage, täglich in allen Stadtteilen Demonstrationen zu organisieren.

Diese welfare rights-Bewegung ermutigte auch andere Schichten, die ohne Arbeit und ohne Lohn waren, zu Aktionen. So stürmten im Mai 1968 tausende von Frauen die lokalen Wohlfahrts-Büros und forderten Geld; sie machten Sit-ins, blieben über eine Woche und bekamen schließlich Schecks ausgehändigt. Durch Aktionen dieser Art wurde die Verwaltung gezwungen, allein im Juni 1968 mehr als 13 Millionen Dollar auszugeben; die jährliche Summe stieg auf über 100 Millionen

Dollar. Als später diese Sonderfonds abgeschafft und durch ein „vereinfachtes" Auszahlungssystem ersetzt wurden, kam es in den Gebäuden der Stadtverwaltung zu militanten Protesten: die Frauen griffen die Büros an, unterbrachen den Arbeitsablauf, zerstörten Einrichtungsgegenstände und Akten und verprügelten etliche Beamte.

Deutlichstes Ergebnis dieser Kämpfe war das sprunghafte Ansteigen der Zahl derer, die diese Sonderleistungen einstrichen; 1960 waren es noch 324 000, 1968 schon 889 000 und 1972 fast 1,3 Millionen. Gleichzeitig wurden die normalen Wohlfahrtssätze beträchtlich angehoben: bekam eine Familie 1960 im Jahr 2100 Dollar, so waren es 1971 immerhin 4000 Dollar. Daneben gab es natürlich noch die wachsende Zahl zusätzlicher Unterstützungsbeiträge (für Miete, Möbel, Kinder etc.).

Die Empfänger dieser Zuwendungen waren jetzt immer deutlicher der Meinung, daß sie ein Recht auf diese Zahlungen haben – sozusagen: Lohn für Hausarbeit, Wenig-Arbeit und Nicht-Arbeit. Und tatsächlich wurden alle Versuche der Regierung entschieden abgelehnt, den Sozialhilfeempfängern statt der bisherigen Bezüge schlecht bezahlte Arbeit oder Arbeit überhaupt anzudrehen. Eine Untersuchung aus dem Jahre 1966 zeigt, daß 84 % der Sozialhilfeempfänger, die einen Job angeboten bekamen, innerhalb eines Monats die Arbeit wieder aufgaben – 90% davon sogar schon in den ersten zwei Wochen! Viele Ehepaare trennten sich formell und konnten dann *beide* die Wohlfahrtsbeträge kassieren. Die Leute erfanden immer neue Methoden und Tricks, um ohne Arbeit zu Geld zu kommen. Dieser Angriff auf die Ideologie der Arbeitsethik, der auf Dauer nicht ohne Einfluß auf andere Schichten sein konnte, alarmierte Industrie und Regierung. So hieß es z.B. in dem monatlichen Rundschreiben der *First National City Bank*: „Sozialhilfe ist heute leicht zu bekommen – sie wird für viele immer mehr zu einer Alternative zu niedrig bezahlter Arbeit. Diese Entwickung ist erschreckend...Die beste Lösung dieses Problems läge darin, daß man für die arbeitsfähigen Männer Arbeitsplätze schafft, die langsame, aber sichere Aufstiegsmöglichkeiten bieten; so könnte es wieder möglich werden, daß die Männer ihre Frauen und Kinder besser dadurch unterstützen, daß sie nicht mehr von Sozialhilfe leben oder sich aus Geldgründen von ihren Frauen trennen und damit die Familien zerstören." Die Entwicklung ging nur leider genau in die andere Richtung: nicht nur daß die Männer auf diese Karriere und diesen Aufstieg pfiffen – als die Kämpfe die Sozialhilfe erst einmal auf ein ansehnliches Niveau getrieben hatten, gaben sogar viele Männer und Frauen, die bisher gearbeitet hatten, ihren Job auf. In anderen Worten: immer mehr Leute versuchten, zu mehr Geld zu kommen, ohne dafür arbeiten zu müssen. Die hochgepriesene Arbeits-Ethik war im rapiden Schwinden begriffen.

ÖFFENTLICHER DIENST

Die Rebellion der Ghetto-Bewohner, das Beispiel, daß man auch ohne Arbeit zu Geld kommen kann, wirkte sich schnell auf die städtischen Bediensteten und ihre Arbeitsmoral aus. Viele von ihnen – Polizisten, Feuerwehrleute, Lehrer, Sozialarbeiter – waren ja in den armen Communities beschäftigt, waren also unmittelbar mit dem Kampf der Ghetto-Bewohner konfrontiert. So ist es nicht zufällig, daß der erste größere Streik der öffentlichen Bediensteten von New York in den Wohlfahrtsämtern ausbrach – gleichzeitig zudem mit dem Stärkerwerden der Bewegung der Wohlfahrtsempfänger. Organisiert wurde der vierwöchige Streik von der unabhängigen *Social Service Employees Union;* er richtete sich in der Hauptsache gegen Arbeitshetze und Arbeitsüberlastung (das Wohlfahrtsamt versuchte, die Streikenden mit der Ideologie des Professionalismus zu ködern: von Arbeitshetze könne keine Rede sein, ein derart „verantwortungsvoller und freier Beruf" bedeute eben auch, daß man sich persönlich voll einsetzen müsse). Der Streik endete erfolgreich: die Löhne wurden beträchtlich erhöht, die Arbeitsquanta gesenkt und es wurden regelmäßig Verhandlungen auf Gebieten vereinbart, die bisher dem Zugriff gewerkschaftlicher Forderungen verschlossen waren. Dieser Sieg leitete eine Reihe intensiver Kämpfe der städtischen Bediensteten ein, die bis hinein in die siebziger Jahre dauerte. In keiner Stadt der USA wurde im öffentlichen Dienst so viel gestreikt wie in New York: 1960 gab es 20 Streiks –

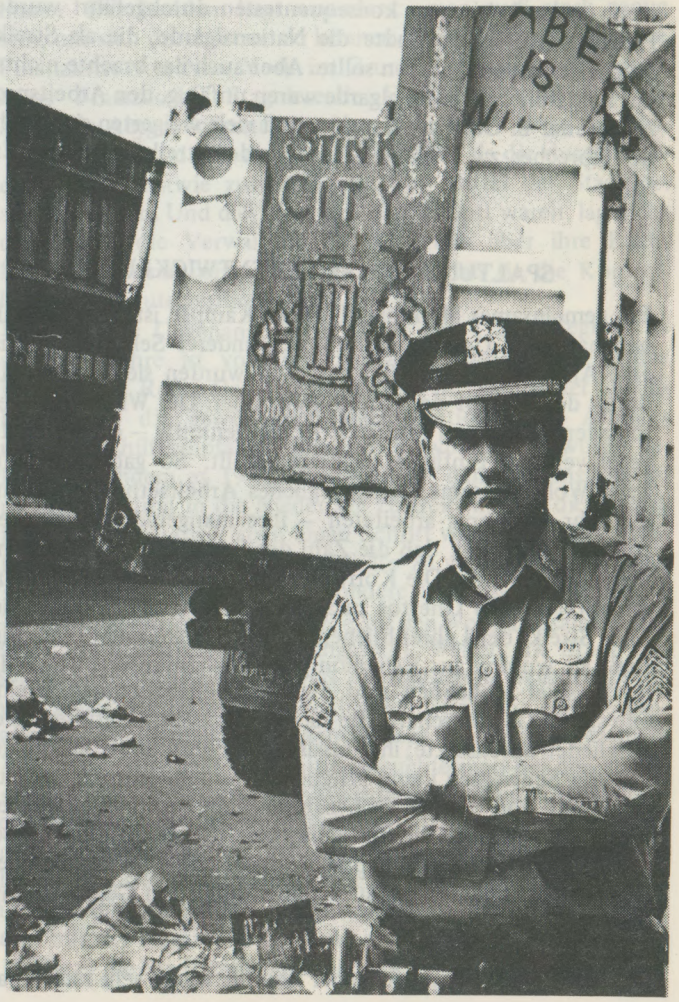
1970 waren es 400. Wie erfolgreich dieser Kampf gegen die Arbeit war läßt sich auch daran ablesen, daß sich die Zahl der öffentlichen Bediensteten in den sechziger Jahren mehr als verdoppelt hat!

Das Hochtreiben der Löhne bei den uniformierten Bediensteten folgte einer sehr einfachen Methode: die strikte Einhaltung des Gleichheitsgrundsatzes. Das sah so aus: es gab eine traditionelle Lohndifferenz – Polizisten und Feuerwehrleute bekamen den gleichen Lohn, die Bediensteten im Gesundheitswesen dagegen erreichten höchstens 90% dieses Niveaus. Nun setzten die Lieutenants bei der Feuerwehr eine Lohnerhöhung durch, die die Differenz zu den einfachen Feuerwehrleuten beträchtlich erhöhte; die vergleichbaren Beamten bei der Polizei, die Seargents, bekamen jetzt zwar immer noch mehr Geld als einfache Streifenbeamte, waren aber gegenüber den Lieutenants der Feuerwehr zurückgefallen. Also forderten sie vor dem 1967 gegründeten *Office of Collective Bargaining* eine Anhebung ihrer Löhne auf das Niveau der Lieutenants. Und sie hatten Erfolg. Damit aber war bei der Polizei die Lohndifferenz zwischen den Sargeants und Streifenbeamten noch größer geworden – also forderten jetzt die Streifenbeamten die Wiederherstellung der alten Differenz, also Lohnerhöhung; mit einem sechstägigen wilden Streik im Januar 1971 unterstrichen sie diese Forderung. Und auch diesmal gab die Stadt nach. Sie hatte sich damit in eine schwierige Position manövriert, denn sie war zwei Forderungen zweier Arbeitsgruppen nachgekommen, deren Logik sich widersprach. Das Ergebnis lag auf der Hand: die Sargeants und Streifenbeamten konnten jetzt die Löhne ständig in die Höhe treiben, indem sie abwechselnd auf der Einhaltung von einem der beiden Abkommen bestanden. Aber es wurde für die Stadt noch komplizierter: auch die Feuerwehrleute und sogar die Bediensteten im Gesundheitswesen warteten mit Forderungen auf. Das Ergebnis war schließlich, daß die Stadt insgesamt 200 Mio Dollar mehr an Löhnen zu zahlen hatte. Der Grundlohn bei Polizeibeamten stieg von 7806 Dollar im Jahre 1964 auf 14 300 Dollar im Jahre 1973; und die Gesamtkosten pro Arbeitskraft stiegen in diesem Zeitraum von 10 368 Dollar auf 21 786 Dollar.

Einen wesentlichen Teil dieser Kosten machte der steigende Rentenanteil bei den öffentlichen Bediensteten aus. Seit 1950 ging der Kampf um höhere Rentenleistung bei gleichzeitigem Sinken der Anteile, die die Arbeiter aufzubringen hatten (ursprünglich zahlte die Stadt die Hälfte der Rentenkosten – lediglich bei Polizei und Feuerwehr zahlte sie 75%). Jetzt erkämpften sich die Arbeiter die Anrechnung der Sozialversicherungsbeiträge auf die Rente, außerdem die Berücksichtigung von Überstunden bei der Festlegung der Rentenhöhe und einige andere Verbesserungen. Ein weiterer Erfolg war zu Anfang der sechziger Jahre die Einführung des *Take-Home-Pay-Plans;* er brachte eine weitere Erhöhung des Rentenanteils, den die Stadt aufzubringen hatte und gleichzeitig in gewissem Umfang Steuerfreiheit bei Lohnerhöhungen. 1972 schließlich gab es bei der Stadt New York keinen Arbeiter mehr, der mehr als 40% seiner Rentenkosten selber aufzubringen hatte; bei Arbeitern, die von der Stadt nur auf Zeit beschäftigt wurden, hatte die Verwaltung sogar die volle Summe aufzubringen.

Ein Grund für die wachsende Militanz der städtischen Bediensteten New Yorks war die wachsende Dequalifizierung und Entwertung ihrer Arbeit. Die Organisation ihrer Arbeit machte es ihnen nicht mehr möglich, positiv an der Ideologie der Arbeit festzuhalten. Aber auch die Reaktion ihrer „Klienten" trieb sie dazu: die Kinder der Ghettos sahen in ihren Lehrern nur Feinde, die Bullen galten als Gegner und wurden in den Ghettos entsprechend behandelt, in den Sozialarbeitern sah man nur noch die verhaßten Techniker des Systems: das war nicht der Boden, auf dem eine Ideologie der Arbeit hätte wachsen können. Und eine Konsequenz dieser Entwertung der Arbeit war die Tatsache, daß sich die städtischen Bediensteten zunehmend klarer als Proleten verstanden und entsprechend kämpften: schlicht und einfach um mehr Geld. Die Kehrseite der Entprofessionalisierung war ein enormes Ansteigen der Löhne. – Und noch etwas anderes trug zur Zersetzung der Arbeitsmoral derer, die Arbeit hatten, bei. Bisher hatten die Schwarzen und Immigranten aus Lateinamerika als Reservearmee funktioniert: in prosperierenden Phasen, wenn sie nötig waren, wurden sie zu schlechtbezahlter Drecksarbeit herangezogen; und ihre Existenz als Reservearmee trug gleichzeitig zur Disziplinierung der Arbeitenden bei. Das funktionierte jetzt nicht mehr: die Leute aus dem Ghetto lehnten diese Drecksarbeit zunehmend ab. Sie waren als Lohndrücker nicht mehr einsetzbar; mehr noch: sie gaben das Beispiel, daß bezahlte Nicht-Arbeit möglich ist. Dieser Prozeß erreichte seinen kritischen Punkt in dem Moment, als die Pro-Kopf-Summe an Sozialhilfe und anderen Sozialleistungen das Niveau der Minimallöhne erreichte und schließlich sogar überschritt.

Diese Entwicklung blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf den Sektor der Privatindustrie. Es begann 1962 mit dem Streik der Elektrizitätswerke; Ergebnis: hohe Lohngewinne und die Einführung der 25-Stunden-Woche. Präsident Kennedy war durch diese Entwicklung so beunruhigt, daß er kategorisch verlangte, alle zukünftigen Lohnerhöhungen müßten an den Produktivitätszuwachs gebunden sein; außerdem sei aus Gründen der „nationalen Sicherheit" die Beibehaltung der 40-Stunden-Woche erforderlich. Doch dieser Apell zur Mäßigung bewirkte in New York überhaupt nichts: es folgte eine riesige Streikwelle, die das Gesundheitswesen, das Nachrichtenwesen und vor allem die Zeitungen erfasste; vier Monate lang gab es in New York überhaupt keine Zeitungen. Auch die folgenden Jahre waren von dieser Militanz geprägt; führend waren vor allem die Zeitungsleute und die Dockarbeiter, die zwischen 1963 und 1969 immer wieder wilde Streiks durchführten. 1970 waren die



durch Streiks verlorene Arbeitstage auf jährlich fast zwei Mio gestiegen – und das bei gleichzeitigem Emporschnellen der Löhne in fast allen Sektoren. Höhepunkt dieser militanten Kampfbewegung wurde der Streik der Postarbeiter im Jahre 1970: obwohl er einen staatlichen Betrieb betraf, entwickelten sich in ihm alle die Kampfformen, die zu jener Zeit in der Privatindustrie verbreitet waren – also der Kampf gegen Arbeitshetze und Steigerung der Quanta, gegen den Einsatz entwickelter Maschinerie zur Disziplinierung der Arbeiter und natürlich auch der Kampf für mehr Geld und weniger Arbeit. Dieser illegale Streik blieb nicht auf New York beschränkt, wenn er auch hier am konsequentesten durchgeführt wurde. Präsident Nixon entsandte die Nationalgarde, die als Streikbrecher eingesetzt werden sollte. Aber auch das brachte nichts: die Soldaten der Nationalgarde waren unfähig, den Arbeitsprozeß wieder in Gang zu setzen – und viele weigerten sich auch, Streikbrecher zu spielen. So endete der Streik mit einem Erfolg.

SPALTUNG UND UNTERENTWICKLUNG

Ein gemeinsames Merkmal all dieser Kämpfe ist: jeder von ihnen hat seine Ursache in Kämpfen anderer Sektoren und ist eine Antwort darauf. Und ausgelöst wurden sie letztlich alle durch den Kampf der Ghetto-Bewohner. Der Widerstand verschiedener Gruppen eskalierte sich gegenseitig – oft waren die gegenweitigen Einflüsse ganz ungewollt. So gab es Beamte beim Wohlfahrtsamt, denen jegliches Arbeitsethos fehlte und die sehr schlampig arbeiteten – ihre mangelnde Genauigkeit trug mit dazu bei, daß die Zahl der Sozialhilfeempfänger immer größer wurde. Die Korruption bei der Polizei gab der Kriminalität in den Ghettos zusätzlichen Auftrieb. Und die häufigen Streiks der Lehrer blieben auf die Schüler nicht ohne Einfluß: sie wurden zur Rebellion geradezu ermuntert. Ein anderes Beispiel schließlich sind die Bauarbeiter: sie hatten eine sehr starke Gewerkschaft, die rücksichtslos die Interessen ihrer Mitglieder durchsetzte; ihre rassistische Politik hatte zur Folge, daß die Schwarzen kaum Mitglieder werden konnten und auf jeden Fall von den besser bezahlten Arbeitern ausgeschlossen waren. Wo es aber für die Schwarzen die Möglichkeit dieses „Aufstiegs" und des entsprechenden Lohns nicht gab, blieb ihnen nichts anderes, als auch ohne Arbeit um Geld zu kämpfen.

Das heißt: Ausgangspunkt vieler Kämpfe waren sehr reale Spaltungen– zwischen Schwarzen und Weißen, Frauen und Männern, Arbeitslosen und Arbeitenden. Immer dreht es sich dabei auch um Geld. Die Spaltungen fuktionierten als Motor des Gruppen- und Schichtenkampfes für mehr Geld. Die Feindschaft zwischen städtischen Bediensteten und Wohlsfahrtsempfängern ließ die ganzen sechziger Jahre nicht nach – aber sie gerade war auch der Motor von Kämpfen, die beiden Schichten schließlich beträchtliche Geldgewinne brachten: den einen Lohn, den anderen Sozialhilfe und sonstige Unterstützung. Und auch innerhalb der einzelnen Gruppen funktionierte die Spaltung als Motor (vgl. oben das Beispiel von Feuerwehr und Polizei). Diese Spaltungen hat es schon lange gegeben – neu an ihnen war jetzt, daß sie ins Verhältnis zueinander traten und zusammen zum Angriff auf das Kapital wurden: zu einem Angriff, der dem Kapital beträchtliche Zugeständnisse abzwang und schließlich die Stadt New York in die Krise stürzte. Man darf aber trotz dieser Erfolge nicht vergessen, daß die Basis solcher Kämpfe eben Spaltungen waren und daß sie sich zum Teil im Lauf der Auseinandersetzung noch verschärften. (z.B. der Rassismus). Der Erfolg war einer der Zersetzung, ein Erfolg *gegen* das Kapital. Solange solche Erfolge aber Gruppen und Schichten nötig haben, die sich nach außen hin feindlich verhalten müssen, können solche Erfolge freilich auch zu Waffen gegen die Leute werden.

Für die städtische Verwaltung war diese Entwicklung natürlich trotz allem alarmierend: man konnte weder darauf setzen, daß die Arbeitenden als Kontrolle der Arbeitslosen funktionieren, noch darauf, daß die Arbeitslosen als lohndrückende und disziplinierende Reservearmee auf die Arbeitenden wirken. Die Verwaltung versuchte, die Stadt wieder unter Kontrolle zu bekommen. Die erste Antwort auf die Kämpfe waren auf der einen Seite Kapitalflucht und Investitionen außerhalb der Stadt, auf der anderen Seite die Reorganisierung des verbleibenden Kapitals. Dieser Prozeß dauert auch heute noch an. Es ist der Versuch des Kapitals, durch Reorganisation die Kontrolle wieder an sich zu reißen. Diese Taktik wird in der Dritten Welt schon lange angewandt – neu ist ihre Anwendung in den industriell hochentwickelten Regionen, vor allem in New York, aber auch in anderen Teilen der USA, in Großbritannien und Italien. Das Kapital setzt die Unterentwicklung bewußt als Waffe ein und zieht ihre Investitionen dort ab, wo die Arbeiter zu stark geworden sind; daß sich dieser Prozeß inzwischen auch in der „Ersten Welt" abspielt, zeigt, daß das Kapital heute nirgendwo mehr über ruhige Entwicklungsregionen,

über Fixpunkte verfügt. Es ist heute nicht mehr einfach so, daß es auf der einen Seite die Hochentwicklung in den USA, Westeuropa und Japan und auf der anderen Seite die Unterentwicklung der Dritten Welt in Afrika, Asien und Lateinamerika gibt. Der hohe Mobilitätsgrad von Kapital und Arbeit macht Fluktuationen in verschiedene Richtungen möglich und notwendig; in den USA geht diese Fluktuation im Moment gerade weg von New York und dem Nordosten in den Südwesten und Mittelosten der USA. New York wird künstlich zu einer unterentwickelten Region, zur Dritten Welt inmitten der „Ersten Welt."

Für die Bewohner der Stadt bedeutet diese Unterentwicklung: Verlust der Arbeitsplätze und Kürzung von Lohn und sonstigen Einkünften. Kein Geld zu bekommen – das betraf schon lange die Frauen und die Nicht-Weißen; die Unterentwicklung verallgemeinerte das jetzt in der ganzen Community. Für die Leute bedeutet das: in die Reserve gedrängt zu werden, eine marginale Existenz zu fristen, bis das Kapital einen irgendwann einmal wieder profitabel einsetzen kann. Ganz deutlich wird das darin, in welchem Ausmaß New York zugleich ein Stadt der Wohlfahrt *und* der Arbeitslosigkeit ist. Während der 60iger Jahre stagnierte die Beschäftigtenquote in New York und seit 1969 fiel sie scharf ab. Das größte Absinken gab es in der Güterproduzierenden Industrie: innerhalb von 10 Jahren fiel die Beschäftigtenzahl um 20%, vor allem in der Textilindustrie, dem Elektrobau und der Metallverarbeitung. Eine ähnliche Entwicklung gab es im gleichen Zeitraum im Erziehungs- und Gesundheitswesen, im Finanzwesen und bei den Dienstleistungsbetrieben: Investition und Beschäftigung stiegen erst stark an, um später umso krasser wieder abzufallen.

Die massive Verschiebung der kapitalistischen Entwicklung von den Metropolen weg verlief nicht willkürlich. Einer der meistgenannten Gründe ist die ständig wachsende Macht der Arbeiter im Nordosten, mit andren Worten: die hohen Löhne und Sozialleistungen. Ein anderer Grund wird in einer Serie der *Times* angedeutet: „Shell hat 2500, Kellog 1200 Arbeitsplätze von New York nach Houston verlegt. Und die Produktivität pro Arbeiter stieg um 20 - 25 %! In New York hatte es dauernd Verzögerungen, Arbeitsplatzwechsel, verlängerte Mittagspausen, Probleme mit der ‚Einstellung zur Arbeit' gegeben – von der 40-Stunden-Woche wurden schließlich nicht mehr als 32 Stunden gearbeitet. ... In Houston werden jetzt tatsächlich volle 40 Stunden gearbeitet." Mit anderen Worten: der Grund für die Unterentwicklung im Nordosten ist genauso der Kampf gegen die Arbeit wie der Kampf um mehr Geld und höhere Sozialleistungen.

DIE FINANZKRISE

Der Kampf, der sich in den letzten 15 Jahren in New York angespielt hat, wird von der bürgerlichen Ökonomie als ein Problem von Einnahmen und Ausgaben, mithin als Krise der Finanzen begriffen. Auf jeden Fall aber nicht als unmittelbares Ergebis eines Kampfes zwischen Bewohnern und Stadtverwaltung. Nun ist aber die Basis dessen, was Finanzkrise genannt wird, eine sehr einfache Tatsache: die Anstiegsrate der städtischen Ausgaben hat die der Einnahmen bei weitem überschritten. Die Ausgaben stiegen von 3,3 Milliarden Dollar im Jahre 1972 – während die Einnahmen nur von 2,5 Milliarden Dollar auf 4,6 Milliarden Dollar stiegen; die Ausgaben stiegen um mehr als 154%, die Einnahmen dagegen nur um 83%. Dieser rapide Kostenanstieg war aber weder zufällig noch ein organischer, imanenter Prozeß; vielmehr drückt sich in ihm in aller Klarheit der Kampf der städtischen Bediensteten, der Sozialhilfeempfänger und anderer Gruppen aus. Und genauso ist die Abnahme der Einkünfte Ausdruck der Kämpfe, die es in der Stadt gab. Der größte Teil der städtischen Einnahmen kommt aus der Eigentumssteuer; obwohl nun der Grundbesitz ständig gewachsen ist, sind die daraus erwachsenen städtischen Einkünfte in den letzten zwanzig Jahren stagniert: 1956 machten sie noch 49% der städtischen Einnahmen aus, 1972 nur noch 26%. Der Grund dafür ist der Kampf der Bewohner New Yorks um Mietminderung und Mietkontrolle. Die Mieterbewegung war so stark, daß sie in gewissem Umfang eine Stabilisierung der Mietpreise erreichen konnte; das trieb die Hausbeseitzer, vor allem in den Ghettos, dazu, entweder die Häuser aufzugeben oder sie zerstören zu lassen. In jedem Fall bedeutete das, daß die Stadt aus diesen Häusern keine Steuern mehr ziehen konnte.

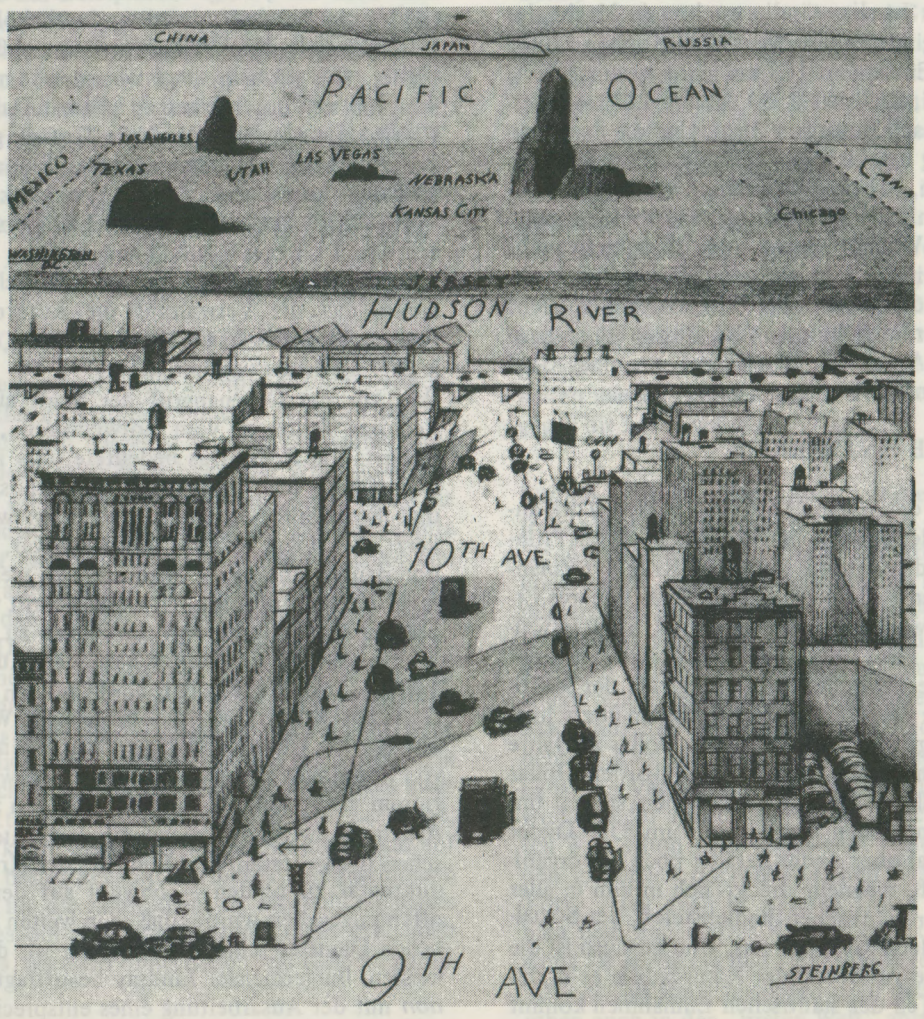
Diese und andere Formen der Besteuerung städtischer Einkünfte wurden immer weniger effektiv;das drückt sich darin aus, daß die Einnahmen, die direkt aus der Stadt kamen, immer niedriger wurden – 1971 waren sie auf unter 55% gesunken. Wenn also von dem Versuch die Rede ist, durch neue Festlegung der lokalen Steuern zu einem ausbalancierten Budget zu kommen, ist das nur hohles Gerede. Der Stadtverwaltung bleibt überhaupt keine andere Wahl, als über ihre Mitteln zu leben oder überhaupt nicht zu leben. Daß die Stadt überhaupt noch leben kann, ist nur durch das ständige Anwachsen der Zuschüsse, die von der Bundesregierung und der Staatsregierung kommen (und natürlich durch Kredite), möglich. 1973 wurden 46% der Einnahmen auf diese Weise bestritten.
Das wichtigste an diesem Prozeß ist, daß dem Kampf gegen die städtische Verwaltung, der diese Finanzkrise heraufbeschworen hat, keine Grenze zu setzen ist: daß alle Forderungen letztlich erfüllbar sind. Für die Kämpfenden gibt es nicht mehr das Problem, ob auch die ausreichenden Mittel da sind; es geht nur noch um die Frage, ob man auch stark genug ist, alle drei Verwaltungs- und Regierungsebenen zu Zugeständnissen zu zwingen. Wenn die andere Seite ruft: „es ist aber kein Geld da!", dann bedeutet das nicht mehr sehr viel. Das Geld *kann* beschafft werden, durch höhere Besteuerung der Unternehmer, durch Zuschüsse von außen, durch was auch immer. Das Problem liegt woanders: man muß stark genug sein, um sich durchsetzen zu können. Daher ist die sogenannte Finanzkrise von New York im Grunde genommen überhaupt keine Finanzkrise. Stagnierende Einnahmen und explosiv steigende Ausgaben hatte es in New York schon lange gegeben – zur *Krise* wurde diese Entwicklung erst, als die durch Steuern und sonstwie zusammengerafften Mittel der Stadt erschöpft waren. Und daß diese Mittel erschöpft waren, lag nicht daran, daß die Verwaltung die Kontrolle über ihre Buchführung verloren hatte, sondern daran, daß sie die Kontrolle über die Leute verloren hatte.
Wie sah der Gegenangriff der Stadt aus ? Seit Beginn der siebziger Jahre ist vom notwendigen „Ausbalancieren" des Budgets die Rede. Das bedeutete, daß im Namen der „Geldknappheit" die gewonnenen Machtpositionen der Arbeiter und Sozialhilfeempfänger angegriffen wurden; es wurde gekürzt. Nachdem es 1971 gelungen war, den Rentenstreik zu unterlaufen und in die Niederlage zu treiben, ging die Rockefeller-Administration noch einen Schritt weiter: um den „mißbräuchlichen" Bezug von Sozialhilfe zu verhindern, bekamen alle Sozialhilfe–Empfänger besondere Ausweise,die mit Photos versehen waren; zusätzlich wurde auf den Wohlfahrtsämtern zusätzliches Kontrollpersonal eingestellt. Weiter: die Stadt versuchte, den Wohnungsnachweis zur Bedingung beim Empfang von Sozialhilfe zu machen. Schließlich wurde ein eigenes Programm entwickelt, um die Arbeitslosen zu schlecht bezahlter Arbeit zu zwingen. Gleichzeitig versuchte man bei den städtischen Bediensteten, den Lohn wieder strikt an die Arbeitsproduktivität zu binden – obwohl auf der anderen Seite ganz offen zugegeben wurde, daß es in weiten Bereichen des öffentlichen Dienstes schlicht unmöglich ist, die Arbeitsleistung zu messen. Bürgermeister Lindsay beauftragte die *Rand Corporation* mit der Ausarbeitung eines entsprechenden Programms – 1972 gab die Stadt dafür 20 Millionen Dollar aus. In New York

unternahmen die Herrschenden den Versuch, in einigen neuen Arbeitsbereichen die Methoden der Zeit- und Arbeitsmessung zur Kontrolle der Arbeiter einzuführen. Zur gleichen Zeit lief bei der neu gegründten *National Commission on Productivity* ein spezielles Forschungsprogramm an, das Methoden der Arbeitsquantenmessung bei Arbeitern im öffentlichen Dienst messen sollte. In dem Magazin *Fortune* erschien ein Artikel mit der Überschrift: „Die New Yorker Stadtverwaltung entdeckt die Produktivität.", darin heißt es: „Eines der Prinzipien, die die Stadtverwaltung von der freien Industrie übernehmen muß, lautet: Löhne und Produktivität müssen aneinander gebunden sein."

Die Schwierigkeit dieser ersten Gegenmaßnahmen der Stadt lag darin, daß die Bevölkerung von New York – trotz der Niederlage im Rentenstreik und trotz einiger anderer Rückschläge – immer noch in einer Position der Stärke war. Ein Beispiel: zwar gelang es der Stadt, den städtischen Bediensteten einige Veränderungen in der Arbeitsorganisation aufzuzwingen – im Austausch dafür aber wurden Lohnforderungen in solcher Höhe angekündigt, daß sie die über Rationalisierung erzielte Einsparung mehr als hinfällig machten; der Angriff der Stadt hatte seinen Stachel verloren. Auch der Widerstand der Sozialhilfeempfänger dauerte an. Zwar sank die Wachstumsrate des Grundsatzes an Sozialhilfe langsam ab, die sonstigen Zuschüsse aber stiegen weiterhin; außerdem wurde die schlecht bezahlte Arbeit, die den Sozialhilfeempfängern angeboten wurde, immer entschiedener und massenhafter abgelehnt. So sahen sich die Herrschenden bald gezwungen, die Strategie der Geldkürzung drastisch zu verschärfen: die „arbeitsscheuen" öffentlichen Arbeiter und die „parasitären" Sozialhilfeempfänger sollten frontal angegriffen werden.

Eine wesentliche Rolle dabei spielten die großen Banken. Die Stadt war schon lange verschuldet: einmal bei der Staats- und der Bundesregierung, dann aber auch bei den großen Banken. Die Banken gingen jetzt dazu über, die Zinsen bei Krediten drastisch zu erhöhen und damit die Stadt unter Druck zu setzen. Die Stadt wurde zunehmend von den großen Finanzunternehmen abhängig (1969 schon mit 2,5 Milliarden Dollar). Seit 1974 nahm der Druck, den die Banken ausübten, ein weiteres mal zu: sie begannen direkte Bedingungen an die Vergabe von Krediten zu knüpfen. Darauf gingen eine ganze Serie von Maßnahmen gegen die Arbeiter zurück: zehntausende von Entlassungen bei den städtischen Bediensteten, erhebliche Arbeitsintensivierung bei den verbliebenen. Des weiteren: Einfrieren der Löhne und Abbau von Sozialleistungen. Außerdem wurden die öffentlichen Dienstleistungen in Millionenhöhe reduziert und die Transportkosten der öffentlichen Verkehrsmittel drastisch erhöht. Die Arbeitenden wurden höher besteuert, die Zahlungen an die Arbeitslosen reduziert. Und schließlich wurden die gewählten Vertreter in der lokalen Verwaltung abgeschafft und durch die technokratischen Planer und Funktionäre der *Municipal Assistance Corporation*, der *Management Advisory Board* und der *Emergency Financial Control Board* ersetzt, die nach unten hin keinerlei Rechenschaft mehr schuldig sind.

Es hat aber auch deutliche Antworten von unten auf diese Gegenoffensive gegeben: Streiks und andere Aktionen bei den städtischen Bediensteten, immer wieder Demonstrationen und Besetzungen, Widerstand gegen die Erhöhung der Transportkosten bei den öffentlichen Verkehrsmitteln, Unruhe in den Betrieben – und schließlich den riesigen Mietstreik in Coop-City, an dem 60 000 Mieter beteiligt waren und der mit einem Sieg endete. ★



Container-Schule in New York

Der folgende Text handelt von einer Schule eines Ghettos von New York City. Er ist von Becky Staton geschrieben, die in dieser Schule unterrichtet. In ihrer Klasse sind 55 Schüler, aber nur 30 Stühle; es gibt kein fließendes Wasser, irgendwo in dem Klassenzimmer strömt Gas aus, die Fensterscheiben sind zerbrochen. – Auch dieser Artikel handelt von der Krise der Stadt New York: er zeigt, welches Elend und welche Zerstörung sie auch bedeutet. – Der Text ist der Sondernummer über New York City der amerikanischen Zeitschrift "Liberation" (Nr. 8/9, Frühjahr 1976) entnommen; wir drucken hier nur einen Auszug.

Die Klassen sind überfüllt, es fehlen Lehrer, vor allem schwarze, überall gibt es Spannungen und Gewalttätigkeit. So gut es geht versuche ich, an meiner Idee von libertärer Erziehung festzuhalten – aber die Wirklichkeit dieser Schule macht mir das ungeheuer schwer. Da kommt es z.B. vor, daß sieben junge Typen in mein Klassenzimmer eindringen: erst machen sie die Geräte kaputt, mit denen ich gerade arbeite; dann reißen sie eine Schranktür heraus und bedrohen mich damit; später treten sie die Zimmertür ein, zerstören den Rahmen und bedrohen mich mit einem Messer. Und schließlich schlagen sie mir ins Gesicht, als ich um Hilfe rufen will. Ich weiß wirklich nicht, ob ich in ihnen noch länger Opfer sehen kann: ich erlebe sie als Feinde.

Auch in den Schulen, in denen ich früher gearbeitet habe, gab es Lehrer, die immer wieder von Schülern angegriffen wurden; das waren dann aber auch meist Lehrer, die sich gegenüber schwarzen Schülern rassistisch und arrogant verhielten. Da hat mich das nicht gestört – im Gegenteil! Hier aber ist es eine ziellose Gewalttätigkeit, die nicht viel mit dem politischen Rassenhaß der Farbigen zu tun hat, wie ich ihn früher erlebt habe. Dieser Haß jetzt richtet sich gegen alle Lehrer, egal ob schwarz oder weiß. Und die Lehrer, die ständig bedroht werden, haben natürlich Angst – und rufen nach mehr Sicherheit. So entsteht die Spirale Gewalt/Reaktion/Repression und mit der Schule geht es immer weiter abwärts. Bei der Schul-Administration gelten Lehrer(innen) wie ich bestenfalls als spinnerte Idealisten, die auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt werden müssen. Die Antwort der Schul-Administration auf die Gewalt der Schüler ist sehr einfach: mehr Kontrolle, mehr Repression, härter durchgreifen.

Nun gibt es Leute, die sehen in der Gewalt der Schüler gegen Lehrer und die Schule insgesamt einen befreienden Impuls: das sei die direkte Aktion der Unterdrückten gegen die Unterdrücker, das unvermittelte Ausdrücken von Haß. Ich finde: wer so redet, der glorifiziert eine Destruktivität, die sich letztlich auch gegen die wendet, die da ihren Haß ausdrükken. Denn wenn die Schüler aus dem Ghetto und den Arbeitervierteln ihre – in der Tat mehr als berechtigte – Wut über diesen armseligen Schulbetrieb, über das, was ihnen da angeboten wird, ausdrücken und ausleben, dann zerstören sie sich gleichzeitig auch ihre letzte und minimalste Chance, überhaupt etwas zu lernen, sich für irgendwas zu qualifizieren. Wenn die Schule dann vorbei ist, gibt es für sie keine Möglichkeit mehr, zu lernen. Dann bleibt ihnen ein Leben in Kriminalität, Alkohol, Drogen, Selbsthaß und Entfremdung – ohne irgendeinen Schimmer von Hoffnung, ohne die mindeste Vorstellung einer anderen und besseren Welt: nur Unbeweglichkeit und Dumpfheit.

Regierung und Verwaltung nehmen diese Entwicklung bewußt in kauf, mehr noch: sie haben sie direkt und willentlich produziert. Viele städtische Schulen produzieren schlicht nichts mehr: sie bringen den Schülern nichts bei, nicht einmal Unvollkommenes – das Ergebnis ist schlicht null. Und tatsächlich sind im Erziehungsbereich, wie auch anderswo, drastische Kürzungen, Streichungen, Einsparungen und Schliessungen im Gange. Sozialleistungen waren in einem direkten Sinne nie 'profitabel' – sie hatten aber durchaus ihre Funktion: sie kamen bestimmten Bedürfnissen der Industrie nach, stutzten die Leute auf deren Bedürfnisse zu, übten Kontrolle aus und dienten zur Disziplinierung oder als Sicherheitsventil. Heute aber, in einer veränderten ökonomischen Situation, braucht die Industrie nicht mehr die Massen von unqualifizierten und bestenfalls halbqualifizierten Parias. Und sie braucht sie auch deswegen nicht mehr, weil klar ist, daß diese Leute niemals brave, effektive und unersättliche Konsumententiere werden. So werden sie einfach fallengelassen und die Einrichtungen, die für sie – wie schlecht auch immer – da waren, abgeschafft.

Außerdem sind andere Formen der Kontrolle kostensparender. Es ist billiger, an jede Straßenecke einen Bullen zu stellen und so die Leute zu kontrollieren, als die Schulen zu verbessern oder mehr Sozialarbeiter einzustellen. Sogar Aufstände im Ghetto sind nicht so schlimm – solange die Leute nur ihre eigene Community kaputthauen. Solange der Haß sich nicht nach außen richtet, ist es nicht weiter schlimm, wenn die Ghetto-Bewohner in Dreck, Kriminalität und Selbsthaß ertrinken. Im Gegenteil: das absorbiert die Kräfte – solange also nur das passiert, sind Kontrolle und Niederhaltung gewährleistet. Gezielte Verelendung und Verdumpfung – das ist das Ausbildungsprogramm der Stadt für das Ghetto. Daher laufen Aktionen gegen die Schulmisere schlicht ins Leere. Schulamt, Stadt und Gewerkschaft reagieren auf so etwas natürlich erst einmal erschreckt – dann aber benutzen sie die Aktion für ihre Zwecke, das heißt: für die Beschleunigung von Unterentwicklung und Verslumung. Ein Beispiel: es gab einen Streik von New Yorker Lehrern für kleine Klassen, mehr Lehrpersonal usw.; der Streik wurde von 90 % aller Lehrer getragen. Ergebnis: nicht eine kleinere Klasse, nicht eine Planstelle mehr – stattdessen: Verringerung der Schulstunden in den Ghetto-Schulen! Lehrer sind nun mal nicht da und wenn, dann für bessere als Slum-Zwecke – sollen die Kinder doch auf der Straße sitzen; wir werden sie doch nie gebrauchen können!

Was ich mit all dem sagen will: es stimmt einfach nicht, daß das Chaos an den Schulen bei denen, die rebellieren, etwas Produktives freisetzt, Kräfte in ihnen wachsen läßt. Das Gegenteil ist der Fall: das Chaos bestätigt sie nur in dem, was sie immer schon erfahren haben – nämlich daß es für sie kein Entkommen gibt aus dem umfassenden Elend, daß ihnen nur die verschiedenen Drogen bleiben, mit denen sie sich betäuben müssen: Sex, Alkohol, harte Drogen, Musik und Gewalt. Sicher gibt es die Rebellion –

aber so, wie sie ist, kennt sie kein anderes Ufer; es gibt die immanente Rebellion im Elend – aber die Rebellen wissen nicht, für was sie kämpfen sollen. Sie haben keine Hoffnung, kein Ziel, keine Vorstellung von einer besseren Zukunft.

Und es kommt für mich noch ein anderes Problem hinzu, eine weitere Spaltung meiner selbst: ich bin eine Frau – und ich kämpfe gegen die sexuelle Unterdrückung, gegen den Sexismus. Ich kann mich sehr wohl dagegen wehren, daß mein Vorgesetzter mich sexistisch behandelt – aber gegen die dreckigen Witze, die ständigen Anspielungen des Direktors, der anderen Lehrer, der Schulzeitung und eben auch der Schüler, gegen dieses sexistische Trommelfeuer kann ich mich nur ganz schwer behaupten. Ich meine jetzt nicht die subtilen Formen des Sexismus, die man von jenen aufgeklärten und linken Männern erfährt, die ständig von der Bedeutung des Feminismus reden. Ich meine was anderes: die schmutzigen, offenen, schlüpfrigen, klar ausgesprochenen, quälenden und entwürdigenden Angriffe von Männern, die aus ihrer Verachtung, ihrem Haß und ihrer Aggressivität gegenüber Frauen keinen Hehl machen. Wenn dann solche Typen aber keine Weißen sind, dann entsteht in mir selber ein Konflikt zwischen zwei Haltungen, zwischen meiner Ablehnung des Rassismus und meinem Kampf gegen den Sexismus. Und ich bekomme die beiden Sachen dann nicht mehr zusammen.

Ein Beispiel: ich will mich nicht einschüchtern lassen, wenn ich von – männlichen – Schülern physisch bedroht werde. Daraus entstehen leicht Situationen, die schier nicht mehr lösbar sind. Das sieht dann so aus: Erstes Stadium – ich bin das "Opfer" einer Drohung, eines Angriffs oder irgendeiner anderen aggressiven Handlung, weil ich als Weiße und Lehrerin zu den Unterdrückern gehöre; aber ich bin auch deswegen "Opfer", weil ich eine Frau bin: die Schüler glauben, deswegen leichtes Spiel mit mir zu haben. Zweites Stadium – ich lehne es ab, Opfer zu sein! Ich kämpfe gegen die Aggression und Unterdrückung, die ich erfahre. Damit vergrößere ich natürlich nur den Haß der Schüler, denn ich unterwerfe mich nicht, unterdrücke die Schüler noch mehr und demonstriere, daß ich auch dann noch stärker bin, wenn ich angegriffen werde. Drittes Stadium – wenn der Schüler dann tatsächlich aufgibt, dann ist seine Wut natürlich nur noch größer und meine Erleichterung und Befriedigung schnell wieder verflogen, denn ich weiß, daß Haß und Zorn meines "Gegners" nur noch größer geworden sind. – Gibt es einen Weg, aus diesem Widerspruch herauszukommen? Ich sehe keinen. Denn ich kann und darf nicht *nicht* handeln – und wenn ich handle, kann ich das Ergebnis nicht akzeptieren.

Meine erste Reaktion auf diese Situation war immer, daß ich mit anderen Frauen an der Schule darüber reden wollte. Ich wollte, daß wir uns zusammentun und uns gegenseitig unterstützen und helfen. Die meisten dieser Frauen aber stehen allem, was nur im entferntesten nach Feminismus aussieht, feindlich und ablehnend gegenüber. Da zeichnet sich im Moment also nichts ab. Ich glaube aber immer noch: wenn es möglich ist, uns Frauen an der Schule irgendwie zusammenzubringen, dann könnte sich was ändern. Eine andere Hoffnung habe ich nicht.

Hierher gehört auch das Problem des Rassismus und Sexismus: im Ghetto sind sie ständig präsent – ungebrochen, aggressiv und gewalttätig. Nur schwer kann ich über meine Erfahrung damit sprechen; denn was ich da erlebe, das spaltet mich in verschiedene Teile auf, die ich nicht mehr zusammenbekomme. Der Rassismus an den Schulen ist ungeheuerlich, man spürt ihn ständig, er prägt alles Verhalten. Allein die Tatsache, daß es solche Schulen wie die, in der ich arbeite, gibt, mit all ihrer tiefsitzenden Gewalttätigkeit – allein diese Tatsache zeigt schon, wie sehr das ganze Schulsystem und die dahinter stehende Gesellschaftsstruktur auf Gewalt und Rassismus gründen. Diese Schule ist nicht für die Bedürfnisse der Community und ihrer Kinder gemacht worden: sie war von Anfang an ein Produkt von Ghettoisierung, Vernachlässigung, Abschieben und gewollter Verelendung. Und seit es diese Schule gibt, wird an ihr immer weiter gekürzt und gestrichen – letztlich geht die Entwicklung auf die Abschaffung solcher unprofitabler Schulen hin. An der Ausstattung einer Schule kann man ablesen, welche Bedeutung ihr die Herrschenden beimessen. Unsere Schule war von Anfang an miserabel ausgestattet, das Lehrmaterial völlig unzureichend. Und es wurde immer schlimmer; ich kenne keine andere Schule, in der es so zugeht. Schon vor den neuen Budgetstreichungen befand sich unsere Schule am Rand des Zusammenbruchs. Dafür kann es letzlich keine andere Erklärung geben als die, daß diese Entwicklung, daß Chaos und Zusammenbruch bewußt geplant sind. Außerdem hat in dieser Community kaum jemand Interesse an einer Unterstützung durch die Lehrer und die Schule. Denn die Leute haben damit schlechte Erfahrungen gemacht: es wurde immer dazu benutzt, den Graben zwischen Lehrern und Gewerkschaft auf der einen und Eltern und Community auf der andern Seite zu vertiefen. Das alles hat keiner in der Community vergessen – wo solche Auseinandersetzungen ja härter und schärfer als anderswo ausgetragen werden. Mir fällt es zunehmend schwerer, gegen den Rassismus in mir selber und in anderen weißen Lehrer(innen) anzukämpfen – ich kann die Gewalt und Brutalität nicht vergessen, die aus dem Ghetto kommen.

★

City Arts

Wandmalerei in den USA

'Eine Wand gehört allen, man kann sie nicht auf dem Kunstmarkt verkaufen, sie gehört niemand und jedem und genau so sollte Kunst sein.
Tania, Wandmalerin

Mein erster Kontakt mit Straßenkunst in den USA fand vor keinem Wandgemälde statt, sondern in der New Yorker U–Bahn. Die Züge, die in ihrer ganzen ungeheuren Länge in die Station donnern, wirken wie eine rollende Demonstration für die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten von Sprühdosen. Sorgfältig ausgemalte Zeichen und Zahlen, kunstvoll, dreifarbig die Mittellung, daß Lee hier war. Über 6 Meter verkündet eine street-gang aus Washington-Heights, daß sie unbestritten die Größten dieser Gegend seien. Für mich waren die Größten jene Graffiti-Guerilleros, die es geschafft haben,einen gesamten Waggon in eine riesige puertoricanische Fahne zu verwandeln; bedenkt man die Arbeitsbedingungen der Maler nachts heimlich im U–Bahn Depot, so ist dies wirklich eine bemerkenswerte Leistung. Viele Leute, die ich traf, freuten sich über den neuen Stil, bunt ist allemal schöner als grau. Aus Frankfurt kommend, wo man mit Freude und fast ein bißchen Rührung das schnell gesprühte Nulltarif an der Straßenbahn betrachtet; stets den Ärger mit Hausbesitzern gewohnt ist, die frisch gesprühte Wände sofort wieder eingrauen müssen, habe ich mich in New York dem unbekannten Menschenfreund sehr verbunden gefühlt, der oder die eine 2meter große, leuchtend rote Kerze an die U–Bahn malte, verbunden mit dem freundlichen Hinweis - this is for you - die ist für dich.

Die Vielzahl sowie die politische und künstlerische Qualität der Wandmalerei in den USA überrascht, da man im Zusammenhang mit politischer Straßenkunst eher gewohnt ist, an Länder in heißen Phasen der Klassenauseinandersetzungen zu denken, so etwa Chile unter der *Unidad Popular* oder Portugal nach dem 25. April 1974. Die Wandmalerei als politische Ausdrucksform ist in den gesamten USA wiederentdeckt worden, als entwickelste Zentren lassen sich Chicago und New York nennen. In Chicago gibt es etwa 150 *murals* (*mural*=engl. Wandgemälde) verteilt über die ganze Stadt, d.h. verteilt in allen ethnischen neighbourhoods, vom polnischen West-Chicago bis in alle mexikanischen, puertoricanischen und schwarzen Viertel. Manhattan hat 40 *murals*, hier ist die Konzentration auf 'dritte Welt neighborhoods' sehr stark. Im Südwesten der USA dominiert der mexicanische Einfluß, die Künstlergruppe *'Artea Guadalupanos de Aztlan'*, deren Werke vor allem in Santa Fe, Denver und Phoenix zu sehen sind, greifen in ihrem Stil sehr stark auf alte atztekische Ausdrucksformen zurück. Auch die californischen Metropolen Los Angeles und San Francisco gelten als Zentren der mural-Bewegung.

Die Bilder variieren in Stil und Inhalt sehr stark voneinander. Zahlreiche *murals* beziehen sich auf konkrete Konflikte und Auseinandersetzungen in den Vierteln, haben also Wohnraumzerstörung, schlechte Lebensverhältnisse, Ausbeutung am Arbeitsplatz aber auch Probleme wie harte Drogen zum Thema. Die Wandmalereien dieser Art entstehen aus einem konkreten politischen Kampf, werden offensiv Teil dieses Kampfes, währ-

end sie gleichzeitig Erfahrungen eben dieses Kampfes darstellen. Ohne die Geschichte des Viertels bleiben die Bilder mißverständlich. Eine Szene auf dem Douglas Street *mural* in Brooklyns Park Slope District zeigt ein Baby, das aus einem verfallenden, brennenden Haus gerettet wird;mein erster Gedanke,es müsse sich um eine symbolisch übersteigerte Darstellung eines Wohnungskampfes handeln war falsch, es ist Beschreibung von real Geschehenem. Die Bewohner der Gegend, Afro-Amerikaner und Haitianer, sollen im Zuge der Stadtsanierung vertrieben werden, es sollen bessere Häuser gebaut werden, die nur den Fehler haben, daß sie auf Grund der höheren Mieten für die jetzigen Bewohner nicht mehr in Frage kommen. Der Widerstand der Leute wird mit der Strategie der Verslumung beantwortet, es gibt keinen Cent mehr für die nötigsten Reparaturen, urplötzlich brechen in noch bewohnten Häusern Feuer aus. Der Douglas-Street *mural*, gemeinsam von Künstlern und Jugendlichen aus dem Viertel gemalt, schildert die Stationen dieses Kleinkrieges ist aber auch Ausdruck des Stolzes der Betroffenen. Das Bild ist Teil der neighbourhood geworden.

Ein ganz anderes Beispiel für Wandgemälde als Teil eines aktuellen Kampfes ist jenes Anti-Kriegsbild in San Franciscos Haight-Street, das genau zum Zeitpunkt einer 60000 Personen starken Anti-Kriegsdemonstration fertig wurde.

Neben diesen, ich möchte sie in Ermanglung einer besseren Kategorie aktuelle oder konkrete Bilder nennen, existieren jene, die vergessene Geschichte wieder gewinnen wollen, etwa in San Francisco *'200 years of resistance'* und *'Our history is no mystery'* (200 Jahre Widerstand und Unsere Geschichte ist kein Geheimnis). *'Our history'* zeigt in etwa 100 Meter Länge alle Stationen der Geschichte Californiens von indianischen Lebensformen über die Besiedlung bis zu den großen Streiks der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. In Berkeley ist die Geschichte der letzten 10 Jahre, Studentendemonstrationen, Vietnam, Peoples Park und die Hippie-scene an einer Hauswand verewigt worden.

Auch der Kampf der ethnischen Gruppen um kulturelle Identität, um eine eigene Geschichte, die eine ganz andere als die 'europäische Geschichte' der USA ist, prägt eine ganze Reihe der *murals*. Eines der ältesten Bilder ist Chicagos *'Wall of Respect'*, Portrait wichtiger schwarzer Persönlichkeiten gemischt mit Beschreibungen des Lebens der Schwarzen in der Stadt. In San Francisco ist es eine Gruppe mexicanischer Frauen, die *'Mujeres Muralistas'*, die eigene Kunstformen gegen die übermächtige weiße Kultur verteidigen. Ein offensives Verhältnis zur eigenen Geschichte, nationales Selbstbewußtsein und kulturelle Unabhängigkeit sind wichtige Inhalte des autonomen Kampfes der ethnischen Gruppen; ihr Ausdruck in den Wandgemälden erklärt nicht zuletzt den Stolz der communuties auf ihre Bilder, die übrigens auch schon häufig gegen die grauen Farbeimer der Hausbesitzer verteidigt werden mußten.

"Multi-Ethnic Mural", 1972, 17 m auf 35 m, Foto von M.Diehl

Auch die Frauenbewegung bedient sich der *murals*, auch hier Ausdruck von Selbstbewußtsein, Autonomie und der wiedergefundenen eigenen Geschichte. Die *'Wall of Respect for Women'* in der Lower East Side von New York zeigt einen Baum dessen Äste Situationen aus Frauenleben sowie 'typische Frauenberufe' sind und dessen Gipfel die Gesichter von fünf Frauen zeigt, einer Chinesin, einer Schwarzen, einer Puertoricanerin, einer Jüdin und einer blonden Weißen.

"Wall of Respect for Women", 1974, 10 m auf 10 m, Foto von M.Diehl

Die politische Wandmalerei hat Tradition in den USA; 1930 gab es eine erste große Welle der *murals*, beeinflußt von den berühmten Mexicanern Diego Riveira, David Siquieros und Jose Orozco. Ursprüngliche Motivation der Mexicaner war es gewesen, die Geschichte der Revolution von 1910 bildlich zu vermitteln. In den zwanziger und dreißiger Jahren bekamen die drei zahlreiche Aufträge in den USA und begründeten ihren Einfluß auf die nordamerikanischen Straßenkünstler. Die Auftragsmalerei des Marxisten Riveira blieb nicht konfliktfrei, 1932 bemalte er für Nelson Rockefeller die Eingangshalle des Rockefeller-Center - Teil des Bildes war ein Portrait Lenins. Riveira kam Rockefellers Order, Lenin zu übermalen nicht nach; das Bild wurde zerstört und erst 1934 kam Lenin dann im Kunstpalast von Mexico-City richtig ins Bild.

Man muß die politische Wandmalerei scharf abgrenzen vom Wandmalereikommerz und dem Versuch, städtisches Elend einfach zu übermalen nach dem Motto - ein bunter Slum ist hübscher. Auch die Werbung bedient sich der *murals*, so wurde eine Wand in der Nähe des Times Square in New York rechtzeitig zur Filmpremiere mit dem freundlichen Lächeln King-Kongs verziert - in Lebensgröße versteht sich.

Es sind nicht nur die Inhalte, die die politischen *murals* von allen anderen unterscheiden, sondern auch die völlig andere Art der Herstellung. Die hier beschriebenen *murals* sind fast alle zusammen mit Kindern und Jugendlichen der communities entstanden. Ein Wandgemälde der New Yorker Gruppe *Cityarts Workshop (CAW)* etwa entsteht, schematisiert zusammengefaßt, nach folgendem Zeit- und Arbeitsplan:

1. Monat: eine Nachbarschaft wird ausfindig gemacht, die ein Gemälde haben will, eine geeignete Hauswand wird ausgesucht und die rechtlichen Dinge mit dem Hausbesitzer geklärt; Jugendliche werden zum Malen angeregt; Nachbarschaftversammlungen mit Diskussionen über die Bedürfnisse der community finden statt.

2. und 3. Monat: intensive Gruppenarbeit mit dem Team (12 bis 15 Jugendliche, 1 bis 2 Cityarts-Leute); Erarbeiten des Gemäldeinhalts und Diskussionen über die Maltechnik. Dias, Fotos, Vorlagen in beliebiger Größe werden auf Papier projiziert. Die projizierten Formen werden dann mit Stiften nachgezogen, direkt kopiert, abgewandelt oder nur als Übungsvorlagen verwandt. Das heißt, man braucht also nicht gleich ein Profi zu sein, um an einem Wandgemälde mitarbeiten zu können. Der Gesamtentwurf wird mit einem Raster überzogen und läßt sich dann leicht auf die Wand, die ebenfalls in Raster aufgeteilt ist, übertragen.

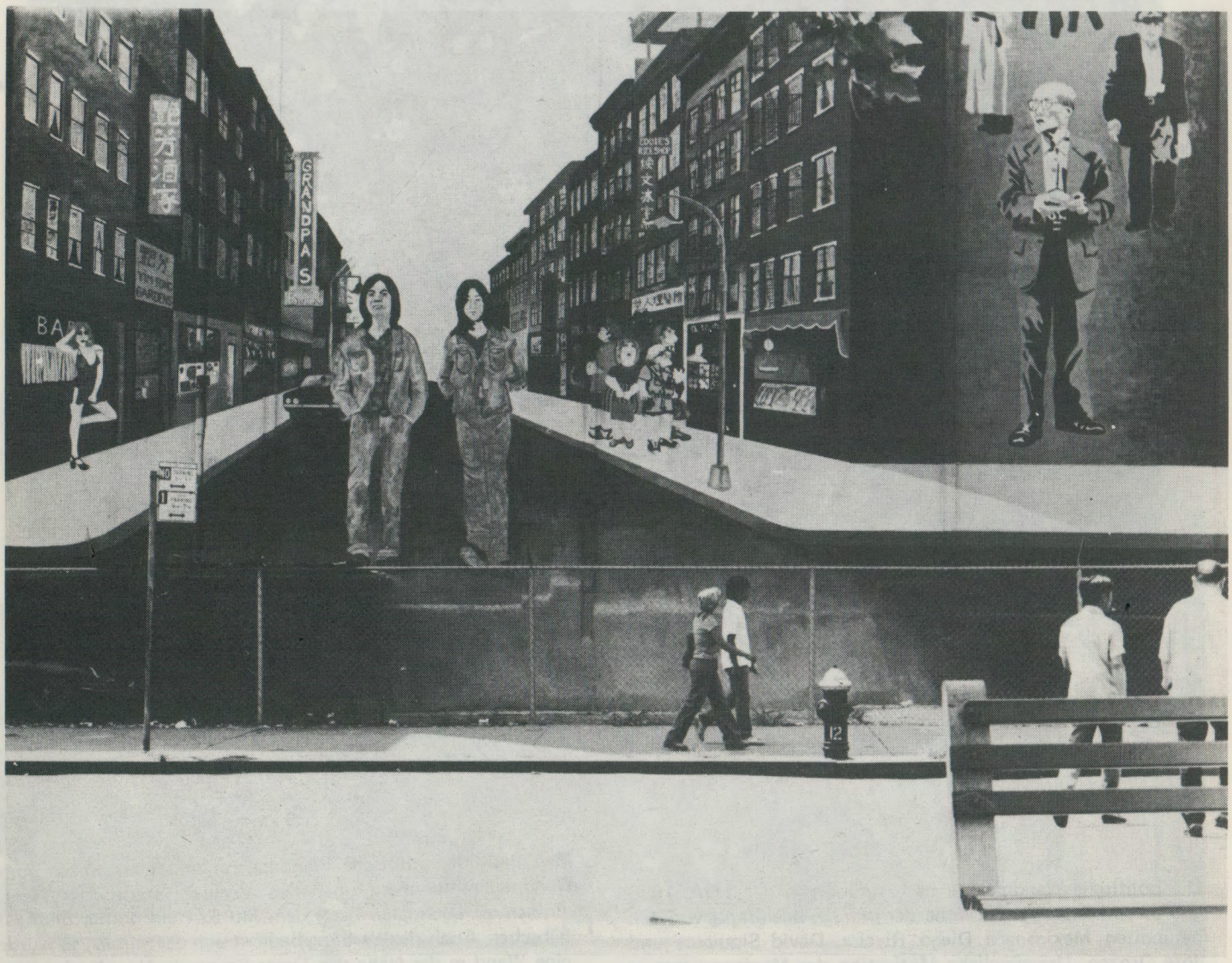
4. und 5. Monat: Das Gerüst wird aufgebaut, die Wand präpariert und das Gemälde nach dem Entwurf, eventuell mit Korrekturen, aufgemalt.

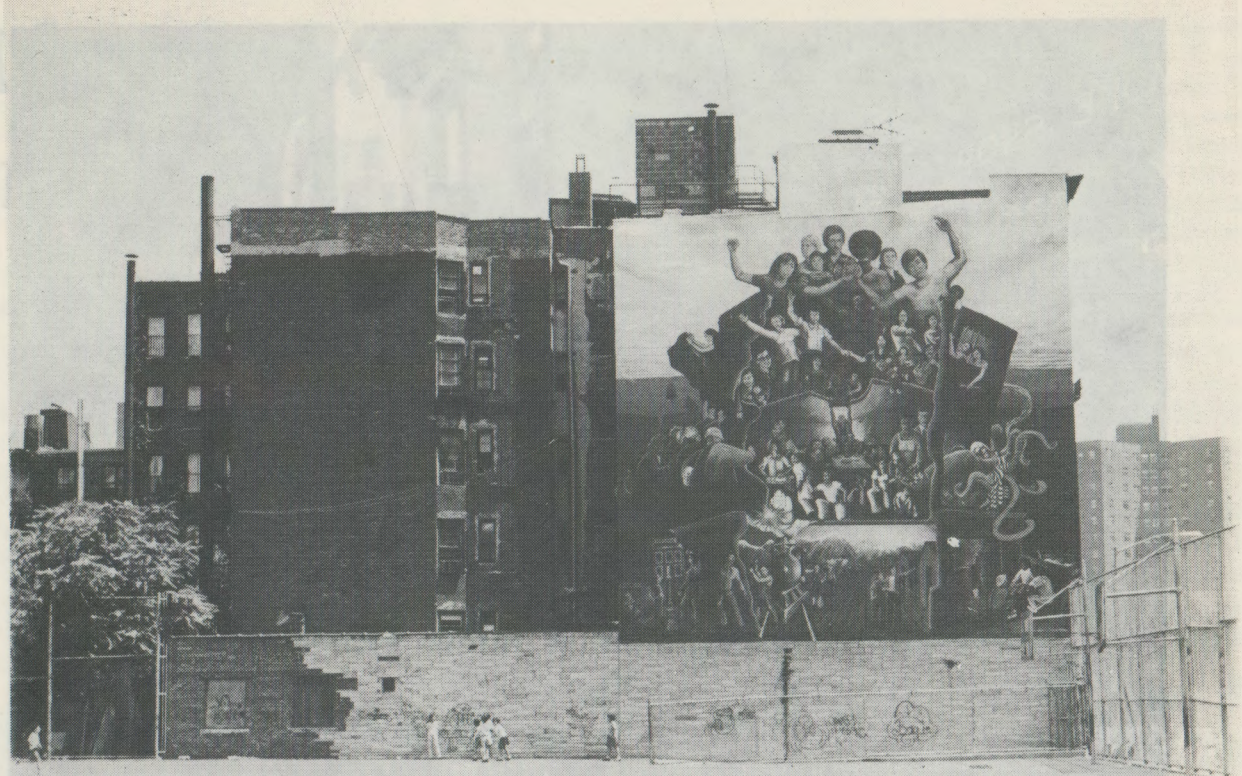
Für Leute, die sich für Wandmalereien interessieren:

1. *Cityarts Workschop Inc.*
   525 E. 6 St.
   New York, N.Y. 10009
2. *Public Art Workshop*
   5623 W. Madison St.
   Chicago, Ill. 60644

★

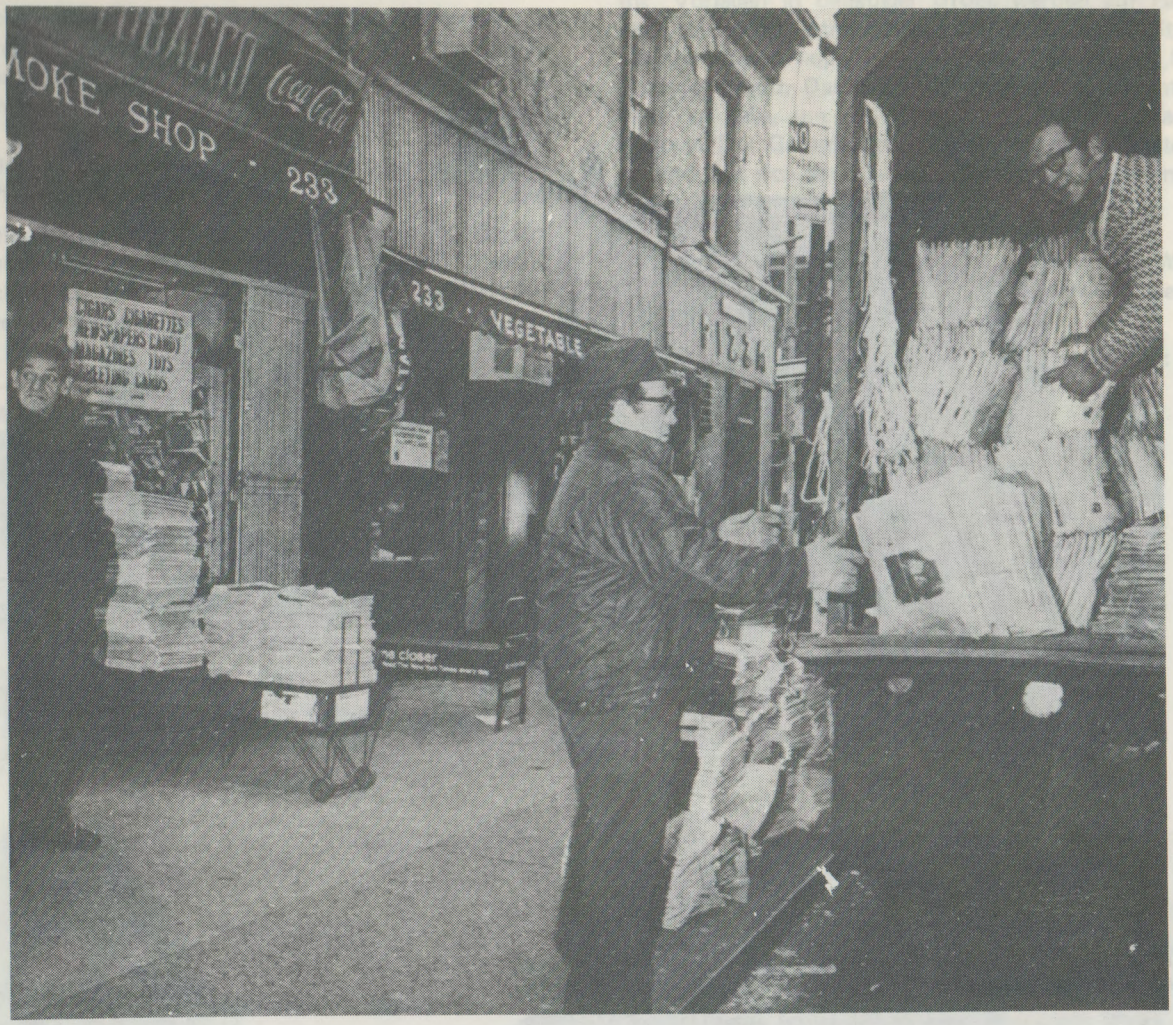
"Chinatown Today", 1973, 18 m auf 25 m, Foto von M.Diehl





"Chi lai, Arriva, Rise Up!", 1974, 15 m auf 15 m, Foto von M.Diehl. Dieses Wandgemälde war ein reines Künstlerprojekt und ist künstlerisch, technisch das anspruchsvollste.

"Effects of the Budget Cuts", 1973, 10 m auf 10 m, Foto von M.Di



NEW YORK CITY - EIN SCHAUFENSTER - EINFACH VORBEIGELAUFEN

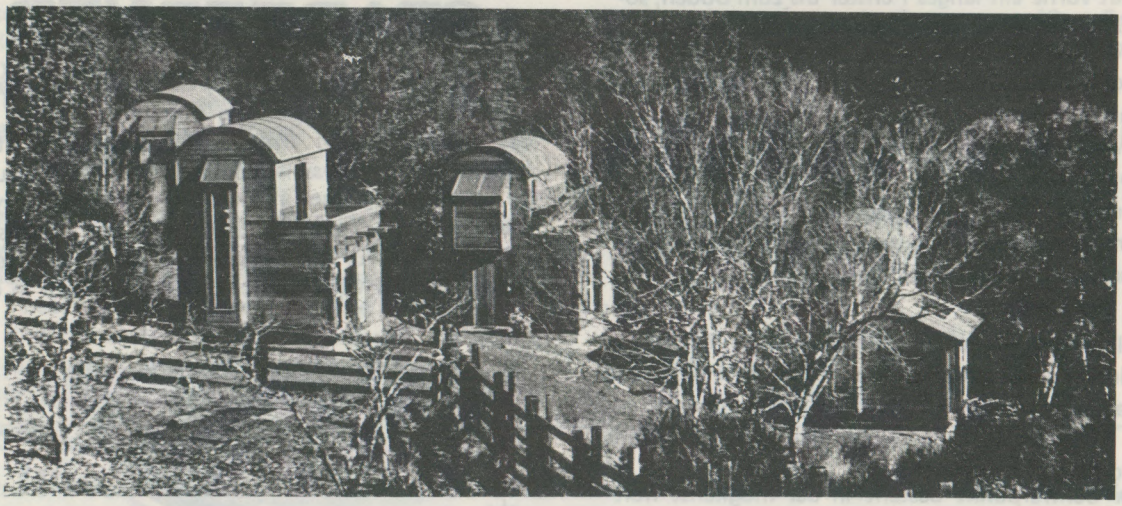
Ein Spaziergang an einem Nachmittag in New York in der Lower East Side, einer Gegend, in der ich manchmal an Humphrey Bogart denken muß. Nicht weil man einen Revolver im Schulterhalfter bräuchte, sondern an die Stelle aus "Casablanca", wo der Nazigeneral zu Bogart sagte, er solle aufpassen, daß nicht bald die deutsche Armee in New York lande und er die Antwort bekomme, "Well, mein Herr, es gibt dort einige Viertel, da würde ich Ihnen nicht raten, bei Nacht einzumarschieren!" Genau das ist der Punkt, der mir dieses Chaos auf eine Art sympathisch macht. Ich will kein Elend verniedlichen, aber es ist ein ganz anderes Elend als die Tödlichkeit der deutschen Sauberkeit, der Zwang zur blanken Fassade. Gehe ich in New York spazieren, nachdem ich einen Joint geraucht habe, ist vielleicht je nach Viertel die Angst da, eins über den Schädel zu kriegen, aber nicht die Angst, von einer uniformen Masse als "etwas anderes", "etwas fremdes" erkannt und dementsprechend behandelt zu werden. Richter Lynch war zwar Amerikaner, aber viele Leute, die man hier sieht, würden in Deutschland einen mittleren Verkehrsstau hervorrufen; der Rentner, der Rudi Dutschke im Gottesdienst mit einer Krücke über den Kopf haute, oder der nette Mensch, der Blumentöpfe auf die Frauendemo wirft, sie würden hier aus dem Schlagen oder Werfen gar nicht mehr herauskommen. Sie würden hier sehr viele fremde und verdächtige Gestalten antreffen.

Vielleicht denke ich soviel an Deutschland, weil ein paar Straßen weiter jenes alte jüdische Viertel liegt, in dem es mir ganz recht war, daß mein deutscher Akzent nicht gleich jedem aufgefallen ist — ein Viertel mitten in New York, in dem man glaubt, in einem kleinen Dorf im Osteuropa des letzten Jahrhunderts zu sein.

Ich betrachte ein paar Kinder, die mit einem kaputten Eisschrank, der auf dem Gehsteig liegt, Boot spielen und bleibe vor einer Fensterscheibe hängen. Plakate, viele handgeschriebene Zettel, Ankündigungen mit Fotos — sieht aus wie eine Wand in irgendeinem linken food-— coop— Zentrum der soundsovielten Straße, die Nummer habe ich vergessen. Irgendwie hänge ich zu sehr in meinen eigenen Gedanken, als daß ich Lust hätte, reinzugehen und meinen Spruch aufzusagen — "Hallo, ich bin ein deutscher Linker, voller Eifer und Interesse, etwas über food—coops zu erfahren." — bleibe also draußen und schaue zu. Im Fenster hängen Preislisten für die Waren, niedrige Preise, es ist z.T. erklärt, wo die Waren herkommen , wie sie angebaut wurden. Ein Organisationsplan voller Namen, wer wann Dienst hat, es sind mehr Namen als in einer durchschnittlichen deutschen Stadtteilgruppe. Später werde ich erfahren, daß dies nur ein kleiner Coop ist. Termine von Frauengruppen, Männergruppen, Ankündigungen über Diskussionskreise und ein Vorschlag für eine Blockparty — es sind ziemlich viele Zettel, die im Fenster hängen. Der Clou an dem Ganzen sind die Leute in dem Laden — ihre Verschiedenheit, Typen und Frauen wie aus den *freak brothers*, die Mutti von nebenan und der Rentner mit Krückstock. Es ist ein fremdes Bild, zwei Frauen um die Fünfzig zu sehen, die sich mit einem jungen Mann, der dringend zum Friseur müßte, angeregt über Bananen unterhalten. Es ist so selbstverständlich und so fremd. Der Laden scheint mir mehr als nur eine Möglichkeit, billig und gut einzukaufen, er ist eine Art Treff, ein Zentrum zur Organisation der Alltäglichkeit, nicht der Weltrevolution.

FARALLONES «» INSTITUT

Landzentrum



In einer milden, wasserarmen Hügellandschaft rund 12o km nördlich von San Francisco und etwa 4o km von der Pazifikküste entfernt liegt das *rural center* (Land-Zentrum) des Farallones-Instituts. Es ist eine Verschmelzung zwischen Landkommune und Forschungszentrum sowie Schule für neue Technologien. In der Umgebung bestehen eine Reihe von Landkommunen. Nur ein paar Meilen entfernt entstand z.B. 1968 die berühmte riesige Hippie-Kommune 'Wheelers—Ranch'. .Bill Wheeler hatte sein Land frei zur Verfügung gestellt und zeitweise mehrere hundert Hippies und Drop-Outs waren hingezogen und lebten dort zusammen.

Auch das Farallones-Institut wurde auf einem Stück Land gegründet, das von Freunden kostenlos zur Verfügung gestellt worden war.1974 begannen eine Handvoll Leute, auf 2o Hektar Hügelland das Institut aufzubauen. Das Ziel des Projektes ist es, neue Technologien zur möglichst weitgehenden Ausnutzung der natürlichen Energiequellen auf der Ebene einer Landkommune anzuwenden, weiterzuentwickeln und anderen Leuten, die als 'Schüler' eine zeitlang auf dem Zentrum leben, weiterzuvermitteln..

Diesem Programm liegt die Idee einer möglichst eigenständigen, ökologisch sinnvollen Lebensweise in dezentralisierten Einheiten zugrunde, die von den Mitarbeitern des Farallones—Instituts *'whole life system'* genannt wird :

1) ein stärker ineinandergreifendes und ausgeglicheneres Verhältnis zwischen der von Menschen gemachten und der natürlichen Umwelt zu entwickeln, sodaß wir die heilenden Kräfte des Natursystems, sich selbst zu regulieren und Leben zu erhalten, nicht überbelasten.
2) eine Vielfalt in sozialer, ökonomischer und ökologischer Hinsicht zu entwickeln, sodaß Gemeinden und Regionen viele eigene Bedürfnisse befriedigen können, ohne die eh schon zur Neige gehenden und nur durch Importe herbeizuschaffenden Ressourcen noch weiter auszuschöpfen.
3) Systeme zu entwickeln und handhaben zu lernen, die weniger Kapital und weniger Energie von außen erfordern, sondern mehr auf persönlichem Engagement und unmittelbar eigener Produktion basieren.

Es wird also nicht die illusionäre Perspektive angestrebt, etwa ganz autark, also ohne jeglichen Austausch oder sonstigen Zusammenhang mit der Außenwelt, leben zu wollen.(weder Mehl, noch Benzin,noch das Rohmaterial, was sie benötigen, wird selbst produziert).Beim Farallones-Institut sieht das so aus, daß das rural center sowohl durch Spenden mitfinanziert wird als auch durch die Gebühren und die Arbeit der Schüler , die dort leben und mitarbeiten, unterstützt wird. Das Farallones-Institut ist gleichzeitig eine Art Dokumentationszentrum, in dem alle möglichen Technologien praktisch ausprobiert und dabei weiterentwickelt werden, mit dem Ziel, möglichst billige, praktisch sinnvolle und einfache Öko-Technologien zu entwickeln, die von anderen Leuten ohne große Spezialkenntnisse übernommen werden können.

Ein Schwerpunkt des Farallones-Institut liegt in der Nutzung von Sonnenenergie: das erste Projekt war der Ausbau des gemeinsamen Duschhauses mit einem Sonnenenergie—Warmwasserspeicher. Im letzten Jahr wurde ein Sonnenenergie-Gewächshaus fertiggestellt, in dem Tag und Nacht eine relativ konstante Wärme aufrecht erhalten bleibt. In drei neuen Häusern werden drei verschiedene Heizsysteme mit Sonnenenergie ausprobiert (und gleichzeitig entsprechend geeignete Bauweisen von (Holz-)Häusern entwickelt). Auf Grund dieser Entwicklungen hat das Farallones-Institut kürzlich einen (den ersten) Auftrag von Nachbarn erhalten, auf deren Grundstück ein Wohnhaus mit einem Sonnenheizsystem aufzubauen.Zur weiteren Anwendung von Sonnenenergie wird zudem an der Entwicklung von Sonnenöfen gearbeitet.

Ein anderer Schwerpunkt liegt in verschiedenen Formen von Abfall-Wiederverwertung. Ein wichtiger Platz nimmt hierbei die Entwicklung einer 'trockenen Toilette' ein: ein Plumps-Klo , dessen Inhalt zur Kompostierung gebraucht wird und dann zur Düngung von Sträuchern und bestimmten Gartenpflanzen verwendet werden kann.Die Gewinnung von Dünger ist aber nicht der einzige Zweck: der andere liegt darin, den Wasserverbrauch einzusparen. Ein Großteil des täglichen Wasserverbrauchs in einem Haushalt spült — in den USA wie in der BRD — die Toilette hinunter; in einer wasserarmen Gegend

ein unnötiger Luxus. Das Interessante an diesem Trocken-Klo liegt natürlich nicht darin, ein Häuschen mit einem Loch im Boden zuzsammenzuzimmern, sondern Methoden zu entwikkeln, ohne großen Gestank und ohne fürs Düngen schädliche Chemikalien, sowie leicht nachahmbar und ohne großen Arbeitsaufwand die Kompostierung zu erreichen. Das Modell auf dem rural-center ist übrigens auch sehr angenehm zum Scheißen: das komfortabel eingerichtete Holzhäuschen steht am Hang und hat vorne ein langes Fenster bis zum Boden, sodaß du beim Scheißen über die schöne Landschaft blickst.

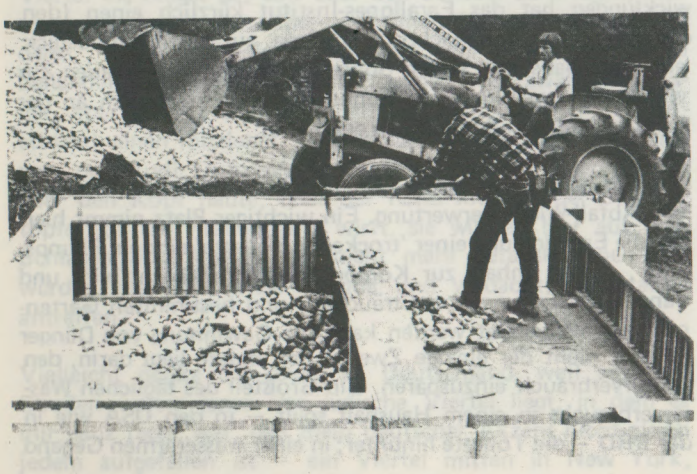
Ebenfalls vor allem zur Einsparung des Wasserverbrauchs wurde ein biologisches Reinigungs–System von Abwässern aus Bad,Dusche und Küche entwickelt, sodaß sie für landwirtschaftliche Zwecke wiederverwendet werden können. Bisher standen vor allem Probleme wie Verteilung, Bewässerung und Filtrierung im Vordergrund. Künftige Studien werden sich mit der biologischen und chemischen Wiederaufbereitung der Abwässer und den daraus sich ergebenden Wirkungen auf Boden und Pflanzenschutz beschäftigen.

Zur Abfallverwertung gehört schließlich auch, daß in der eigenen Schreinerei gebrauchtes Holz zum Bau der Häuser und sonstiger Anlagen verarbeitet wird und in einer Schlosserei aus Alteisen und Altmaterial neue Werkzeuge und Einzelteile geschweißt und hergerichtet werden.

Ein dritter Schwerpunkt besteht in der möglichst weitgehenden Versorgung durch einen Gemüsegarten sowie eine kleine Haustierzucht (Kaninchen, Hühner,drei Kühe): intensive Gartenbepflanzung, Gartenbau ohne Chemikalien, biologische Schädlingsbekämpfung, sowie die schon erwähnte Nutzbarmachung von Sonnenenergie, Kompostierung und Abwasser-Verwertung für den Gartenbau.

Alle diese Fähigkeiten und Technologien entspringen einerseits praktischen Erfordernissen des Lebens auf dem *rural center*, andererseits wird experimentiert, werden Erfahrungen von anderen Projekten verarbeitet und es wird versucht, neue Technologien zu entwickeln.Schließlich besitzt das Projekt auch den Charakter einer 'praktischen Schule':

Seit 1975 finden jährlich drei vierteljährige Kurse statt, auf denen im Durchschnitt 15 'Lehrlings-Studenten' gemeinsam mit den ständigen Mitarbeitern auf dem *rural center* leben, in den verschiedenen Gebieten ausgebildet werden und durch ihre Mitarbeit das Center weiter auszubauen helfen. Die Ausbildung umfaßt sowohl solche handwerklichen Fähigkeiten (Schreinerei,Schlosserei,Hausbau), als auch technisches Design und die notwendigen theoretischen Kenntnisse in den interessierenden technischen Bereichen.



Die Leute, die als Studenten zum Farallones-Institut gehen und dort leben, müssen pro Vierteljahr 800 Dollar (runde 2.000 DM) bezahlen. Viele bleiben mehrere Kurse. Das Farallones-Insitut hat keine formalen Aufnahmebedingungen. Aber da es an eine Universität (in Ohio) angeschlossen ist, können bei Bedarf Uni-Abschlüsse erworben werden (dann allerdings sind die üblichen Schulabschlüsse Voraussetzung).

STADTZENTRUM

Parallel zu dem *rural center* besteht, ebenfalls seit 1974 ein städtisches Zentrum des Farallones-Institut in Berkeley: das *Integral Urban House*. Die Grundidee ist diegleiche: *Integral Urban House* heißt integriertes Stadt-Haus und meint die Entwicklung eines ineinandergreifenden Ökosystems unter städtischen Bedingungen. Zwar sind die Lebensbedingungen auf dem Land für die Entwicklung des *whole life system* günstiger, aber der Großteil der Bevölkerung lebt in den Städten:

deswegen konfrontiert sich das Stadt–Zentrum mit dem Problem, wie dasselbe Konzept unter städtischen Bedingungen realisiert werden kann. Die Farallones-Leute haben ein altes, zerfallenes Haus (2 Stockwerke von je 80 qm) in einem armen Viertel in Berkeley gekauft, es wieder hergerichtet und zum *Integral Urban House* ausgebaut. Dazu muß man allerdings wissen, daß zumindest in Kalifornien und darüberhinaus in weiten Teilen der USA auch die städtische Bevölkerung in kleinen Häusern mit mindestens einem kleinen Garten wohnen. Die Ausgangsbedingungen sind also für viele Leute ganz ähnlich: es ist ein echtes Demonstrationsobjekt, was man alles aus seinem Haus machen kann.Daß es nichts Elitäres ist, kann man auch daran ablesen, daß jeden Samstag regelmäßig 100 bis 200 Besucher aus allen Bevölkerungsschichten kommen, um sich das Projekt anzusehen.

Auch das *Integral Urban House* ist gleichzeitig eine Art Schule. Allerdings leben hier nur die ständigen Mitarbeiter im Haus und der Unterricht hat den Charakter wie in einer deutschen Volkshochschule- zu den verschiedenen Bereichen und Projekten finden mehrwöchige Kurse statt, jede Woche ein paar Stunden abends oder nachmittags.

Entsprechend den städtischen Bedingungen liegen die Schwerpunkte etwas anders: insbesondere muß versucht werden, wie auf kleinem Raum eine Tierhaltung und der Gartenbau betrieben werden kann: Fischzucht in einem Aquakultur-Versuchsprogramm; Bienenzucht; Verwertung des Rasens Versuchsprogramm; Bienenzucht; Hühnerhaltung ohne Gestank usw. Die Nutzung von Sonnenenergie (95 % des Warmwasserbedarfs) sowie die Verwertung von Abfällen und Ab-

wässern ist im Prinzip ähnlich wie auf dem Land–Zentrum, wenn auch im Detail andere Technologien entwickelt werden müssen.(siehe die Modell-Graphik auf der nächsten Seite, was im *Integral Urban House* alles gemacht wird.).

Durch die städtische Lage entstehen auch spezielle Probleme mit der staatlichen Verwaltung: so hatte die Gruppe zB am Anfang Schwierigkeiten, die Trocken-Toilette von der zuständigen Behörde genehmigt zu bekommen.Erst als sie genau darlegen konnten, daß auch diese Toilette den hygienischen Anforderungen entspricht, erhielten sie eine offizielle Erlaubnis.Der Ausbau des *Integral Urban House* als Dokumentationszentrum soll auch dazu dienen, zukünftigen Projekten in solchen und ähnlichen Auseinandersetzungen Argumentations-Material zur Verfügung zu stellen.

Im *Integral Urban House* werden auch Vorstellungen entwickelt, wie ganze Häuserblocks, nach ähnlichem Muster organisiert, das Leben in den Städten verändern könnten. Das ist noch Theorie , aber in Bezug auf eine solche Verallgemeinerung sind die einzelnen Technologien und Versuche ausgerichtet. Zu den besonderen Aufgabenstellungen des Projektes gehört zB auch, zu erforschen, ob bzw. inwieweit die im Garten angepflanzten Gemüse und Früchte von den städtischen Abgasen nicht mit Blei vergiftet sind. (Bisheriges Ergebnis: nicht mehr als die Produkte des Agrobussiness).

Seit kurzem hat sich das Farallones-Institut auf zwei neue Projekte ausgedehnt. In einem alten Militärgelände in San Francisco, das vom Staat kostenlos zur Verfügung gestellt wurde, ist ein Zentrum speziell für die Erforschung von verschiedenen Anwendungsbereichen der Sonnenenergie-Nutzung eröffnet worden und einige Meilen nördlich vom alten *rural center* wurde eine neue, größere Farm mit mehr Land gekauft, auf der auch Getreideanbau betrieben werden kann.

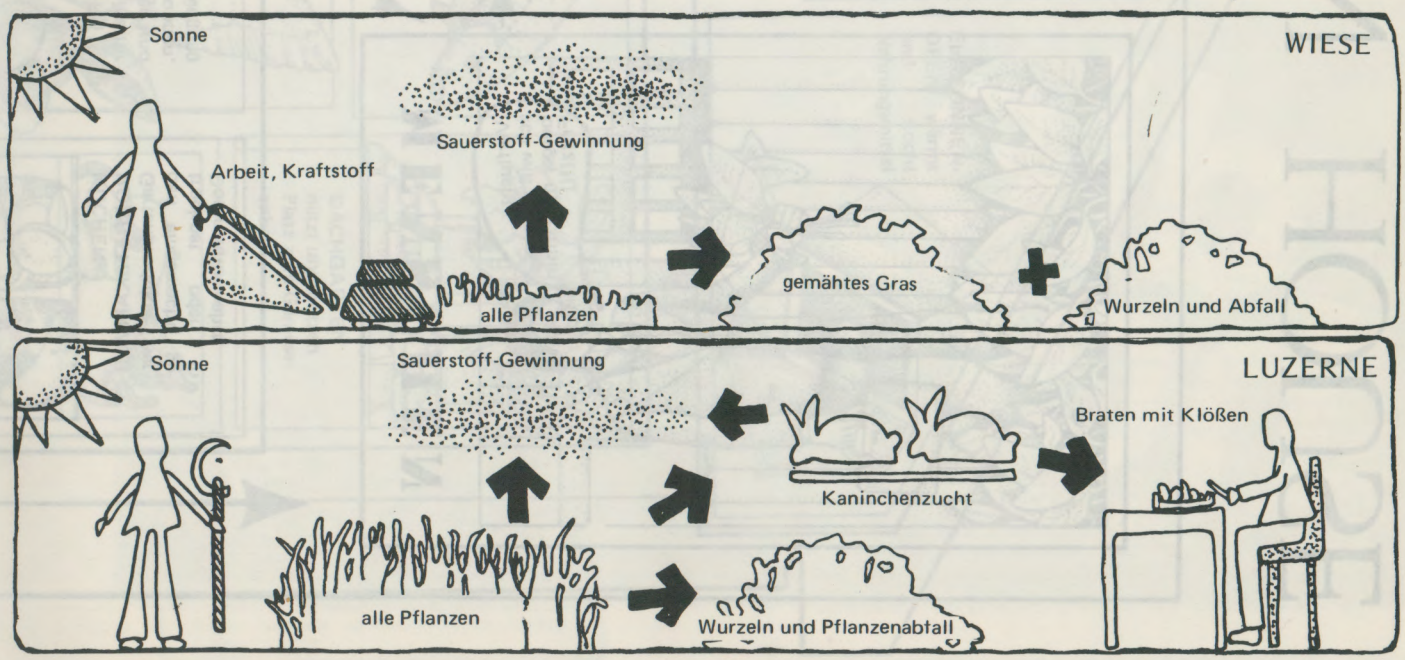
Wer Näheres über das Farallones;Institut erfahren möchte, kann an folgende Adressen schreiben :

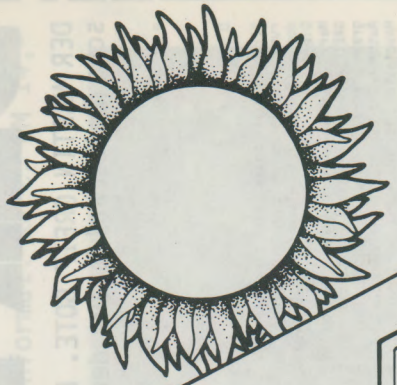
Farallones Institut / Administrative Office
15290 Coleman Valley Road
Occidental,Ca. 95465
oder:
Farallones Institute / Urban House
1516, 5th Street
Berkeley, Ca. 94710

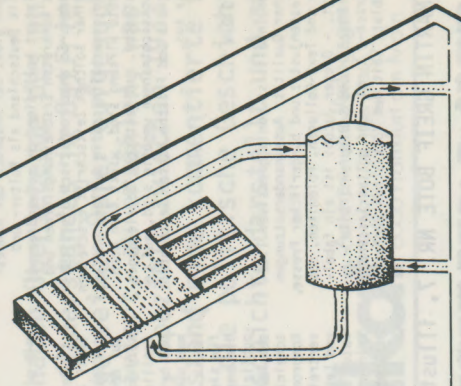
In den Städten und Vororten Amerikas werden ungefähr 6 Millionen Hektar Rasen unterhalten. Man muß sich die Menge an Wasser, Dünger, Unkrautvertilgungsmittel und menschlicher Arbeit vor Augen halten die für die Unterhaltung dieser ausgedehnten Vegetation nötig ist. Die Investitionen würden sich möglicherweise lohnen, wenn das Produkt dieser Rasen als Nahrung für Mensch oder Tier genutzt oder wenigstens kompostiert würde um landwirtschaftlichen Boden anzureichern. Das abgeschnittene Gras wird jedoch als Ärgernis betrachtet und weggeworfen und vergrößert damit die bereits kaum zu bewältigende Menge an Abfall.

Als eine Alternative zum Rasen und die aufwendige Art der Unterhaltung hat das 'Integral Urban House' Demonstrations-Beete für den Anbau von Luzernen auf dem Grünstreifen zwischen Straße und Gehsteig eingerichtet. Luzerne produzieren ansehnliches Blattwerk fast das ganze Jahr lang, sind leicht zu unterhalten und was dabei herauskommt ist ausgesprochen brauchbar: Heufutter für die Kaninchen. Die Beete wurden im Januar 1976 angelegt und über das Jahr hinweg wurde eine Studie über diesen Luzerneanbau und die zur Unterhaltung aufgewendete menschliche Energie und Energie aus Ölprodukten durchgeführt, um die relative Effizienz der Luzerne-Produktion mit der eines konventionellen Rasens zu vergleichen.

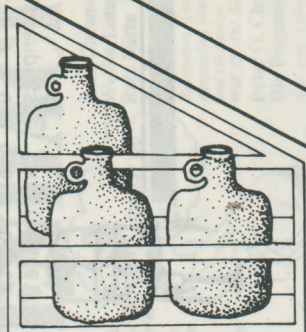
Hinsichtlich des Pflanzenwachstums zeigen die Daten, daß die Luzernebeete eine leicht höhere Produktivität pro Einheit aufweisen als der Rasen, dabei aber nur die Hälfte an Energieaufwand zur Unterhaltung benötigen. Der effiziente Energieverbrauch der Luzerneproduktion entsteht durch die Anwendung menschlicher Arbeit. Weder Maschinen noch chemischer Dünger waren notwendig. Luzerne als eine Gemüseart brauchen keinen Nitrogendünger. Die restlichen notwendigen Nährstoffe wurden durch zweimalige Kompost-Düngung während der aktivsten Wachstumsperiode zugeführt.





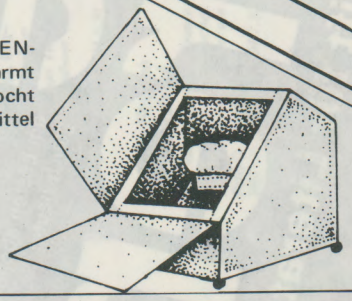


KOLLEKTOREN fangen die Strahlungsenergie zur Heißwasserbereitung ein.Ein flacher Plattenkollektor auf dem südlichen Dach erhitzt täglich 30 Liter Wasser auf ca. 60° C .An wolkigen Tagen wird das System von einem kleinen Elektroboiler unterstützt.



Eine FLASCHENWAND im Badezimmerfenster benutzt Sonnenenergie mit dem Prinzip des Wärmestaus zur Erzeugung einer angenehmen Innentemperatur.

Ein SONNEN-OFEN wärmt und kocht Nahrungsmittel

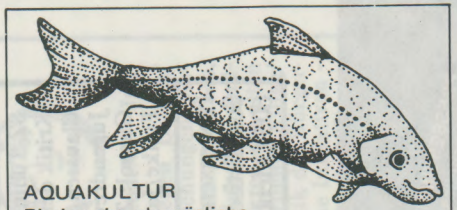


SONNENENERGIE

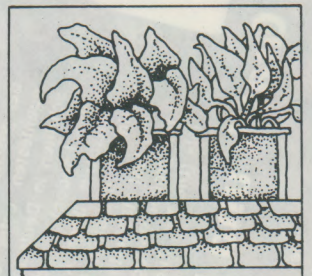
LEBENSMITTEL-PRODUKTION

BIENENZUCHT
liefert Honig und fördert die Befruchtung von Obstbäumen und Pflanzen.

Ein GEMÜSEGARTEN,der möglichst wenig Arbeit macht und umweltfreundlich betrieben wird, liefert Lebensmittel für eine vierköpfigeFamilie.

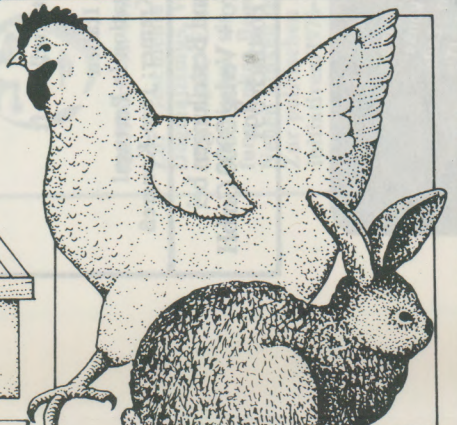


AQUAKULTUR
Fischzucht als mögliche Ergänzung der Protein-Erzeugung.



DACHGARTEN
nützt ungenutzen Platz zum Gemüseanbau.

GEWÄCHSHAUS zur Samenkeimung und zum Tomaten- und Gurkenanbau im Winter.



ZIERPFLANZEN zeigen,wie durch Bepflanzung mit Zwergobstbäumen Kräutern und Beerensträuchern auch Nahrung produziert werden kann.

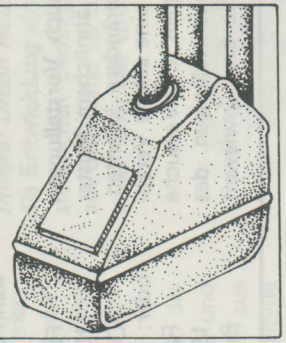
INSEKTEN werden durch biologische Schädlingsbekämpfung unter Kontrolle gehalten, ohne chemische Mittel.

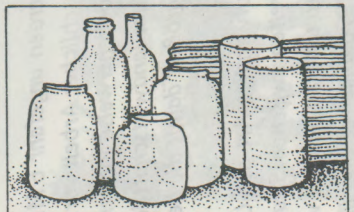
KANINCHEN und HÜHNER liefern hochwertige Proteine.Ihr Futter wird aus dem Garten und den Küchenabfällen gewonnen, ihr Dung wird zur Düngung benutzt.

KÜCHEN-VORRATSKAMMER Gartenprodukte werden eingemacht, getrocknet oder in Dosen aufbewahrt.

ABFALLVERWERTUNG

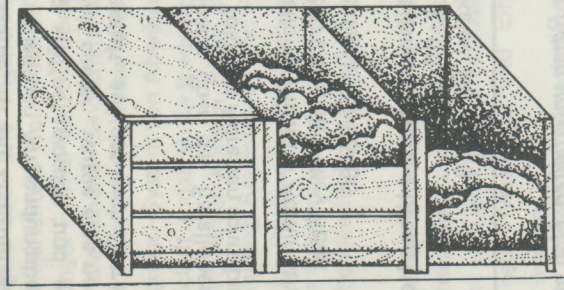
WASSERLOSE TOILETTE verwandelt menschlichen Kot in pathogenisch reinen Dünger für Obstbäume und Zierpflanzen.Spart Wasser und recycelt Nährstoffe.





FESTE ABFÄLLE wie Glas, Alum²nium,Zinn und Zeitungen werden in Behälter gesammelt und zu Stadtteil—Recycling—Zentren gebracht.

HAUSHALTS—ABWÄSSER werden mit Urin gemischt und zur Gartenbewässerung wiederbenutzt; nährstoffreich.



ABFALLKOMPOSTIERUNG und Rückführung der Nährstoffe in den Boden ist eine zentrale Aufgabe.Verschiedene biologische Systeme formen Garten-,Tier- und Küchenabfälle in wertvolle Mittel zur Bodenanreicherung um.

MENSCHEN

INTEGRAL URBAN HOUSE

FARALLONES INSTITUTE 1516 FIFTH STREET, BERKELEY, CALIFORNIA 94710 (415) 525-1150

DER BOTE

DER MARTIN GREIF BOTE. Die politisch-literarische Zeitschrift aus der Martin-Greif-Strasse

P R E S S E S T I M M E N :

D I E Z E I T :

"Trübselig ist bei alledem nur die Erfahrung, daß die Dummheit in Deutschland doch mächtiger ist, als man glaubt." Diese Stelle aus einem Brief Lassalles an Marx, als Motto der 6. Ausgabe des MARTIN GREIF BOTEN vorangestellt, ist das Programm dieser Zeitschrift. Der Münchner Autor Heinz Jacobi, ihr Herausgeber und Hauptautor, ist ein radikaler Anhänger des Aufklärungsgedankens; er sagt brillant und kompromißlos, was es zur Wirklichkeit von Verfassung und Menschen hierzulande zu sagen gibt. Der Anspruch der Bundesrepublik Deutschland als Kultur- und Sozialstaat kollidiert da notwendigerweise mit konkreten Erscheinungsformen und Zuständen. So anachronistisch die Situation einer solchen Zeitschrift erscheinen mag, so unverhältnismäßig Auflage und angestrebte Wirkung sind, wirkt sich doch die Tatsache, daß taktische Überlegungen und Rücksichtnahmen unnötig sind, auf Lebendigkeit und Frische dieser Zeitschrift positiv aus.

P A R D O N :

... Der Inhalt ist von aggressiver literarischer Qualität: Auseinandersetzungen mit Klassenjustiz und bürgerlicher Presse, Zitate und Text-Collagen, Polemiken, daß es fetzt. - Dieser Jacobi ist ein fabelhafter Flucher und Schimpfer ("Bild -, das sprach-, kunst- und gottverlassenste Schandblatt seit dem Völkischen Beobachter") und ein linker Literat, der beherrscht, was aus seiner Sicht die Herrschenden entlarvt: Die Sprache.

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG :

... Man macht es sich bequem, wenn man die Verzweiflung des Autors Jacobi als borniert marxistisch abtut und ihren Kern, eine religiöse, schwarze Prophetie übersieht. Immerhin bastelt dieser beachtliche Stilist und Anarchist nicht an Bomben, sondern an Formulierungen. Und das darf - bei all seiner rücksichtslosten verbalen Schärfe - in unserer "menschheitswidrigen Waren- und Profithölle" geradezu als Akt franziskanischer Milde gewürdigt werden.

N E U E P O L I T I K :

... Der Titel der Zeitschrift MARTIN GREIF BOTE ist benannt nach der Straße des Herausgebers und verweist so zugleich auf den Charakter der Zeitschrift. Es sind sozusagen private Hausmitteilungen, die freilich stilistisch und sachlich zu gut und brillant abgehandelt sind, als daß man wünschen sollte, der Herausgeber Heinz Jacobi sollte seine Gedanken lieber für sich behalten. Diese Zeitschrift ist die engagierteste und enragierteste Art publizistischer Zeitgenossenschaft in diesem Rahmen, die ich kenne ... Wichtig erscheint mir diese Zeitschrift wegen der Kompromißlosigkeit, mit der ihre Anliegen vertreten werden und wegen der Frische und Lebendigkeit, die - aufgrund des privaten Charakters der Zeitschrift - unter keinen "goldenen Mitten" leiden, auf denen man sich mit irgendwem zu treffen hat.

DER MARTIN GREIF BOTE NR. 7, illustriert, 130 S., DM 8,--

B e s t e l l u n g e n bitte direkt beim Verlag
Maistrassenpresse, Martin-Greif-Straße 3, 8000 München 2

links

Sozialistische Zeitung

bringt monatlich auf ca. 24 Seiten Beiträge zur sozialistischen Theorie und Strategie, Aktionsmodelle, Berichte aus der Linken international. "links" ist eine Zeitung für Theorie der Praxis und für Praxis der Theorie.

Die letzten drei Nummern enthalten u.a. folgende Beiträge:

MÄRZ 1977

Am Beispiel Brokdorf
Brick/Erd-Küchler/Senghaas-Knobloch: Klassenkampf und Hausarbeit
Schmiederer: Der 'reale Sozialismus'
Jahn: Funktion eines sozialistischen Antimilitarismus

APRIL 1977

Claussen/Diner: Staatsschutz statt Freiheit
Narr: Staatssicherheitssystem
Brandt: Rede in Itzehoe
Conert: Zur Kritik der Sowjetgesellschaft
Initiative Jugendpolitik in Witten

MAI 1977

Metzke: Drum bin ich rot geworden ...
Negt: Für Fritz Lamm
SZ Tübingen: Kritik der Sowjetgesellschaft
Claussen/Grün: Jugendrevolte in Italien
Girasol: Zur Situation in Portugal
Funke/Janssen/Kremer: Juso-Kongreß

Probeexemplare und Bestellungen bei Sozialistisches Büro + Verlag 2000 GmbH 605 Offenbach 4, Postfach 591

die horen

am besten abonnieren: gleich heute!

PRESSESTIMMEN: »... eine der gescheitesten und konsequentesten unter den Zeitschriften in Deutschland« (Times, London). »... die einzige Zeitschrift ihrer Art, die zu einer ernsthaften Konkurrenz der fest etablierten Zeitschriften großer Verlage geworden ist« (Die Tat, Zürich).

Zeitschrift für Literatur, Grafik und Kritik

Bestellungen über den Buchhandel oder über »die horen« im Wirtschaftsverlag NW GmbH Postfach 10 11 10 2850 Bremerhaven 1

„Warum soll ich bei den vielen Büchern auch noch das KURSBUCH abonnieren?“

Weil das KURSBUCH zuverlässig und nachhaltig wirkt gegen Einbahn-Gehirne, Staub-Lungen, Haltungsschäden, Spezialisten-Würmer, Dogmatismus!

1977 erwartet Sie:

Kursbuch 47: Frauen März

Frauen schreiben über: Emanzipation macht Angst/Unter lauter Männern/Als Animierdame im Nachtclub/Frauen in Kneipen/Auf der Suche nach der verlorenen Frau/Frauen-Bilder im Aufbruch/vor 300 Jahren: Troubadora und Meisterin/vor 200 Jahren: das schöne Eigentum/Rockerbräute, Treberinnen, Hauptschülerinnen / Oberschülerinnen über sich selbst/Power-Frauen!/Schwester wohin geht die Reise - Skizzen eines wundersamen Aufenthalts

Kursbuch 48: 10 Jahre danach Juni

Zur Geschichte der Neuen Linken/Dogmatismus, Verdinglichungen, Verhärtungen, Emanzipation als Mode, Marxismus als Konjunktur/Überprüfung linker Begriffe/Spuren der alten Neuen Linken im bürgerlichen Alltag/Zur politischen Dialektik der Bürgerinitiativen/1976-77: Neue Initiativen - gibt es eine neue Neue Linke?/Warum und wofür engagieren wir uns eigentlich: Sozialismus-Begriff und politische Perspektiven

Und zwei weitere Hefte: 49: „Sinnlichkeiten“, 50: „Wozu Gewerkschaften?“

Abonnieren können Sie das Kursbuch in jeder Buchhandlung. Oder mit diesem Coupon direkt beim Verlag. Wir sorgen dann dafür, daß Sie das Kursbuch regelmäßig durch eine Versandbuchhandlung erhalten - im Jahresabonnement DM 24 für vier Hefte plus Porto*.

An den Rotbuch/Kursbuch Verlag
Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30
Ich abonniere das Kursbuch ab:

_____

Bitte schicken Sie mir die folgenden Kursbücher einzeln: _____

_____

_____

☐ Bitte schicken Sie mir regelmäßig Ihren kostenlosen Verlagsalmanach Das kleine Rotbuch zu.

* Neu-Abonnenten erhalten als Morgengabe eine Tüte voll früherer Kursbögen (mehrfarbige Kursbuch-Poster), z.B. „Der schmale und der breite Weg“, „Das Große Hoffmans-Comic-Gesellschafts-Spiel“, „Kurzer Lehrgang zur Geschichte der Umwelt“, „Fahnenkorrektur“.

Onno Poppinga/Hans Martin Barth/
Hiltraut Roth
OSTFRIESLAND - BIOGRAPHIEN AUS DEM WIDERSTAND
192 Seiten. Kleinformat. Kart. DM 14,-

Die Autoren haben Überlebende des antifaschistischen Widerstandes in Ostfriesland und Angehörige seiner Opfer aufgesucht und dazu motiviert, zu erzählen, was sie erlebt haben, speziell zwischen 1933 und 1945. So entstand eine kommentierte Dokumentation, die politische Geschichte als Sozialgeschichte darstellt und aufschlüsselt

Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft
Savignystraße 61–63
6000 Frankfurt am Main

WAGENBACHS

Peter Brückner
„... bewahre uns Gott in Deutschland vor irgendeiner Revolution!“
1819. Die Ermordung des Staatsrats v. Kotzebue durch den Studenten Sand. Über Hochschulreformen.
WaT 6. 128 Seiten. DM 5,50

Auf dem Langen Marsch
Die Wende in der chinesischen Revolution, von Teilnehmern erzählt. Hrsg. von Dietmar Albrecht und Dirk Betke.
WaT 7. 160 Seiten. DM 7.-

Grand Guignol: Das Vergnügen, tausend Tode zu sterben
Frankreichs blutiges Theater. Von Caroline Neubaur und Karin Kersten.
WaT 17. 128 Seiten DM 6,50

Corrado Stajano Der Staatsfeind
Das kurze Leben des Franco Serantini. A. d. Italienischen und mit Anmerkungen von Peter O. Chotjewitz
WaT 26 160 Seiten. DM 7,50

William Beckford: Die Geschichte des Kalifen VATHEK
Ein Schauerroman aus dem britischen Empire. Kommentare v. Gisela Dischner.
WaT 10. 192 Seiten. DM 7,50

1886, Haymarket
Die deutschen Anarchisten von Chicago. Lebensläufe und Reden. Herausgegeben v. Horst Karasek.
WaT 11. 192 Seiten. DM 7,50

Versuch, das Holstentor zu Lübeck im Geiste etwas anzuheben.
Zur Natur des Bürgertums. Von Jonas Geist
WaT 12. 144 Seiten. DM 6,50

Die Schlacht unter dem Regenbogen
Frankenhausen 1525, ein Lehrstück aus dem Bauernkrieg. Von Ludwig Fischer.
WaT 13. 192 Seiten. DM 7,50

Zapata
Barbara Beck und Horst Kurnitzky: Bilder aus der mexikanischen Revolution.
WaT 14. 160 Seiten. DM 6,50

Jean Chesneaux Weißer Lotus, Rote Bärte
Die Geheimgesellschaften in China. Zur Vorgeschichte der Revolution. Übersetzt u. herausgegeben von Walle Bengs und Uli Laukat.
WaT 15. 192 Seiten. DM 8,-

Peter O. Chotjewitz Die Briganten
Aus dem Leben süditalienischer Rebellen. Mit Bildern.
WaT 19. 192 Seiten. DM 7,50

Hans Christoph Buch Die Scheidung von Santo Domingo
Wie die Negersklaven von Haiti Robespierre beim Wort nahmen. Mit vielen Abb.
WaT 20. 192 Seiten. DM 8,-

Neuauflagen *der Taschenbücher 1–5*

Franz Kafka In der Strafkolonie
WaT 1. 96 Seiten. DM 4,-

FAUST Ein Deutscher Mann
WaT 2. 192 Seiten. DM 6,50

1848/49: Bürgerkrieg in Baden
WaT 3. 160 Seiten. DM 6,-

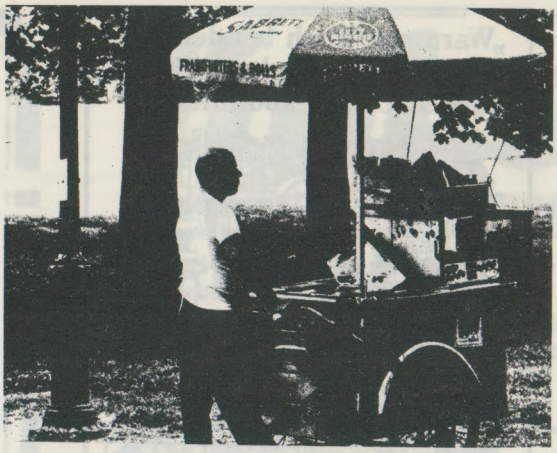
Länderkunde: Indonesien
WaT 4. 128 Seiten. DM 5,50

Schlaraffenland, nimms in die Hand!
Kochbuch für Gesellschaften
WaT 5. 192 Seiten. DM 7,50

TASCHENBÜCHEREI

William Carlos Williams

GEDICHTE



DEDICATION FOR A PLOT OF GROUND

This plot of ground
facing the waters of this inlet
is dedicated to the living presence of
Emily Dickinson Wellcome
who was born in England, married,
lost her husband and with
her five year old son
sailed for New York in a two-master,
was driven to the Azores;
ran adrift on Fire Island shoal,
met her second husband
in a Brooklyn Boarding house,
went with him to Puerto Rico
bore three more children, lost
her second husband, lived hard
for eight years in St. Thomas,
Puerto Rico, San Domingo, followed
the oldest son to New York,
lost her daughter, lost her "baby",
seized the two boys of
the oldest son by the second marriage
mothered them — they being
motherless — fought for them
against the other grandmother
and the aunts, brought them here
summer after summer, defended
herself against thieves,
storms, sun, fire,
against flies, against girls
that came smelling about, against
drought, against weeds, storm-tides,
neighbors, weasels that stole her chickens,
against the weakness of her own hands,
against the growing strength of
the boys, against wind, against
the stones, against trespassers,
against rents, against her own mind.

She grubbed this earth with her own hands,
domineered over this grass plot,
blackguarded her oldest son
into bying it, lived here fifteen years,
attained her final loneliness and —

If you can bring nothing to this place
but your carcass, keep out.

WIDMUNG FÜR EIN STÜCK LAND

Dieses Stück Land
den Wassern dieser Bucht zugewandt
ist gewidmet der lebendigen Gegenwart von
Emily Dickinson Wellcome,
geboren in England, verheiratet,
der erste Mann früh gestorben, mit
ihrem fünfjährigen Sohn
an Bord eines Zweimasters nach New York
den Azoren zugetrieben,
gestrandet auf der Sandbank von Fire Island;
in einer Brokklyner Pension
traf sie ihren zweiten Mann,
ging mit ihm nach Puerto Rico,
gebar ihm drei weitere Kinder, verlor
ihren zweiten Mann, hatte es schwer
acht Jahre lang in St. Thomas,
Puerto Rico, San Domingo, folgte
dem ältesten Sohn nach New York,
verlor ihre Tochter, verlor ihr "Baby",
nahm an sich die zwei Söhne
ihres Ältesten aus zweiter Ehe,
zog sie auf — denn sie hatten
keine Mutter —, kämpfte um sie
mit der anderen Großmutter
und den Tanten, brachte sie hieher
Sommer für Sommer, erwehrte sich
hier der Diebe,
der Unwetter, der Sonne, des Feuers,
der Fliegen, der Mädchen
die schnuppernd ankamen , wehrte sich
gegen die Dürre, das Unkraut, gegen Sturmflut
und Nachbarn, Wiesel die ihr die Hühner nahmen,
gegen die Schwäche ihrer eigenen Hände,
gegen die wachsende Stärke
der Jungen, gegen den Wind,
die Steine, gegen Eindringlinge,
gegen die Zinsen, gegen ihre eigenen Gedanken.

Sie wühlte in dieser Erde mit ihren eigenen Händen
wurde Herr über dieses Stück Gras,
schrie solange ihren ältesten Sohn an,
bis er es kaufte, lebte hier fünfzehn Jahre,
erlangte ihre endliche Einsamkeit und —

Wenn du nichts mitzubringen hast an diesen Ort
als dein Gerippe, hau ab.

PASTORAL

The little sparrows
hop ingeniously
about the pavement
quarreling
with sharp voices
over those things
that interest them.
But we who are wiser
shut ourselves in
on either hand
and no one knows
whether we think good
or evil.

Meanwhile,
the old man who goes about
gathering dog-lime
without looking up
and his tread
is more majestic than
that of the Episcopal minister
approaching the pulpit
of a Sunday.
These things
astonish me beyond words.

PASTORALE

Die kleinen Spatzen
hüpfen ohne Hinterlist
über das Pflaster
mit spitzen Stimmen
suchen sie Streit
über dies und jenes
was sie betrifft.
Wir aber, einsichtiger,
sperren uns ein
für alle Fälle
und niemand weiß:
sinnen wir Gutes,
Böses?

Unterdessen
läuft der Alte,
der Hundskalk-Sammler
die Gosse entlang
ohne den Blick zu heben
und sein Schritt
ist majestätischer
als der von Hochwürden
wenn er am Sonntag
zur Kanzel geht.
Dies alles
wundert mich mehr als ich sagen kann.

NUR DAMIT DU BESCHEID WEISST

Ich habe die Pflaumen
gegessen
die im Eisschrank
waren

du wolltest
sie sicher
fürs Frühstück
aufheben

Verzeih mir
sie waren herrlich
so süß
und so kalt

THIS IS JUST TO SAY

I have eaten
the plums
that were in
the icebox

and which
you were probabely
saving
for breakfast

Forgive me
they were delicious
so sweet
and so cold

DANSE RUSSE

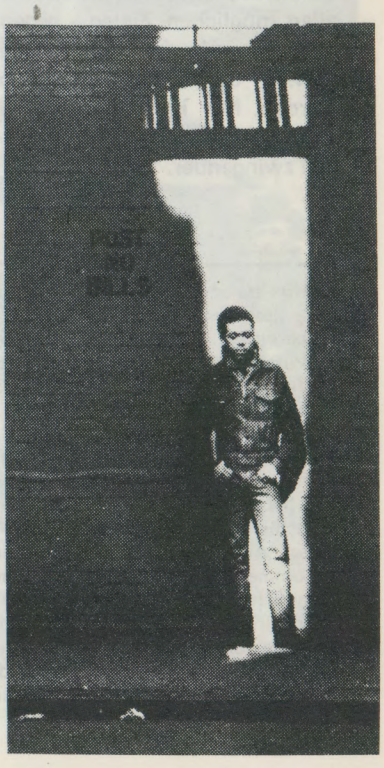
If when my wife is sleeping
and the baby and Kathleen
are sleeping
and the sun is a flame-white disc
in silken mists
above shining trees, —
if I in my north room
dance naked, grotesquely
before my mirror
waving my shirt round my head
and singing softly to myself:
"I am lonely, lonely.
I was born to be lonely,
I am best so!"
If I admire my arms, my face,
my shoulder, flanks, buttocks
against yellow drawn shades, —

Who shall say I am not
the happy genius of my household?

DANSE RUSSE

Wenn meine Frau schläft
wenn das Kleine und Kathrin
wenn sie schlafen
und die Sonnenscheibe flammend
weiß in seidenen Nebeln
über schimmernden Bäumen steht, —
wenn ich dann in meinem Zimmer
nördlich, nackt, grotesk
vor meinem Spiegel tanze,
schwenk mein Hemd mir um den Kopf
und mir leise zusinge:
"Ich bin einsam, einsam,
und zum Einsamsein geboren,
einsam bin ich auf der Höhe!"
Wenn ich Arme und Gesicht,
Schultern, Flanken und Hintern an mir selbst
bewundre vor den gelben Jalousien, —

Wer leugnet dann, daß ich hier glücklich
und mein guter Hausgeist bin?



ELLBOGENBRUTALITÄT BÜRGERINITIATIVEN und ALTERNATIVE PROJEKTE

Wenn mer* in den USA nach 'alternativen Projekten' Ausschau hält, wird mer sofort von der Vielfalt von allen möglichen Initiativen, Interessengruppen, Bürgerinitiativen, Zentren überwältigt.

Beim zweiten Blick bleibt einem bei einer Reihe solcher Initiativen und Projekte das Wörtchen 'alternativ' im Halse stecken. So ist das 'alternative Adressbuch' allein von den Städten der 'Bay-Area' - San Francisco, Berkeley, Oakland, Palo Alto u.a.- 190 Seiten dick. Beim Lesen ist mer zunächst fasziniert über die Vielfalt und Reichhaltigkeit, bis mer dann auf so seltsam anmutende Projekte wie 'Job-Vermittlung', alle möglichen Kleingewerbe-Betriebe oder ganz 'normale' Community-(Interessen)-Gruppen stößt.

Die politische und gegenkulturelle Bewegung in den USA ist viel stärker, als wir dies hier gewöhnt sind, in 'normale' Bürgerinitiativen und 'Basis-Projekte' eingewoben. Unsere Unterscheidungskriterien geraten demgegenüber ins Wanken. Ähnliche Schwierigkeiten, sich zu orientieren, entstehen langsam auch in der BRD; und zwar in dem Maße, wie Bürgerinitiativen mit allen möglichen Zielen - gegen Autobahnen, für Kinderläden, gegen Atomkraftwerke - massenhaft aus dem Boden schießen, bzw. in dem Maße, wie sie von den Linken wahrgenommen werden. Nur ist diese Situation in den USA sehr viel weiter entwickelt; die Probleme, die dabei auftauchen, stellen sich viel zwingender.

Aus den Western-Filmen ist uns eine Maxime aus der Pionierzeit der USA bestens bekannt: Hilf Dir selbst! Eine andere Variante derselben Maxime malt das Ziel des Millionärs, der sich als armer (proletarischer) Einwanderer vom Tellerwäscher oder so ähnlich hochgeschafft hat: Rockefeller, Henry Ford und auch Al Capone zeigten, daß es geht. Mer kann sich schnell über die mitgelieferte Ideologie und vor allem über die selbst- und andere zerstörende Ellbogen-Brutalität dieser Self-mademen-Perspektive einigen. Wichtig ist aber, daß sie in den USA gesellschaftlich lange Zeit zumindest realer war, als jemals in

Europa. Die darin eingebaute Wertorientierung und Verhaltensweise prägen dann auch ein gutes Stück dieses Horrors, der uns bei dem Gedanken an die USA spontan befällt. Die Linken in der USA übrigens auch, sie sprechen von der 'straight society', wie wir von Strauß reden.

Mit dieser realen Geschichte muß es zusammenhängen, daß heute in den USA so vielfältige Community-Aktivitäten, Stadtteilgruppen, Bürgerinitiativen bestehen: Selbsttätigkeit wird generell gesehen nicht nur akzeptiert, sondern sogar vom System gefordert, das sich ja nicht als sozialdemokratischer Wohlfahrtsstaat versteht und eine Reihe von sozialen Leistungen nicht entfernt so patriarchalisch-fürsorgend ausgebaut hat; so ist etwa die miserable Krankenversorgung mit Grundlage für die vielen 'free-clinics' verschiedenster Art. Andererseits gibt es weniger staatlich-juristische Gängelung als hier, wenn mer etwas machen will: z.B. kann jeder eine 'freie' Schule oder 'freie' Radios eröffnen. Die gesamte politische Struktur der USA basiert auf den verschiedensten Abstufungen von Lobby- und Interessengruppen, Bürgerinitiativen, Kampagnen bis hin zu Nachbarschaftsgruppen. Auch die beiden großen Parteien sind nicht mit den unseren vergleichbar, sondern ein taktischer Zusammenschluß von hunderten von Interessengruppen, die oftmals halb innerhalb und halb außerhalb der Partei stehen - also offen und explizit ihre speziellen Positionen verfechten, ohne an irgendeine Parteirichtlinie gebunden zu sein. Der liberale McGovern und der konservative Wallace gehören beide der

*) Hier stand im Manuskript eigentlich 'man' (der Text ist auch von einem geschrieben). In der Gruppe, die dieses Heft der 'Autonomie' vorbereitet hat, sind aber auch zwei Frauen: sie wehrten sich in der Diskussion über diesen Artikel über das 'man', das mehr als die Hälfte der Menschheit ausschließt. Eine Lösung hätte auf der Hand gelgen: stattdessen das sponti—übliche 'man und frau' zu schreiben. Das aber wollte uns auch nicht recht von den Lippen: es ist so formal, technisch und synthetisch— mit solchen Tricks kommt man dem lange gewachsenen Sexismus der Sprache sicher nicht bei. Wir haben uns stattdessen für 'mer' entschieden, Das ist ein umgangssprachliches Wort aus dem Süddeutschen und meint ‚wir'. Weil wir, die diese 'Autonomie' machen, im süddeutschen Raum leben, haben wir's genommen; und auch weil 'wir ' schöner ist als das unpersönliche 'man' Natürlich ist das auch eine formale Setzung und umgeht das Problem: in scheinbarer Neutralität pflegt sich in aller Regel das eh schon Herrschende fortzusetzen. Trotzdem: 'mer' hat etwas mit wirklicher Sprache zu tun (wenn auch 'nur' mit der süddeutschen) und ihm fehlt die Klotzigkeit des 'man'.— Es ist nur ein Versuch.

Demokratischen Partei an. In der BRD wird dagegen die Äußerung von Benneter, nicht alle Jusos müßten unbedingt Mitglieder der SPD sein und das Godesberger Programm vertreten, zum Vorwand für ein Parteiausschlußverfahren genommen.

Das Blühen von hunderten von alternativen Projekten und Initiativen in den USA im Verlaufe der Neuorientierung der politischen und gegenkulturellen Bewegung der 60–iger Jahre muß auch in dieser Tradition gesehen werden. Der gesellschaftliche Alltag hat solche Formen von Selbstorganisation längst entwickelt und Alternativprojekte sind erst einmal auch nur 'Bürgerinitiativen', 'Betriebs–Neugründungen','Communitiy-Projekte' – lediglich mit anderen Inhalten und z.T. in anderen Formen. Und sie sind zunächst genauso akzeptiert und genauso integriert wie die anderen auch: die Grenzen sind fliessend. Erst wenn sie explizit und praktisch– militärisch die Machtfrage stellen, wie etwa die *Black Panther* Party Ende der 60– iger Jahre oder die militante Indianerbewegung *AIM* (American Indian Movenment) oder die *SLA* (Symbiotic Liberation Army) ,werden sie brutal und mit einem ziemlich perfekt dafür abgerichteten Polizei– und Militärapparat bekämpft – und bis jetzt auch stets skrupellos zerschlagen bzw. zur Veränderung gezwungen (z.B. die *Black Panther Party*) Auch das hat übrigens Tradition, wie mer an der Geschichte der amerikanischen Arbeiter– und Gewerkschaftsbewegung ablesen kann: die militanten *IWW*(International Workers of the World) wurden während und nach dem 1. Weltkrieg zerschlagen, überleben konnten die Gewerkschaften, die sich angepaßt haben.

In der BRD werden die Bürgerinitiativen inzwischen als Heraus forderung an die Parteien wahrgenommen. Während des Energiekongresses der SPD in Köln ist dies explizit formuliert worden. Wüstenhagen wird ernst genommen , wenn er sagt, die Bürger wären der Parteien müde geworden. Und die SPD versucht, sie wieder unter ihre Fittiche zu bekommen. Auch das Mißtrauen der 'revolutionären Organisationen' in der BRD gegenüber Bürgerinitiativen oder Alternativprojekten ist dem der großen Parteien durchaus ähnlich. Und in der Tat sind Bürgerinitiativen als Organisationsform– im Gegensatz zu den USA - strukturell eine Konfrontation zur staatstragenden Idee, daß die politischen Parteien Träger des 'politischen Willensbildungsprozesses ' zu sein haben. Das macht einen Teil der Sprengkraft von Bürgerinitiativen in der BRD aus. Andererseits: weil es in den USA diese negative Sanktionierung von Eigeninitiative nie gegeben hat, konnten sich dort solche Initiativen auch immer viel freier entfalten.

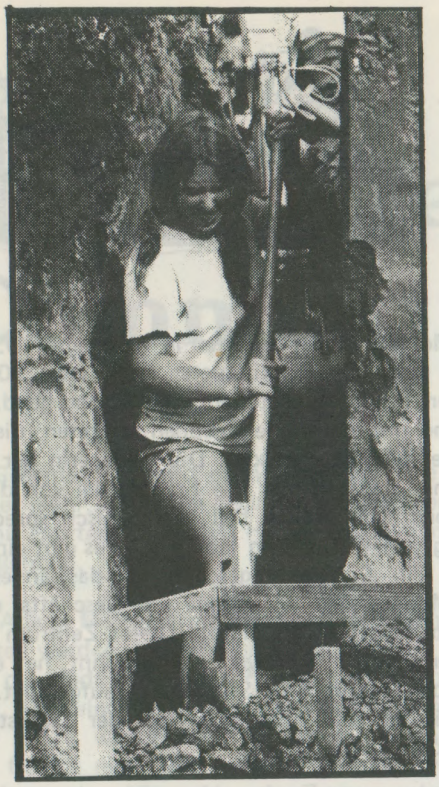
Wir neigen in der BRD dazu, irgendwelche Basisinitiativen schon aus dem Grunde, daß sie außerhalb der vorgezeichneten Parteienstrukturen(der großen parlamentarischen wie der kleinen 'revolutionären') ihre Interessen selbständig vertreten ansatzweise als 'Alternative' zu sehen. Und aufgrund der politischen Geschichte Deutschlands hat dieser Gesichtspunkt auch einen Stellenwert, auch wenn er zienlich formal ist:jede Bürgerinitiative drückt immerhin aus, daß die Leute nicht mehr einfach alles schlucken oder irgendwelchen 'Stellvertretern' oder 'Machern' zu vertrauen bereit sind, sondern ihre – wie auch immer gearteten – Interessen in die eigene Hand nehmen und sich wehren. Gerade weil diese Haltung in den USA so viel selbstverständlicher ist als in der BRD, erweist es sich als

notwendig, weitergehende Maßstäbe für die dabei bestehenden erheblichen Unterschiede zu entwickeln.

Es gibt in den USA eine Unzahl von Organisationen, Komitees, Kampagnen, die für relativ begrenzte, konkrete Interessen ihrer Mitglieder eintreten— und diese dann auch sehr kühl, funktional — effizient mit allen Mitteln durchzusetzen versuchen. Es ist im Grunde dasselbe Prinzip, nachdem die vielen Einzelgewerkschaften funktionieren, nur eben nicht in der Fabrik oder im Büro. Es gibt solche Lobby— oder Interessenverbände für alle möglichen Leute und Interessen: Kernkraft-Gegner und Ökologie—Bewußte, Alte und Frauen, Mieter— und andere Communitiy—Aktivitäten, Wohlfahrtsempfänger und Kleingewerbe—Freaks. Die *'ACORN'* in Arkansas ist eine von vielen Beispielen (s.Seite 78 in diesem Heft). Sie ist im Grunde eine Art Stadtteil— oder Mietergewerkschaft, die sich für die Senkung der Strom,—Wasser— und Gastarife,Verbesserung des Schulsystems oder sonstige Belange der Community— Bewohner gegenüber der Stadt— oder Landesverwaltung einsetzt .Die Breite dieser Form von selbständiger Interessenvertretung, von gesellschaftlicher Aktivität hat solche Institute wie die *Midwest Academy* in Chicago hervorgebracht, (von denen es in den USA mehrere gibt).

Das ist eine unabhängige 'non—profit'—Schule, in der Community — Organizer regelrecht ausgebildet werden. Es kommt vor, daß irgendeine Initiativ—Gruppe einen'Organizer' — für wenig Geld — anstellt, um ihre Aktivitäten besser und erfolgreicher aufzubauen. Ein normaler 2—Wochenkurs in der *Midwest—Academy* umfaßt die Ausbildung in 'strategischen Fragen', d.h. wie bestimmte , beispielhaft ausgewählte Ziele am besten angepackt werden , und die Schulung in verschiedenen Techniken, wie eine Versammlung abgehalten wird, Gruppendynamik, wie man Kontakt zur Presse und sonstigen Medien hält wie man Werbebriefe schreibt, Geldspenden bekommt und anderes mehr. Im Unterschied zum Vorlesungsverzeichnis einer Universität (oder einer deutschen Volkshochschule) setzt sich die *Midwest Academy* in ihrem 'Vorlesungs—Programm' das Ziel, „Organizer und Militante auszubilden, die sich lieber mit den realen Gründen unserer Schwäche auseinandersetzen, als sich gegenseitig zu bekämpfen. Die *Academy* will Leute befähigen, denjenigen, die unser Leben beherrschen, die Rechnung zu präsentieren:den politischen Machthabern, den Managern der großen Monopole und Banken, den Bürokraten der politischen Organisationen."Für unsere Begriffe kleben solche Schulen viel zu sehr an methodischen und formalen Überlegungen und 'Techniken'; das hängt sicherlich einerseits mit dem amerikanischen 'Pragmatismus' zusammen, (selten geht es nur darum, etwas zu verstehen, sondern immer vor allem um das *how to do*), drückt aber auch aus, daß solche Probleme der gemeinsame Nenner von einer reichen Erfahrung von Communitiy— Aktivitäten und sonstigen Action—Gruppen sind. Ob es in ein paar Jahren auch in der BRD irgendwo Lehrgänge gibt z.B. für Mitarbeiter 'alternativer Stadtzeitungen' —Finanzen und Vertrieb, Kontakte zu Basisgruppen, Gestaltung des Veranstalungskalenders..... oder für alternative Kleinbetriebsprojekte, oder für Leute, die in Bürgerinitiativen oder sonstigen Initiativgruppen "arbeiten" ?

Obwohl solche auf Mitgliederbeiträge angewiesene Organisationen oftmals ein 'Geldverhältnis' zu ihren Mitgliedern haben — sie verkaufen praktisch ihre Lobby—Leistung(z.B. Strompreissenkung) an ihre Mitglieder—,wäre es verkürzt, generell nur diesen Aspekt zu sehen. Erstens können sie nicht blind und selbstverständlich— wie etwa die deutschen Gewerkschaften— auf eine feste Mitgliederbasis und deren Beiträge bauen. Alleine dadurch wird von den Mitgliedern eine permanente Kontrolle über die Aktivitäten der Organsisation ausgeübt. Darüberhinaus arbeiten , insbesondere in den Community—Gruppen, viele Mitglieder selbstverständlich ohne Bezahlung aktiv mit. Diese Vermischung zwischen 'politischer Stadtteilinitiative','Bürgerinitiative' und ,Interessenverband' (die neuen Anti-KKW-Bürgerinitiativen in der BRD verkörpern ähnlich unterschiedliche Aspekte) wird verständlicher, wenn mer die Entstehungsgeschichte von solchen Gruppen betrachtet : sehr oft beginnen sie als Zusammenschluß von Leuten aus der Nachbarschaft im Hinblick auf konkrete, unmittelbare Kämpfe und Forderungen. Und erst die Logik einer wirksameren Durchsetzung ihrer Ziele, Koordination mit ähnlichen Gruppen etc. führt zu festeren, verbindlicheren Organisationsformen, zur Anstellung hauptamtlicher 'Organizer' usw. ohne daß damit der ursprüngliche Charakter gänzlich aufgegeben



wird. Beide Stadien liegen oft ziemlich nahe beieinander – es gibt viele Organizer, die eindeutig Bürokraten sind und dennoch etwas mit Basisinitiativen zu tun haben. Das Beispiel der Gewerkschaften zeigt, welches Problem dahintersteht: wohl auf der ganzen Welt sind Gewerkschaften in ihrer Entstehungsphase wirkliche Instrumente einer militanten Arbeiterbasis zur Durchsetzung ihrer Interessen gewesen – ehe sie regelmäßig verbürokratisierten.

Bei den meist viel kurzlebigeren und begrenzteren Initiativen und Organisationen stellt sich das Problem meist nicht in der gleichen Schärfe; außerdem wird in vielen Gruppen in der Diskussion über '*decision-making* ' zumindest in relativ formaler Weise das Problem angegangen, wie am besten gewährleistet wird, daß Entscheidungen 'demokratisch' von den Mitgliedern getroffen werden. Natürlich ist 'Selbsttätigkeit','Bürgerinitiative', 'Community'– Aktivität' erst einmal eine rein formale Bestimmung. Hier sollte zunächst nur darauf hingewiesen werden, daß in den USA die gesamte Alternativ–Scene eingebettet ist in diese Tradition und auch von ihr geprägt ist: es gibt auch Linke, die auf die *Midwest– Academy* gehen, auch gegenkulturelle Initiativ–Projekte diskutieren *'decision–making* ' unter den üblichen, relativ formalen Gesichtspunkten (und kritisieren völlig informelle Gruppenstrukturen als naturwüchsig autoritär).

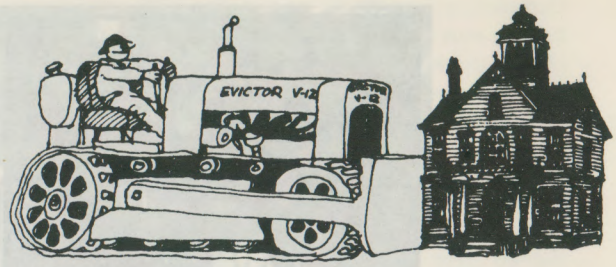
Und natürlich gibt es riesige Unterschiede im Hinblick auf die inhaltlichen Zielvorstellungen und die verfolgten Interessen: vom rassistischen Kampf gegen die Aufhebung der Trennung von Weißen und Schwarzen in den Schulen(z.B.'Anti–Busing' in Boston) bis hin zu Ökologie–Aktions–Gruppen. Und darüberhinaus unterscheiden sich verschiedene Gruppen; selbst wenn sie grob gesehen ähnliche Ziele verfolgen, in der Art und Weise wie sie dies anpacken: ob ihr Schwerpunkt z.B. auf Parlament–Lobby–Beinflussung oder in direkten Aktionen liegt. Und genauso, wie bei den Schwarzen und den Chicanos, bei den Italienern oder den Chinesen die Kampfformen von dem kulturellen Lebenszusammenhang geprägt sind, integrieren auch die 'amerikanisierten ' Weißen ihre Wertvorstellungen und normalen Verhaltensweisen in ihre Kämpfe. Das führt dann z.B, dazu, daß eine Community–Initiative am *Thanksgiving Day* ein Fest organisiert und die amerikanische Nationalhymmne spielt. Und die Grenzen sind fließend, was mer gerade als Europäer(in) mit anderen Lebensgewohnheiten, einer anderen Geschichte und anderen Orientierungen im Kopf als die amerikanische Linke und Gegenkulturbewegung deutlich bemerkt.

Obwohl keine klare Trennung existiert, läßt sich in den USA vielleicht umso eher von einer Alternativ–Bewegung sprechen, je stärker zwei inhaltliche – gegenkulturelle– Aspekte in den Initiativen , Projekten , Gruppen verankert sind:erstens ein 'ökologisches Bewußtsein ' in dem Sinne, ein neues Verhältnis zur Natur und zum eigenen Körper zu finden – was etwa bewußte Ernährung und oft sehr spirituelles Denken und Fühlen miteinschließt – und die gesellschaftlichen Strukturen und Produktionsweisen unter einem solchen ökologischen Aspekt zu beurteilen und zu verändern versucht (also: 'Ökologie' nicht mehr nur verstanden als Energiesparprogramm und Vogel und Pflanzenschutz.) Und zweitens das Interesse an solidarischen Verkehrsformen mit anderen 'Brüdern' und 'Schwestern ('Genossen ' nennen sich fast nur die 'alten Linken' und die M.L.-er); Kampf und Kritik gegen Konkurrenz, Leistungsrationalität, Sexismus, Rassismus und *Agism*(also dasselbe chauvinistische Verhalten gegen alte Leute); das Bewußtsein,

daß die eigene Tätigkeit auch die ständige Reproduktion des eigenen Lebenszusammenhanges ist, die Beziehung zu anderen und die eigenen Verhaltensweisen und Erfahrungen prägt.

Diese Beurteilungskriterien sind konträr zu der Denktradition, in der wir stehen: unser eigenes Handeln und dasjenige von gesellschaftliche Initiativen, sozialen Bewegungen als 'reformistisch'oder ' revolutionär' zu beurteilen inbezug auf ihre gesellschaftliche Funktion. In der Tradition der amerikanischen Linken spielt z. B. die spezifische Auseinandersetzung zwischen ‚Liberalen' und ‚Radikalen' (s. dazu Seite. 11 in diesem Heft) eine viel größere Rolle als unsere Kontroverse zwischen 'Reformisten' und 'Revolutionären'! Unsere Denktradition ist auf die Frage der 'revolutionären Machtergreifung' hin ausgerichtet. Da gibt es dann unzählige Positionen, wie diese theoretisch– strategisch denkbar wäre. Das ist das Spektrum der politischen Kontroverse innerhalb der traditionellen 'neuen Linken' – das Traditionelle ist das Kriterium. Diese Sichtweise gibt es in den USA auch, aber die in diesem Sinne revolutionären Grüppchen erscheinen in diesem Land noch lächerlicher als hier. Und was ist, wenn diese gesellschaftliche Machtergreifung sich sowohl als faktisch illusionär als auch die notwendigen Zwänge bei dem immer neuen Versuch, es wenigstens zu probieren, sich mit den Bedürfnissen nach Emanzipation, mit dem 'ökologischen Bewußtsein', mit neuen solidarischen Beziehungen nicht vereinbaren lassen ? Dann müssen wir das von der Geschichte ausgewaschene Bett unseres Denksystems verlassen und nach neuen Maßstäben suchen. Wenn mer in einem emphatischen Sinne nach der Aufhebung kapitalistischer Gesellschafts– und Machstrukturen fragt, dann ist ganz klar, daß keine dieser vielen Initiativen, Gruppen, Projekte in den USA in diesem Sinne 'revolutionär' sind– die 'Bürgerinitiativen' genauso wenig wie die 'Alternativ–Projekte' der Gegenkultur. Etwas unbestimmter gefragt: bewirken solche Initiativen irgendwelche Veränderungen ? Das tun sie auf jeden Fall: mehr noch: die gesellschaftliche Realität wird weithin von ihnen geprägt– die Entwicklung in New York ist ein Beispiel dafür. Aber das bleibt hohl , wenn mer nicht zu der Frage zurückkommt, in welche Richtung diese Veränderungen zielen. Auf jeden Fall aber taugt das Kriterium der 'revolutionären Machtergreifung' nicht mehr viel.

★



Adams Morgan ist ein Stadtteil in Washington,D.C. *). Er ist ungefähr einen Quadratkilometer groß, etwa 30 000 Leute leben hier. Es ist keine studentische Wohngegend. Im wesentlichen sind drei ethnische Gruppen vertreten, die soziale Zusammensetzung ist gemischt. Die Verlegerin der Washington Post wohnt genauso hier wie Frauen, die von der Sozialfürsorge leben. Der größte Teil der spanisch sprechenden Bevölkerung von Washington lebt hier – es gibt eine Straße, in der sich ein Emigrantengeschäft an das andere reiht. – Adams Morgan liegt am Rande des Geschäfts- und Verwaltungszentrums von Washington. Dieses Zentrum hat sich im Laufe der Jahre immer weiter ausgedehnt, hat erst einzelne Häuserblocks, dann ganze Straßenzüge aufgesaugt. Der Grundstückspreis ist hier inzwischen mit der teuerste von ganz Washington.

Bis spät in die vierziger Jahre war Adams Morgan fast ausschließlich von Weißen bewohnt, im Durchschnitt upperclass-Leute. Doch Anfang der fünfziger Jahre begann der große Exodus in die Vorstädte: schon zehn Jahre später gab es im Zentrum der Stadt und in den unmittelbar angrenzenden Stadtteilen so gut wie keine Weißen mehr; wer geblieben war, war entweder mutig, oder zu faul umzuziehen, oder arm. Die Washingtoner Stadtverwaltung – die von drei durch den Präsidenten eingesetzten Bevollmächtigten, in der Regel ehemalige Militärs, geleitet wurde – beschloß, Adams Morgan zum Sanierungsgebiet zu erklären.

Sofort erhob sich Widerstand gegen diesen Plan. Die Bewohner organisierten sich in Gruppen, die nach Häuserblocks aufgeteilt waren. Der erste Schritt war die Erstellung eines alternativen Entwicklungsplans für den Stadtteil: zur Verbesserung des Zusammenhangs unter den Leuten und zur Verbesserung der sogenannten Infrastruktur. Als der Plan nach monatelangen Diskussionen ausgereift und niedergelegt war, wandten sich die Leute damit an das *House of Representatives*; sie gingen direkt zum Vorsitzenden des *District Commitee*. Man muß dazu anmerken: es war erst ein paar Jahre her, daß es den Schwarzen in Washington erlaubt war, in denselben Restaurants wie die Weißen zu essen; und das bedeutete nicht viel: der Rassismus war immer noch weithin ungebrochen. Es ist daher nicht weiter erstaunlich, daß die Bewohner von Adams 'Morgan schon nach zwei Minuten aus dem Büro des Vorsitzenden wieder herausflogen.

Sanierung – das klingt neutral. Was verbirgt sich dahinter? Die Stadtverwaltung kommt zu der Ansicht, der oder der Stadtteil, die oder jene Community sei so verarmt, daß sie keine Existenzberechtigung mehr habe. Jetzt setzt der Prozeß der gezielten Verelendung und Verslumung ein. Es wird nichts mehr investiert, die Hausbesitzer tun nichts mehr für die Renovierung der Häuser, alles verrottet. Alle warten darauf, daß die Regierung eingreift oder für Entschädigung sorgt. Doch nichts

*D.C. heißt ‚District of Columbia.' Die Kennzeichnung ist notwendig, weil es außer der Stadt Washington, die mit D.C. gekennzeichnet wird, noch den Staat Washington gibt; er liegt an der Westküste der USA nördlich von Kalifornien. Im folgenden Text ist das D.C. weggelassen.

Stadtteil – Initiative in Washington :

Wie eine neue Community entsteht

passiert, im Gegenteil: es wird noch schlimmer. Die Häuser verfallen immer mehr, die Leute beginnen abzuwandern. Verlassene und mit Brettern vernagelte Häuser bestimmen immer mehr das Straßenbild.

Im Falle von Adams Morgan konnte der städtische Sanierungsplan aufgehalten werden – durch den Widerstand der Bewohner, und weil die Stadt selbst ihren Plan nicht entschlossen genug durchzog. Aber eine Veränderung gab es allerdings: Mitte der sechziger Jahre war Adams Morgan ein Slum-Gebiet. Das bedeutet freilich nicht, daß es keine Community-Zusammenhänge mehr gegeben hätte. Aber der Zusammenhalt unter den Leuten hatte sich ungemein verschlechert, es war z.B. nicht mehr ungefährlich, nachts über die Straßen zu gehen. Die Kriminalitätsrate war inzwischen mit die höchste in ganz Washington. Nach den Unruhen von 1968 ging es ökonomisch immer weiter bergab, die meisten Betriebe und Geschäfte zogen weg; an der Hauptstraße von Adams Morgan wechselten sich Gebrauchtwarenläden mit Kneipen und Kaschemmen ab. 1970 wurde das Ambassador-Theater, das im Herzen von Adams Morgan am Kreuzungspunkt von vier großen Straßen stand, niedergerissen – es blieb nichts als ein häßliches, klaffendes Loch.

Seit Mitte der sechziger Jahre aber faßte die Gegenkultur im südlichen Teil von Adams Morgan Fuß. Dieser Teil von Adams Morgan heißt Dupont Circle. Und diese Leute, die jetzt zuwanderten, waren keine Studenten; sie waren jung und kamen aus der Protestbewegung der sechziger Jahre. Diese alternative Community war etwas Neues und Fremdes in Washington – denn keiner arbeitete für die Regierung. Washington ist durch und durch Regierungsstadt: alle arbeiten für die Regierung, direkt oder indirekt. Ein anderes Gewerbe hat sich hier nie entwickeln können, mit Ausnahme des Immobiliengeschäfts. Wir aber hatten nichts damit zu tun. Wir lebten in einer Hauptstadt, die überall im Land wegen der verbrecherischen Politik der Regierung in Indochina verhaßt war. Dauernd kamen die Leute nach Washington, um gegen diese Politik zu demonstrieren. Wir lernten immer wieder neue Leute kennen, viele blieben für eine Weile, die scene veränderte sich ständig. Um Leute kennenzulernen, mußten wir damals nicht viel herumreisen: wir blieben zu Hause, denn die Subkultur-Leute kamen zu uns. Washington war ein Zentrum der Bewegung.

Zur gleichen Zeit entstand im Norden von Adams Morgan eine andere Bewegung:die Leute kämpften für die kommunitäre Selbstverwaltung der Volksschulen. Zwei Häuserblocks voneinander entfernt lagen zwei Volksschulen; sie hießen Adams und Morgan. Mitte der fünfziger Jahre waren sie die ersten Schulen in Washington, in denen die Rassentrennung aufgehoben wurde. Jetzt, gegen Ende der sechziger Jahre meldete sich die Bevölkerung wieder zu Wort: sie forderten, bei der Gestaltung der Schulen und des Unterrichts beteiligt zu werden. Nach einem langen Kampf erklärte sich die *Board of Education* einverstanden. Eine der beiden Schulen wurde vollständig der kommunitären Selbstverwaltung übergeben; der anderen Schule wurden nur beschränkte Selbstverwaltungsrechte zugestanden. Aber bald danach kam es wieder zum Kampf. Das *Antioch College* wurde aufgefordert, sich an der Ausarbeitung eines neuen Schulmodells zu beteiligen; das College lehnte ab. Die Leute waren verwirrt, in den Schulen begann sich das Chaos auszubreiten, und das erzeugte die Gegentendenz: den Ruf nach mehr Disziplin und strenger Reglementierung. Aber dennoch: man gründete eine *Community Board* und schaffte es, den Schulen einen gewissen Zusammenhalt und eine Perspektive zu geben. Anfang der siebziger Jahre war das Schlimmste überstanden, die Dinge entwickelten sich jetzt hoffnungsvoll.

Im südlichen Teil von Adams Morgan war das Büro des *Institute for Policy Studies* (Institut für politische Studien). Es befand sich in einem schäbigen Gebäude, ganz in der Nähe des Dupont Circle. Gegründet wurde dieses Institut von ehemaligen Mitarbeitern der Kennedy-Administration, die – durch Kennedys Aufrüstungspolitik enttäuscht und ernüchtert – abgesprungen waren. Zu Anfang sahen sie

ihre Aufgabe darin, ihre ehemaligen Kollegen, die noch in Regierungsbehörden arbeiten, aufzuklären: sie wollten sie von der Schädlichkeit eines politischen Denkens überzeugen, das seit den Zeiten McCarthys in allen Liberalen und unabhängigen Leuten Verräter sah. Aber sie erreichten nichts; auf Kennedy folgte Johnson und der Vietnam-Krieg wurde von den USA noch weiter eskaliert. Das *Institut for Policy Studies* sah jetzt keinen großen Sinn mehr darin, auf die verantwortlichen Politiker des Landes einzuwirken. Man wandte sich einem anderen Projekt zu. Es funktionierte ganz einfach: man gab den Leuten 50 Dollar für eine Woche und sie sollten tun, wozu sie Lust haben. (Das Institut wurde vom Staat getragen, es verfügte daher über große finanzielle Mittel). Es kamen Leute aus der Bürgerrechtsbewegung und aus der Anti-Kriegs-Bewegung: hier war ein Ort, um wieder Luft zu schnappen, um einmal aus der Hektik der Bewegung herauszuspringen und innezuhalten, um über sich selbst und die Zukunft der Bewegung nachzudenken. Oder es kamen auch Studenten, die ihr Studentendasein nicht mehr aushielten, die nicht mehr studieren wollten und konnten, die Aktion und politische Praxis für wichtiger hielten; für sie war das Institut ein Bezugspunkt.

Das Institut wuchs und wurde im Laufe der Zeit regelrecht zu einem Finanzierungsinstrument für alternative Projekte. Seine Mitarbeiter lebten meist in unmittelbarer Nähe im Stadtteil und beteiligten sich an den Aktivitäten der Community. Wenn irgendeine Gruppe 1000 Dollar für ein neues Projekt brauchte, konnte sie auf die Unterstützung des Instituts rechnen. Das war aber nicht die einzige „Dienstleistung", die das Institut zu bieten hatte. Es war außerdem ein Ort, der für politische Diskussionen zur Verfügung gestellt wurde und der sozusagen zum Umschlagplatz für Diskussionen und Informationen wurde; er wurde ein Treffpunkt reisender politischer Aktivisten. Regelmäßig fanden Seminare über die aktuellen politischen Probleme der Bewegung statt; aus den ganzen Staaten kamen die Leute dazu angetrampt – einige kamen sogar aus dem Ausland.

Je weiter sich die Aktivitäten der Community entwickelten, je mehr Initiativen entstanden, desto geringer wurde die Unterstützung durch das Institut; auch die Zahl der Besucher, die über ihre Aktivitäten berichten und diskutieren wollten, nahm zu Anfang der siebziger Jahre ab. Aber inzwischen war schon längst der Stadtteil selbst zum Sammelpunkt und zur Attraktion geworden: wer diskutieren oder sich informieren wollte, der brauchte jetzt keine Seminare und keine Informationsaushänge am Institut mehr. Schon ein paar Jahre später wußte kaum einer aus den vielen Initiativen mehr, welche bedeutende Rolle zu Anfang das Institut gespielt hatte; etliche der führenden Aktivisten ließen freilich nie ganz die Beziehung dahin abbrechen.

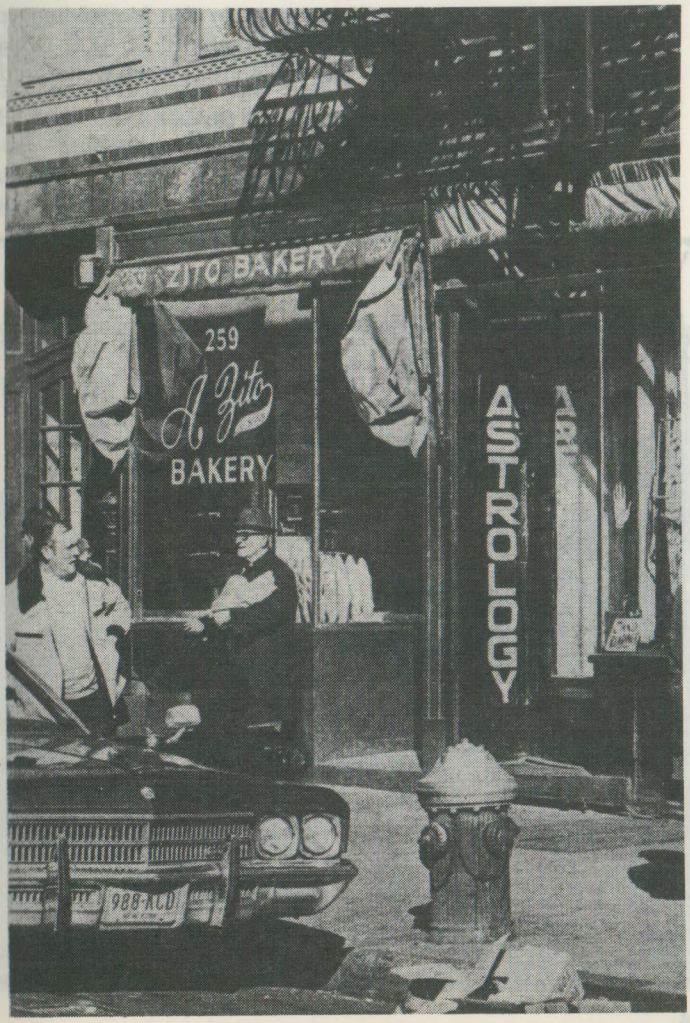
Damals noch gab es nur wenige Beziehungen zwischen den alten Einwohnern des Stadtteils und der neu zugezogenen Community aus Gegenkultur und Politik. Als aber die Gegenkultur-Szene größer wurde und gleichzeitig vom Süden des Stadtteils her die Sanierung begann, zogen viele aus der Gegenkultur-Szene in den Norden des Stadtteils, wo die alten Einwohner des Stadtteils lebten. Die Bauweise der Häuser in Adams Morgan (wie in etlichen anderen Stadtteilen von Washington auch) war für Kommunen und Wohngemeinschaften wie geschaffen, und diese Lebensweise war sehr attraktiv: die Ausgaben für das tägliche Leben wurden geringer, vor allem aber bedeutete der Lebenszusammenhang in der Kommune eine große psychische Hilfe (im amerikanischen Original: *". . . and in addition gain the psychic income that makes cooperative living such a bonus."*) Ende der sechziger Jahre entstanden ungefähr 20 Kommunen: sie gaben bald eine Art

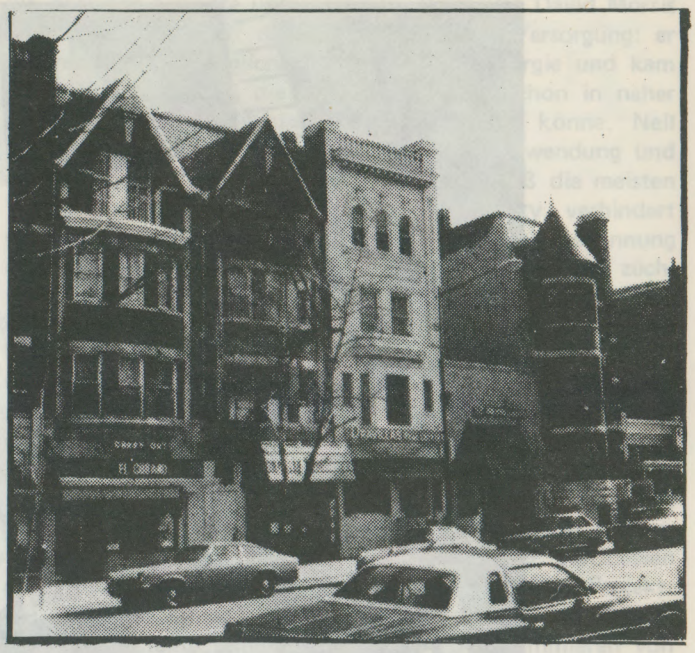
Zeitung heraus. Und Anfang der siebziger Jahre gab es schon über 100 Wohngemeinschaften – in einem Gebiet von ungefähr 20 Häuserblocks! Wir wohnten ungeheuer dicht aufeinander und das war sehr schön und auch nützlich. Es waren nur ein paar Schritte bis zu den Läden, wo wir einkauften; wenn wir zu Demonstrationen, zu Versammlungen oder ganz einfach in den Park gingen – immer waren es nur ein paar Schritte und immer traf man Bekannte. Wir entwickelten ein ungeheures Zusammengehörigkeitsgefühl.

Die Wohngemeinschaften schufen ein kritisches Potential im Stadtteil und wirkten als Katalysator für etliche alternative Projekte. Ein Beispiel: eines Tages fuhr Michael Schreiber, ein Bewohner von Adams Morgan, mit dem Motorrad durch einen anderen Stadtteil und entdeckte dabei zufällig eine Bäckerei, die sehr frisches und sehr gutes Brot verkaufte. Er kaufte sofort ein dutzend Laib Brot für die Wohngemeinschaften in seiner Nähe. Eine Woche später kaufte er wieder ein – diesmal aber schon mit einem Auftragszettel der verschiedenen Wohnungen. Und so entstand kurze Zeit später eine Art Brot-Coop; es wurden bald mehrere und nicht nur Brot wurde jetzt eingekauft. Ein anderes Beispiel: ein Arzt namens Steven Brown versuchte mehrere Wohngemeinschaften für den Plan zu gewinnen, ein eigenes Krankenversicherungssystem aufzubauen, wobei jeder selbst die Höhe seiner Beiträge festlegen sollte. Das Projekt scheiterte, aber es entstand etwas anderes daraus: die *Washington Free Clinic*, die nicht nur für die Scene da sein sollte. Und andere Projekte wurden realisiert: eine Stadtteilzeitung wurde herausgegeben, mehrere Tagesstätten für Kinder wurden errichtet usw. Einige dieser Projekte gingen schnell wieder ein, andere aber konnten sich behaupten, gewannen Kontinuität und wurden gebraucht.

Aus der Community entstanden immer weitere Institutionen, die so etwas wie Dienstleistungen für die Bewohner anboten.

Es entstanden freie Universitäten, free clinics, Vermittlungs- und Informationsbüros, aber auch Gruppen, die sich politisch betätigten. Coop-Gruppen schossen wie Pilze aus dem Boden – bald waren es schon so viele, daß sie nach Häuserblocks organisiert wurden: jeder Häuserblock eine Nahrungsmittel-Coop. 1973 wurde der erste alternative Lebensmittelladen, *Stone Soup* genannt, eröffnet. Er war als Kooperative der dort Arbeitenden, nicht als Konsumenten-Kooperative gedacht. Denjenigen, die dort full time gegen Bezahlung arbeiteten, gehörte der Laden: sie betrieben ihn, sie auch hatten alle Entscheidungen zu treffen. Schon 6 Monate nach seiner Eröffnung hatte dieser Laden das Leben in der Community verändert. Es war kein Hippie-Laden, im Gegenteil, er war sehr seriös aufgezogen. Der Laden basierte nicht auf freiwilliger Mitarbeit, sondern wurde professionell betrieben. Alle, die dort arbeiteten, trafen sich einmal die Woche zu einer Art politischen Schulung (im Original: *„undertook political studies"*). Bald nach Eröffnung dieses ersten Ladens fand Steve Clark, der Initiator des Projekts, zwei Häuserblocks entfernt einen größeren Laden; und er fand Leute, die bereit waren, ihn zu betreiben: es entstand der Laden *Fields of Plenty* (Felder des Überflusses). Wenig später folgte ihm das *Community Warehouse*. Es war eine Zeit euphorischen Wachstums: die Leute waren verblüfft und überwältigt, daß sie wirklich in der Lage waren, die Lebensmittelversorgung in die eigenen Hände zu nehmen. Das *Community Warehouse* diente als Lager für die beiden Läden: von hier aus wurde in großen Mengen eingekauft, um die Zwischenhandelsrabatte zu bekommen (ganz ähnlich war es vorher bei den kleineren Coops gewesen: auch sie kauften verbilligt ein). Schließlich wurde auch ein Transport-Kollektiv gebildet: sie fuhren die Güter aus (in die beiden Läden, aber auch zu einzelnen) und sie fuhren zu Großeinkäufen, erst nach Baltimore, später zum *Cooperative Warehouse* in New Jersey.





Der nächste Schritt war die Gründung der *Washington Food Federation*. Sie hatte die Aufgabe, all diese Aktivitäten zu koordinieren. Die einzelne Gruppe behielt dabei ihre Unabhängigkeit und Autonomie. Jedes Kollektiv entsandte einen Delegierten in dieses Gremium. In der *Washington Food Federation* wurden allgemeinere Diskussionen über die Perspektiven dieser Initiativen geführt. Aber sie hatte auch ganz praktische Funktionen: sie beriet z.B. bei Kreditfragen oder bei Problemen des Einkaufs; außerdem fing sie allmählich an, Kontakte zu Farmern in der Umgebung zu knüpfen.

Inzwischen gab es genügend Leute, die an dieser Form der Lebensmittelversorgung interessiert waren. So ging man an weitere Projekte. Zwei Leute fingen an, Erdnußbutter zu produzieren; sie benutzten dazu eine einfache Mühle, die bei ihnen in der Wohnung stand. (In der Stadtteilzeitung *Daily Rag* wurde daraufhin eine sehr intensive Diskussion darüber geführt, ob Erdnußbutter ein gesundes Nahrungsmittel sei oder nicht. Auf jeden Fall: es gab Beschw den und die Hersteller verwandten seitdem hochwertigere Erdnüsse; sie nannten ihr Produkt jetzt *Apocalytic peanut butter* – und die Beschwerden hörten tatsächlich auf). Daneben entstand eine Bäckerei, die nur von Frauen betrieben wurde – sie war bald im ganzen Stadtteil bekannt für ihre guten Produkte. Schließlich gab es das *Institute for Local Self-Reliance* (etwa: Institut für lokale Autarkie): dort wurden große Mengen von Mung-, Luzernen- und Linsenkeimen gezüchtet; sie wurden dann an die Läden im Stadtteil und anderswo verkauft.

Der Erfolg all dieser Initiativen war verblüffend: eine ganze Community versuchte, ihr Leben außerhalb des gängigen Markts zu organisieren – und war schon 1975 tatsächlich in der Lage, 120 Leute zu beschäftigen, die eine Brutto-Lohnsumme von immerhin 4 Millionen Dollar bekamen. Und es kamen immer neue Projekte hinzu, z.B. Druckerkollektive und Kleiderbetriebe. Die ausgezahlten Löhne waren niedrig; die Leute wurden älter, es kamen Kinder, der Lebensstil veränderte sich dadurch, wurde geordneter; so entstanden neue Probleme: es ging um die allmähliche Angleichung der Einkommen und um die finanzielle Sicherheit auch dann, wenn man älter wird. Die Community-Zusammenhänge sollten auf Dauer tragfähig werden. Der nördliche Teil von Adams Morgan war im Laufe der Jahre zunehmend von Leuten aus der Gegenkultur-Scene bevölkert worden; und diese Leute wollten hier bleiben. Schon ein paar Jahre vorher hatten die Leute sich eine eigene Verwaltung gegeben, die *Adams Morgan Organization*

– die erste tatsächlich gewählte Vertretung in ganz Washington. In der Stadt hatte es nie gewählte Vertreter gegeben – und jetzt gab es auf einmal einen Stadtteil, dessen Bewohner sich selbständig und autonom organisierten: nach monatelangen Diskussionen beschloß man, den Stadtteil in fünf autonome Communities zu unterteilen; jede Community war mit bestimmten Aufgaben betraut. Die *Adams Morgan Organization* hatte keine wirkliche Macht, war die ganzen nächsten Jahre nicht mehr als eine Fiktion und sie besaß nur imaginäre Macht. Aber sie stärkte den Zusammenhalt unter den Leuten, machte sie langfristig handlungsfähig. Und im Laufe der Jahre änderte sich tatsächlich etwas: je mehr Bevölkerungsschichten hinzuzogen und sich in die Angelegenheiten der Communities einmischten, desto mehr entwickelte sich tatsächlicher Einfluß: die Stadtverwaltung konnte sich nicht mehr einfach über die Leute von Adams Morgan hinwegsetzen. Im Gegenteil: die Communities dort verstanden es so gut, ihre Interessen zu vertreten und durchzusetzen, daß sie sich oft genug den Ärger und die Wut der Schichten und Stadtteile zuzogen, die nicht organisiert auftraten und denen es ohnehin viel schlechter ging.

1975 besaß Adams Morgan ein eigenes Nahrungsmittelversorgungs-System, ein eigenes Verteilungsssystem und Ansätze einer eigenen Produktion. Zudem gab es eine selbstgewählte, den Leuten verantwortliche Verwaltung. Die Leute waren sich ihrer Kraft und ihrer Bedeutung bewußt geworden. In dem Maße aber, wie Adams Morgan für seine Bewohner immer attraktiver wurde, wurde es auch für die Geschäftswelt interessant, die hier Morgenluft für sich witterte. Nun gibt es in Washington aber außer der Regierung nur ein entwickeltes Gewerbe: das Immobiliengeschäft. Und die Immobilienunternehmen versuchten, in Adams Morgan einzusteigen. Schon zu Anfang der siebziger Jahre wurde Adams Morgan für die Spekulanten aus einer Reihe von Gründen interessant. Es lag nicht weit vom Stadtzentrum und das Stadtzentrum wanderte langsam nach Norden. Der Immobilienmarkt stellte sich sofort darauf ein: die Preise schnellten in die Höhe. Die Kosten für Neubauten stiegen in astronomische Höhen: das Geld war zwar zu beschaffen, die Zinsen für aufgenommenes Geld aber ungeheuer hoch. Der Neubau eines Wohnhauses in den Vorstädten von Washington kostete 1975 im Durchschnitt 65 000 Dollar. Und die Energiekrise trieb später die Preise noch weiter in die Höhe.

Verlag Impuls

SCHRECKENSHERRSCHAFT IN AMERIKA
A.Souchy
Über den Justizmord an Joe Hill, Sacco und Vanzetti, Ku Klux Klan u.a.
160 S., 7.50 DM

Die CNT und die libertäre Bewegung in Spanien von 1936-76
220 S., ca. 12.00 DM

Rechenschaft
G. Landauer 200 S., 9.00 DM
Aufsätze aus der Zeitschrift der Sozialist von 1909-1919

Auf den Häfen 105, 2800 Bremen 1

Die Spekulation ist überall in Washington eine übliche Methode. In einer Untersuchung wurde festgestellt, daß 40% des Grundbesitzes innerhalb von sechs Monaten nach dem Kauf wieder den Besitzer wechselt. In Adams Morgan sah es noch schlimmer aus. Ganze Häuserblocks wurden von großen Spekulationsunternehmen aufgekauft; es sollten dort teure Neubauten entstehen. Viele Bewohner von Adams Morgan waren durch die Sanierung aus dem Stadtzentrum hierher vertrieben worden; jetzt waren sie schon wieder von Spekulation und Vertreibung bedroht. Doch die Leute wehrten sich. Über ihren gewählten Vertreter in der Stadtverwaltung setzten sie alle Hebel in Bewegung; es ging ihnen vor allem um die gesetzlichen Bestimmungen zur Mietkontrolle und um das verankerte Mitentscheidungsrecht der Bewohner. Beide Bestimmungen waren von der US-Regierung erlassen worden: sie begründeten eine gewisse Unabhängigkeit von Washington. Das war natürlich nur ein taktischer Schachzug: die bislang eingesetzten Regierungsvertreter waren im Hinblick auf künftige Wahlen auf Stimmenfang. Die Bewohner von Adams Morgan schlossen sich jetzt mit mehreren andern Stadtteilen zusammen. Und sie schlugen eine neue Spekulationssteuer vor: der neuerliche Transfer von Grundbesitz kurz nach dem Kauf sollte hoch besteuert werden. Außerdem diskutierte man über einen eigenen Fond der Community, mit dem Grundbesitz angekauft werden sollte.

Die Situation spitzte sich inzwischen immer weiter zu. Auch die Gegenkultur-Szene und die Leute, die in politischen Initiativen der Community arbeiteten, sollten aus ihren Wohnungen vertrieben werden. Bisher waren hauptsächlich Weiße betroffen gewesen. Für viele farbige Bewohner aber war die Entwicklung der alternativen Ökonomie ohnehin zur Bedrohung geworden: sie bedeutete den Zuzug von relativ reichen Leuten, die in der Lage waren, höhere Mieten zu zahlen und Eigentum zu erwerben.

Jetzt gewann daher das Konzept der ökonomischen Unabhängigkeit des ganzen Stadtteils an Bedeutung. Ende 73 war das *Institute for Local Self-Reliance* gegründet worden. Es arbeitete an dem Konzept einer Community als autonomer Einheit und versuchte, die lokalen Bedingungen zu schaffen, um dieses Projekt anzugehen. Unterstützt von Leuten, die schon in der Community gearbeitet hatten, wurden die nächsten Schritte unternommen. Beispiele: David Morris beschäftigte sich mit der Frage der Energie-Versorgung: er untersuchte die Möglichkeiten der Sonnenenergie und kam zu dem Schluß, daß die Energieversorgung schon in naher Zukunft auf diese Weise gesichert werden könne. Neil Seldman untersuchte das Problem der Verschwendung und des nutzlosen Verbrauchs: er fand heraus, daß die meisten Verluste durch Achtsamkeit der Community verhindert werden können und man den Rest zur Energie-Gewinnung und Wiederverwendung gebrauchen könnte. Gil Friend züchtete Tomaten auf Dächern; er benutzte als Ersatz für Erde eine Masse, die nur 2% des Gewichts von normalem Boden hatte; somit wurde es möglich, auch auf den Dächern gewöhnlicher Wohnhäuser in großem Maßstab Gemüse zu züchten. Mike Connor machte großangelegte Versuche mit dem Kompostieren und produzierte wöchentlich mehr als 200 Pfund Kompost; er wollte herausfinden, ob Kompost Ratten und Hunde anzieht – Ergebnis: er zieht sie nicht an. David Morris und Mike Connor versuchten, in großem Maßstab Pilze zu züchten; der Versuch mißlang. Stattdessen gingen Jim Taylor und Mike Connor an ein anderes Projekt: die züchteten Keime aller möglichen Pflanzen – erfolgreich. Bill Batko stellte seine Fähigkeiten im Programmieren von Computern und in Systemanalyse zur Verfügung: er kümmerte sich um die Finanzen erst der Coop-Nahrungsmittelläden, dann der Community insgesamt und schließlich der ganzen Stadt. Zusammen mit der Stadtverwaltung arbeitet er an einem Plan einer stadteigenen Bank; sie soll eine Zentrale und mehrere Filialen in den Stadtteilen haben, entsprechend den Communities. Diese Filialen sollen einen autonomen Status haben, ihre „Kunden" sollen das Entscheidungsrecht darüber haben, wofür das Geld investiert wird und an wen Kredite gegeben werden. Patti Connor machte eine detaillierte Untersuchung über die Nahrungsmittelläden in der Community: sie verglich die an Ketten angeschlossenen Läden mit denen, die im Besitz der dort Arbeitenden sind; die Untersuchung hatte das Ziel, herauszufinden, welches die effektivste Methode der Lebensmittelversorgung ist. – All das waren Versuche und Initiativen, die auf eine Art begrenzter Autarkie der Community zielten; der Stadtteil sollte für Spekulanten, die Regierung, das Business überhaupt weniger angreifbar werden.

★

Dieser Text wurde im Sommer 1976 geschrieben. Er sagt daher nichts mehr über die weitere Entwicklung von Adams Morgan – er gibt auch keine Auskunft, ob oder wie die Ansätze von Selbstorganisation dem frontaleren Angriff einer Gesellschaft standhalten können, in deren Nischen sie sich zunächst entwikkeln konnten. Leider haben wir keine Informationen über die wietere Entwicklung in Adams Morgan, keine weiteren Informationen über diese Problematik bekommen können.

Der Artikel ist der amerikanischen Zeitschrift ‚Communities' , Nr. 19 vom Sommer 1976 , entnommen. Adresse: Communities, P.O. Box 117, Mc Minnwill OR 97128, Lousiana

FRAUEN IN SELBSTORGANISIERTEN KLEINBETRIEBEN

In allen größeren Städten in den USA gibt es einen Haufen von dem, was wir "alternative Projekte" nennen, und zwar von Frauen, von gemischten Gruppen, von Einzeltypen usw.. Die Skala reicht vom linken Schuhmacher bis zur feministischen Bank. Die Adressen stehen entweder in Stadtteil– und Frauenzeitungen (so z.B. für New York im *New York–City–Star* und in *Village–Voice*, für Chicago im *The Reader*) oder in "alternativen Branchenverzeichnissen", so z.B. für San Franzisko und Umgebung in den *Bay Area Women's Yellow Pages* – für Frauenprojekte – oder in den *The San Franzisco Bay Area People's Yellow Pages* – für gemischte Projekte (die *Yellow Pages* sind in den USA–Telefonbüchern das Branchenverzeichnis).

Die *People's Yellow Pages* von San Francisco sind z.B. 193 Seiten stark und eng bedruckt: sie enthalten Adressen von Initiativen, Gruppen, Therapeuten und eben eine Riesenmenge von *businesses*. Daß die Amerikaner/innen *business* Geschäft, Betrieb und wir "alternative Projekte" sagen, kennzeichnet ein unterschiedliches Verhältnis dazu. Jedenfalls hast Du den Eindruck, wenn Du mitbekommst, wie schnell da etwas aus dem Boden schießt, probiert, zugemacht, verändert, neu eröffnet wird, während wir jahrelang diskutieren. Entsprechend gibt es in den USA auch alle erdenklichen praktischen Hilfen als *'How to books': how to start a credit union* (wie eröffne ich eine Bank), *how to keep bees* (Bienenzucht), *how to repair your Volkswagen* (Autoreparieren) bis hin zum *Womans Almanach: 12 how to books in one* – 12 how-to-Bücher in einem !

Die *businesses* sind einmal Ausdruck einer Fähigkeit, neue Formen des Arbeitens und Produzierens wirklich und jetzt anzufangen – sie sind auch Ausdruck einer irrsinnigen Monopolisierung aller Dienstleistungen: wenn Du zum Brötchen holen (davon abgesehen, daß es keine frischen Brötchen gibt) fünf Kilometer zum nächsten Supermarkt fahren mußt, kommst Du auch eher auf die Idee, eine Bäckerei aufzumachen.

In der Frauenbewegung bedeuten die *businesses* noch etwas anderes: hier können Frauen in Bereichen arbeiten, die normalerweise völlig männlich dominiert sind, in denen selbst ausgebildete Frauen auf Grund von sexistischer Diskriminierung keinen Job bekommen, sie können Handwerke lernen, sich ausbilden und überhaupt unter weniger repressiven Bedingungen arbeiten.

Die folgende Aufstellung beschreibt selbstorganisierte *businesses* von Frauen in Washington D.C., sie enthält weder die vielen Fraueninitiativen, Zentren, noch die Projekte gemischter Gruppen. Allein die Vielzahl und Unterschiedlichkeit der hier beschriebenen Frauenprojekte in einer einzigen Stadt ist exemplarisch sowohl für viele andere Städte als auch für gemischte "Kleinbetriebe".

Die Aufstellung ist übernommen aus: *Rema Yount* in: D.C. Democratic Economics, Vol 1 No 4 April/May 1976.

STADTTEILBÄCKEREI

Obwohl Backen traditionellerweise eine typisch weibliche Aktivität ist, gehören die meisten Bäckereien Männern und werden auch von ihnen geleitet. Die Stadtteil-Bäckerei ist eine Ausnahme: drei Frauen setzen an 4 Tagen der Woche täglich 400 Brote um, ein Tag ist für Plätzchen, Müsli (geröstet), Dattelplätzchen und andere Süßigkeiten reserviert. Drei Frauen sind ganztags beschäftigt und werden bezahlt. Das Brot geht an die Coop-Ketten und kleine Lebensmittelläden in D.C. und Maryland.

Die Stadtteilbäckerei funktioniert jetzt seit einem Jahr. Es begann damit, daß eine Frau, die ein Jahr bei der Coop-Kette gearbeitet hatte, mit der Minnesota Coop-Bäckerei Kontakt aufnahm und sich dann in D.C. mit zwei Frauen zusammentat, die daran interessiert waren, etwas Ähnliches aufzumachen. Sie fanden tatsächlich eine Bäckerei, die nicht mehr benutzt wurde. Dies war entscheidend, denn es bedeutete, daß die wesentliche Ausstattung – z.B. Öfen, nicht mehr angeschafft werden mußte.Normalerweise sind 50.000 Dollar notwendig, um eine Bäckerei aufzumachen – die größte Investition der Frauen dagegen war bisher ein Auslieferungslastwagen.

Ursprünglich war es eher Zufall, daß es nur Frauen waren, die die Bäckerei anfingen – aber es hat sich herausgestellt, daß dies eine gute Möglichkeit für Frauen ist, ein Handwerk zu lernen, Initiative und Durchsetzungsvermögen zu entwickeln.

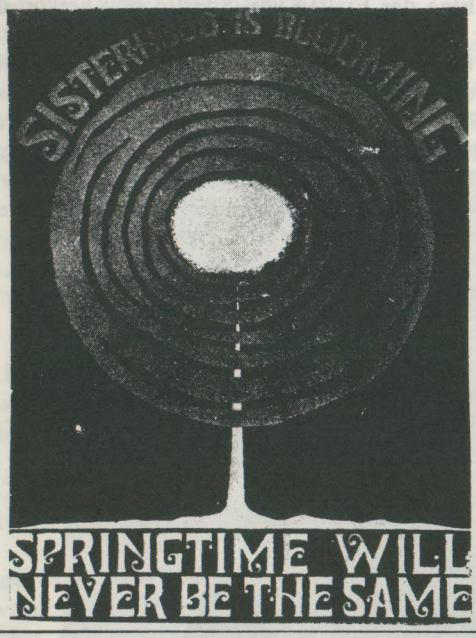
Eine der Frauen erklärte, daß sie das Projekt begonnen haben, um herauszufinden, ob Non-Profit-Unternehmen mit einer kleinen Produktion existieren könnten. Sie kam zu dem Schluß, daß dies, mit viel Engagement und mit der Unterstützung anderer Stadtteil-Projekte wie dem Coop-Lagerhaus und den Non-Profit-Lebensmittelläden, möglich ist.

FEMINISTISCHE „BANK"

Eine ungewöhnlichere Art von Frauenbetrieben in Washington ist die WAFFCU. Diese „Bank" besteht, um Frauen die Kontrolle über ihre eigenen ökonomischen Quellen zu geben und um Kredite an Frauen zu geben, die von normalen Kreditinstituten keinen bekommen.

Credit Unions – „Kreditkollektive" – sind für arbeitende Leute trad itionellerweise das Mittel, an den Banken vorbeizukommen, um zu sparen, das Geld unter Kontrolle zu haben, sich gegenseitig Kredite zu geben.

In den USA übernimmt die *National Credit Union Administration* (Finanzaufsichtsbehörde) die Versicherungen und setzt die Rahmenbedingungen fest. Normalerweise ist für die Existenz von Kreditinstituten ein bestimmter Kundenkreis erforderlich – in den meisten Fällen ist dies eine Fabrik, eine Gesellschaft oder eine Kirche. Die feministische „Bank" jedoch bestimmt ihren Kundenstamm durch die Mitgliedschaft in einer feminstischen Organisation: *D.C. Black Feminists, NOW (National Organisation of Women)* oder dem Frauenzentrum von D.C.



Im Verlag Roter Stern erscheint demnächst eine Neuauflage mit z.T. neuen Beiträgen von:
FRAUEN GEMEINSAM SIND STARK !
Texte und Materialien aus dem "women's liberation movement".

Die dritte feministische Credit Union im Land, *WAFFCU* wurde im Februar 1975 gegründet. Sie entstand aus einer Studiengruppe über feministische Theorie. Die ca. 10 Frauen der Gruppe trafen sich auch noch, als der Kurs längst vorbei war, gründeten *WAFFCU* und bildeten das ursprüngliche Leitungsgreminum.

Die *Credit Union* hat jetzt 740 Mitglieder und eine Zahlungsbilanz von 159.740 Dollar. Eine bezahlte Ganztagskraft hat die Aufgabe der Büroleitung, nimmt die Kreditanträge entgegen und bearbeitet sie. Die Entscheidung über die Kreditvergabe wird aber nicht von ihr, sondern von einem von den Mitgliedern gewählten Kreditausschluß getroffen.

Die meisten Kredite, die gewährt werden, sind persönliche Kredite. Gemäß den Richtlinien des Landes darf *WAFFCU* Kredite nur an Mitglieder vergeben; es dürfen keine Kredite an Geschäfte oder Organisationen gegeben werden.

Viele der Frauen haben niemals vorher einen Kredit aufgenommen; unter ihnen sind viele, die Sozialhilfe bekommen oder die sehr wenig verdienen. Oft wird der Kredit für ein ganz bestimmtes Bedürfnis von Frauen gewährt: um sich scheiden zu lassen, sich auf eigene Füße zu stellen, eine Wohnung einzurichten, ein Auto zu kaufen, eine Abtreibung zu bezahlen. In der Mehrzahl sind sie niedrig, die Höchstgrenze ist 2.000 Dollar.

Bev Fischer vom *WAFFCU*-Leitungsgremium hebt hervor, daß historisch *credit unions* Institutionen der Arbeiterklasse waren und daß dies auch für die feministischen *Credit Unions* stimme. Reiche Frauen benutzen immer noch Banken, die einen gleichmäßigen und hohen Zinssatz haben. Die *WAFFCU* hat während des ersten Jahres, – wie die meisten *Credit Unions*– keine Dividende ausgeschüttet, will dies jedoch bald tun.

Auf der ersten Jahresmitgliederversammlung wurde die Gründung eines Fonds vorgeschlagen, in den Frauen die ausgeschütteten Dividenden einbringen können. Er befindet sich jetzt in der Vorbereitung. Bestimmt ist er für Organisationen und für Frauen, die einen Kredit nicht zurückzahlen können.

WAFFCU sieht sich großen Problemen gegenüber, so dem, für die Kreditvergabe Kriterien zu finden, ohne gleich wieder sexistisch und „straight" zu sein. Die Frauen der *WAFFCU* haben sich sehr um eine Klärung ihrer Prinzipien und um eine feministische Lösung dieser Probleme bemüht. Ihr „säumige Zahler"-Komitee, zum Beispiel, versucht mit einem hohen Maß an persönlichem Kontakt Vorschläge zu erarbeiten wie eine Stundung des Kredits, neue Verhandlung mit den betreffenden Frauen usw.

Für die Mitglieder ist es das Ziel einer *Credit Union*, die Geldmittel selbst unter Kontrolle zu haben. Ihre 700 Mitglieder bedingen eine komplexere Organisationsstruktur als andere feministische Kleinbetriebe. Normalerweise findet einmal jährlich eine Mitgliederversammlung statt; auf dieser werden das Leitungsgremium und der Kreditausschuß gewählt. Das Leitungsgremium bestimmt die allgemeinen Richtlinien. Der Kreditausschuß, der aus fünf Frauen besteht, tritt mindestens einmal wöchentlich zusammen und behandelt alle Kreditanträge. Es gibt eine Zeitung, um die Mitglieder während des Jahres über die Entwicklung zu informieren.

Die Energie, diese Probleme anzugehen, kommt, wie Bev

Fisher betont, aus dem Gefühl, daß die *Frauen-Credit Union* einem unmittelbaren Überlebensinteresse von Frauen dient und zwar in einer Weise, zu der die Frauenbewegung oft noch nicht fähig ist. Wenn sich eine Frau z.B. entschließt, sich von einer repressiven Ehe zu lösen, dann braucht sie nicht nur verbale und emotionale Unterstützung, sondern ganz konkrete Hilfe von anderen Frauen.

FIRST THINGS FIRST

Ursprünglich was *First Things First* ein Frauen-Buchversand – jetzt gibt es daneben noch einen Buchladen, in einem kleinen, rotgestrichenen Gebäude in der Ontario Street. Auf den Regalen stapeln sich Bücher über die Geschichte von Frauen, feministische politische Analysen bis zu nicht-sexistischen Kinderbüchern, Science Fiction und Gedichtsammlungen. Der Versandkatalog enthält ca. 3 000 Titel, darunter auch Posters, T-Shirts und Ansteckknöpfe.

Die Besucher vom Frauenbuchladen sind fast alle Frauen, wenn auch nicht ausschließlich. Hauptsächlich sind es Junge und Weiße. Der Buchladen liegt in dem von Schwarzen und Weißen bewohnten *Adams Morgan* -Stadtteil. *First Things First* gibt sich große Mühe, ihr Angebot an Büchern über Probleme der Dritten Welt zu erweitern. Der Postversand erreicht Frauen, die keinen Zugang zu Frauenbuchhandlungen haben, aber Besteller sind auch Universitäten und andere Buchhandlungen.

Kürzlich fand auch eine Veränderung im politischen Selbstverständnis von *First Things First* statt. Ursprünglich wurden nur Bücher vertrieben, die von Frauen geschrieben waren. Jetzt hat das Kollektiv genauere Kriterien entwickelt, was sie von einem feministischen und anti-rassistischen Standpunkt her wollen. An diesem Punkt haben sie begonnen, auch von Männern geschriebene Bücher zu führen, vor allem über Probleme der Dritten Welt.

FRAUENVERTRIEB

Der Frauenvertrieb existiert – so erklärte eine der Frauen, die dort arbeitet – weil „wir es leid hatten, irgendeine Zeitung in der Hand zu halten, in der dann Bücher besprochen wurden, die von u n s zu sein schienen." Der Frauenvertrieb hat auf nationaler Ebene das Ziel, Frauenliteratur aus kleinen Verlagen in die Buchläden zu bringen. Ihr neuer Katalog enthält 65 Verlage und ca. 170 Titel , einschließlich Platten und Posters. Die Sendungen des Vertriebs gehen an über 10 000 Läden und Organisationen. Gegenwärtig ist er allerdings nicht groß genug, um die mitarbeitenden Frauen zu bezahlen.

SPECTRA

Spectra ist ein Frauen-Video-Projekt; die Frauen stellen selbst Videofilme her und bringen in work-shops anderen Kenntnisse über die Herstellung bei. Zu Anfang waren es zwei Frauen mit geringer Vorerfahrung, die beschlossen, ein Projekt aufzubauen, in dem Frauen lernen konnten, mit Video zu arbeiten. Ihr Ansatzpunkt war, eine politisch sinnvolle Dienstleistung anzubieten, aber sie arbeiteten auch, um das Projekt zu dem Punkt zu bringen, an dem die beteiligten Frauen davon leben konnten.
Jetzt sind vier Frauen im *Spectra*-Kollektiv. Weitere Frauen sind an manchen Projekten beteiligt, und bestimmen die Politik und die Entscheidungen mit, die das Projekt betreffen.

Zur Zeit besteht ihre Hauptarbeit in der Herstellung von drei halbstündigen Aufnahmen über Frauen und Kriminalität: eine über geschlagene Frauen, eine über Prostitution und eine über Frauen im Gefängnis. Die Serie wird sich auf die Gegend von Washington D.C. beziehen. *Spectra* hofft, die Filme an Kirchen, und andere Organisationen mit großer Verbreitungsmöglichkeit weitergeben zu können.

Hierin besteht ein Unterschied zu bisherigen Video-Projekten, die sich vor allem an Frauen innerhalb der Frauenbewegung richteten. Eine der Frauen von Spectra hob hervor, daß ihre Filme über Frauen und Kriminalität in die Stadtteile kommen sollen, in denen geschlagene Frauen leben, in denen es das Problem der Prostitution gibt usw. Die Bedeutung von Video zu Verbreitung von Ideen macht eine ständige Erweiterung der möglichen Zuschauer notwendig.

Ihre Filme gingen bisher hauptsächlich an Frauengruppen. Jetzt wird ein Katalog vorbereitet, der an Universitäten und andere Organisationen verschickt werden soll. Obwohl Arbeiten mit Video sehr teuer ist, was die Ausstattung, Reparaturen etc. betrifft, kann *Spectra* hauptsächlich durch workshops, Filmverleih und ein paar Video-Filme, die sie gegen Bezahlung herstellen, existieren.

OFF OUR BACKS

Off Our Backs ist eine der bekanntesten Frauenzeitschriften, mit großer lokaler und nationaler Verbreitung, und erscheint seit sechs Jahren, jetzt monatlich.

Off Our Backs bezeichnet sich selbst als unabhängige Frauenzeitschrift, die zwölf Frauen des Redaktionskollektivs haben zum Teil ein sehr unterschiedliches Verständnis von feministischer Politik, von sozialistisch bis separatistisch. *OBB* hat nie versucht, bei den Hauptproblemen eine Linie zu entwickeln; sie drucken oft Artikel ab, mit denen sie nicht übereinstimmen, die sie aber für diskussionswürdig halten. In einer Ausgabe kann alles enthalten sein, von der Rolle der Frauen bei ökonomischen und politischen Aktivitäten bis zu Film- und Buchrezensionen, Frauen-Musikerinnen neben Gedichten und Grafiken.

Die Meinungsvielfalt, die sich in *OOB* ausdrückt, gibt innerhalb des Kollektivs Stoff für andauernde Diskussionen. Einige Frauen halten die Verschiedenartigkeit der publizierten Meinungen für sehr wichtig, während andere möchten, daß die Zeitung eine einheitliche politische Perspektive entwickelt.

Obwohl alltägliche Entscheidungen von der Frau getroffen werden, die zufällig gerade im Büro arbeitet, trifft sich das Kollektiv viermal im Monat zu einer gemeinsamen Diskussion und Redaktion. Marlene, eine Frau vom Kollektiv, stellte fest, daß sie eigentlich viel mehr gemeinsam redigieren möchten, als dies aufgrund von Zeitzwängen möglich ist.

OOB zahlt keine kontinuierlichen Gehälter und fast alle, die daran mitarbeiten, haben einen anderen Ganztagsjob. Alle Texte, die von außen kommen, werden von anderen Mitgliedern gelesen, kontroverse Artikel der Redaktionsmitglieder selbst werden auf den Redaktionstreffen diskutiert. Trotzdem ist es eine Tatsache, daß eine große Zahl der abgedruckten Artikel nicht vom ganzen Kollektiv gelesen worden sind, dies klappt, weil untereinander ein hohes Maß an Vertrauen herrscht.

Zunächst hatte *OOB* ein offenes Redaktionskollektiv – jede, die zu den Treffen kam, konnte mitdiskutieren und mitentscheiden. Dann wurde festgestellt, daß es so nicht ging – und für ca. 1 1/2 Jahre war das Redaktionskollektiv eine geschlossene Gruppe. Jetzt meinen sie, daß sie weitere Frauen aufnehmen können, aber der Weg dahin ist noch nicht ganz klar.

Marlene meint, daß *OOB* hauptsächlich von Frauen der Frauenbewegung oder zumindest von solchen, die schon ein feministisches Bewußtsein haben, gelesen wird. Die meisten Leserinnen sind Weiße. Dies wird sich vielleicht ändern, weil *OOB* sich bemüht, mehr Informationen zu bringen, die von Interesse für eine größere Vielfalt von Frauen sind.

Im *OOB*-Kollektiv sind nur weiße Frauen aus Mittelschichts- und Arbeiterfamilien. Es ist schwer, über Klassen- und Rassengrenzen hinauszukommen, aber in diese Richtung möchte *OOB* gehen.

QUEST

Quest ist eine feministische Vierteljahreszeitschrift, mit teurem Papier und Dreifarbendruck. Jede Ausgabe hat ein spezielles Thema, von Revolutionstheorien bis zum feministischen Spiritualismus, von feministischem Führungsanspruch zur Rolle der Arbeit. *Quest* wendet sich an die, die an einer Entwicklung von politischer Aktion aus politischer Theorie interessiert sind.

Quest hat eine besonders gründliche Methode entwickelt, um von ihren Leserinnen Feedback zu bekommen Kurz nach dem Erscheinen einer neuen Ausgabe findet jeweils ein Seminar statt, um über die Inhalte zu diskutieren und Frauen zu ermutigen, ihre Kritik zu formulieren. Bald sollen auch in anderen Teile des Landes solche Seminare stattfinden.

Die *Quest*-Gruppe besteht aus neun Frauen, von denen die meisten von Anfang an dabei waren. Drei werden bezahlt – eine von *Quest*, die beiden anderen vom „Institut für politische Studien"*, Entscheidungen werden kollektiv getroffen. Die Frauen sind alle Weiße, aus Mittelschichts- oder Arbeiterfamilien.

WASHINGTON AREA FEMINIST THEATER (FEMINISTISCHES THEATER)

Während der letzten vier Jahre hat das *Washington Area Feminist Theater* das Theater benutzt, um feministische Inhalte zu erarbeiten und um Frauen eine Möglichkeit zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten zu geben.

Viele der Frauen, die im Theater arbeiten, lernten das Theaterspiel erst hier. Andere hatten bereits Vorerfahrungen, z.B.

* siehe Seite 51;

aus Schultheatergruppen. Sie stellten fest, daß es im Bereich des Theaters Tätigkeiten gibt, für die die Frau nicht angestellt wird – z.B. Leitung und Herstellung, Bühnenbild. Im *WAFT* machen die Frauen alles selbst, um Stücke von und über Frauen zu produzieren.

Die Leitung hat eine Kerngruppe von 17 Frauen, die ihre neuen Mitglieder wählt. An jedem Stück arbeiten ca. 50 - 60 Leute mit – viele von ihnen arbeiten nur für dieses eine Mal mit *WAFT* zusammen.

Eines der Ziele des *WAFT* war es von Anfang an, mit Organisationsformen zu experimentieren – deshalb geht ein Großteil ihrer Energie in die Art der Leitung der Gruppe. Ca. die Hälfte der Frauen kam zu *WAFT*, weil sie im Theater arbeiten wollten und anderswo aufgrund der Tatsache, daß sie Frauen waren, keine Stelle bekamen; die anderen interessierte in erster Linie, wie sie für feministische Inhalte eine breitere Öffentlichkeit gewinnen konnten.Diese beiden Ansätze sind in der Theaterleitung weiter vertreten und führen zu einem lebh ften Austausch über die Fragen: was ist gutes Theater? Welche feministischen Inhalte sind richtig? Wie kann beides zusammengebracht werden? Nach einem Jahr Zusammenarbeit verbrachten die *WAFT*-Frauen ein gemeinsames Wochenende, um sich über ihre gemeinsamen Ziele klarer zu werden. Sie fanden dies wichtig und wollen es wiederholen.

In der Leitung des *WAFT* sind nur weiße Frauen – aber bei manchen Stücken haben auch schon *„Dritte-Welt-Frauen"** mit ihnen zusammengearbeitet. Die *WAFT*-Frauen hoffen, daß sie mit ihrem politischen Selbstverständnis sowohl mehr Beteiligung wie auch eine erweiterte Zuschauergruppe erreichen können.

Theater ist ein sehr teures und arbeitsintensives Arbeitsfeld. *WAFT* hat ein Jahresbudget zwischen 20.000 und 30.000 Dollar, obwohl sie noch keine Gehälter zahlen ! Sie versuchen, jetzt Spenden zu bekommen und ihre Zuschauerzahl zu vergrößern, um Gehälter zahlen zu können. Eine Frau beschreibt die Entwicklung des *WAFT* so: „Wir brauchten ein Jahr, um uns selbst zu glauben, daß wir Fähigkeiten hatten und ein weiteres, um zu entscheiden, daß diese Fähigkeiten Bezahlung verdienen."

* „Dritte-Welt-Frauen" meint amerikanische Frauen, die nicht zur weißen Mehrheit gehören, z.B. Puertorikanerinnen, Schwarze, Mexikanerinnen, usw.

* s. den Artikel über die Stadtteil-Initiative in Adams Morgan,Seite 51

Wir machen ein

FRAUEN–ADRESSBUCH RHEIN–MAIN

Es soll sowohl Selbstdarstellungen und Adressen von Frauenzentren und –Initiativen enthalten,als auch von Frauen, deren Fähigkeiten anderen Frauen – kostenlos oder für Geld – nützlich sein können. Schickt uns Eure Adressen und Vorschläge:

Frauenzentrum Dreieich
Im Buchenbusch 29
6078 Neu Isenburg
Stichwort: Frauen- Adreßbuch

FEMINIST RADIO NETWORK (FRN)

Das *Feminist Radio Network* ist eines der ältesten Frauenprojekte. Es begann vor ca. 4 Jahren und stellte feministische Radioprogramme, meist über allgemeine Themen, her. Vor ca. 2 Jahren begann *FRN*, eine zentrale Verteilungsstelle für feministische Radioprogramme, die überall im Land produziert werden, zu werden.
Ihr jetzt ca. 50 Tonbänder enthaltender Katalog geht meist an nicht-kommerzielle Radiosender und Universitätssender.

FRN wird von vier Frauen kollektiv gemacht. Elf feministische Radiogruppen in anderen Städten arbeiten mit *FRN* zusammen, verteilen ihre Tonbänder über *FRN* usw. Es vertreibt sie aber auch für Individuen und andere Gruppen.

In *FRN* geht viel Arbeit für die Auswahl der im Katalog abzudruckenden Programme drauf. Jedes Band wird von zwei Frauen beurteilt – ein Fragebogen wird ausgefüllt, aus den Daten über Inhalt und technische Qualität hervorgehen. Die zwei Frauen setzen sich dann zusammen: wenn ihre Beurteilung nicht übereinstimmt, dann schreiben sie einen Brief, in dem sie die Gründe für ihre Nicht-Übereinstimmung darlege. Der Brief wird dann zusammen mit den beiden Fragebö-

gen an die Hersteller des Bandes geschickt. Viele von ihnen halten diese Vorgehensweise für sehr nützlich, um die Qualität ihres Bandes noch einmal zu überprüfen.

Neben technischen Kriterien suchen die Frauen von *FRN* nach Programmen, die sich mit Klassenproblemen, Rassismus und Sexismus auseinandersetzen und die eine konkrete, nicht nur rhetorische Handlungsmöglichkeit aufzeigen. Sie haben etwas gegen bestimmte Vorstellungen innerhalb der Frauenbewegungen, die die möglichen Lösungen auf bestimmte "Frauen–Lösungen" begrenzen. Daher nehmen sie Programme zu allen Themen feministischer Perspektive an.

Gerade hat *FRN* ein Tonstudio in seinem Büro aufgebaut. Es ist damit die erste von Frauen betriebene Radio–Station mit einem eigenen Produktionsstudio. In der Zukunft möchten sie weitere Frauen für die Arbeit in Radiogruppen ausbilden.

Wie viele andere Gruppen , hat auch *FRN* mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie zahlen noch keine Gehälter, glauben aber, ein realistisches Konzept entwickelt zu haben, um in den nächsten zwei Jahren finanziell selbständig zu werden und adäquate Mindestgehälter zahlen zu können. Gerade jetzt ist ihr ganzes Geld in das Tonstudio geflossen – aber auch der Katalog wurde in der Aufmachung verbessert.Ihr langfristiges Ziel liegt darin, die kommerziellen Programme der lokalen UKW- Rundfunkstationen aufzubrechen. Diese Programme erreichen eine weite Öffentlichkeit: 90 % der Tages–Zuhörer sind Hausfrauen und arbeitende Frauen.

FRN plant jetzt Aktivitäten zur Werbung von neuen Mitgliedern. Sie nehmen Kontakt mit Stadtteilgruppen auf und hoffen , hierdurch Frauen zu finden, die sich für eine Rundfunkarbeit interessieren. Allerdings ist es zur Zeit nicht möglich, auch *Dritte-Welt-Frauen* zur Mitarbeit im Radio anzuregen; zumindest solange nicht, bis eine realistische Arbeitsmöglichkeit einschließlich regelmäßigem Gehalt vorhanden sein wird.

WOMANSOUND

Für viele Leute ist *Womansound* der auffälligste Frauenbetrieb in Washington D.C.. Du gehst zu einem Konzert, wo Frauen spielen, oder zu einer politischen Veranstaltung, und da sind ein halbes Dutzend Mikrophone, riesige Lautsprecher, über die mit großen Buchstaben *Womansound* gemalt ist, und eine Frau, die an diesem seltsam ausschauenden Mischpult herummacht.

Tontechnik ist ein fast vollständig männlich dominiertes Gebiet. *Womansound* wurde von einer Musikfrau mit ihrem eigenen kleinen Tonsystem angefangen und von einer Frau, die diese Technik gerne lernen wollte. Sie hatte nach einer Lehrstelle gesucht und festgestellt, daß sie nirgends einen Fuß in die Türe kriegte. Als aber beide Tontechnik lernten, stellten sie fest, daß für Frauenkonzerte und andere Ereignisse ein ständig wachsender Bedarf vorhanden war.

Zwei Frauen von *Womansound* kümmern sich um die Büroarbeit, die Auftragsbeschaffung,die Instandhaltung. Vier weitere Frauen sind inzwischen darin ausgebildet, die Anlagen aufbauen zu können.(Eines der Ziele war es von Anfang an, die erlernten Techniken an andere Frauen weiterzugeben). Bis jetzt kann *Womansound* für den Aufbau der Anlagen etwas zahlen, nicht aber z.B. für die Büroarbeit.

Womansound hat zur Zeit etwa zwei Aufträge in der Woche. Zwar wollen sie vor allem Aufträge für Konzerte und politische Veranstaltungen übernehmen, aber sie führen auch andere Aufträge aus, sofern sie ihnen nicht politisch völlig entgegenstehen;

MOONFORCE MEDIA

Moonforce Media baut einen nationalen Vertrieb von Filmen von und über Frauen auf. Sie haben jetzt zwei 'Film-Programme', jedes dauert ca. 2 Stunden und enthält sechs Kurzfilme. Ein drittes Programm ist in Arbeit.

Moonforce Media ist als Non-Profit-Unternehmen organisiert und besteht z.Z. aus einem Kollektiv von zwei Frauen. Sie bekommen noch kein Gehalt (Allerdings werden diejenigen Frauen bezahlt, die die Filme herstellen, und diejenigen, die die Filme in anderen Städten vorführen.)Das vom Kollektiv verdiente Geld wird sofort wieder für die Produktion von neuen Filmen verwandt.

Die Idee zur Gründung von *Moonforce Media* war auf zwei Frauen Film- und Video-Konferenzen 1975 entstanden. Dabei war klar geworden, daß bereits gute feministische Filme gemacht wurden und daß es viele Frauen gab, die sie sehen wollten. Das Problem war nur, den Kontakt zwischen diesen beiden Gruppen herzustellen. ★

berliner frauenzeitung
COURAGE

Was mann verschweigt-
Wenn Frauen sich wehren -
Wie Frauen leben -
Courage bringt's!

Zu beziehen monatlich an allen Kiosken in Berlin und in der BRD, bei Montanus und im Buchhandel.
Einzelheft 3.–DM, Halbjahres-Abo 18.–DM, Jahres-Abo 36.–DM
Abo-Bestellungen an die Redaktion:

berliner frauenzeitung
COURAGE
Bleibtreustrasse 48, 1000 Berlin 12
Tel.: 030/883 65 29 und 883 65 69

Neu im Courage-Verlag

Frauen und Wissenschaft

Beiträge der 1. Frauen-Sommer-Universität Juli '76
Feministische Wissenschaft, Geschichte, Politik, Literatur, Hausarbeit, Kunst, Psychologie.
ca. 250 Seiten, Paperback, Abbildungen
ca. 9,50 DM

FOOD CONSPIRACY

LEBENSMITTEL VERSCHWÖRUNG

In den folgenden Berichten werden einige Food-Coops aus den USA dargestellt. Im ersten Teil der Briarpatch-Market in Kalifornien - einem Staat, der schon lange eine Hochburg der Gegenkultur ist; im zweiten Teil ein Projekt in einem US-Staat, in dem die Alternativen es erheblich schwerer haben: in Texas, und der fed-up-council im westlichen Kanada (to be fed-up ist doppeldeutig: es heißt 'gesättigt sein' - aber auch 'die Schnauze voll haben'). Nahrungsmittel-Coops gibt es auch bei uns. In den USA sind sie sehr viel zahlreicher und auch für größere Gruppen von Leuten und auch verschiedene Schichten bedeutsam. Daß das möglich ist, sollen die Berichte zeigen - und sie sollen, am Beispiel einer entwickelteren Situation, auf die Probleme hinweisen, die sich den Alternativen stellen, wenn sie sich selber und andere ernst nehmen und an Bedeutung gewinnen.

BRIARPATCH MARKET: LEBENSMITTEL—LADEN IN SELBSTORGANISATION

Der *Briarpatch-Market* liegt in Menlo Park, unmittelbar an der Stadtgrenze zu Palo Alto. Diese Städte liegen südlich von San Francisco (etwa 40 Kilometer) an der großen Bucht. Um die ganze Bucht herum (die *'Bay-Area'*), erstreckt sich etwa 200 km lang eine Stadt neben der anderen, oftmals ohne wahrnehmbare Grenzen. San Franzisco, Oakland, Berkeley sind die bekanntesten. Menlo Park und Palo Alto sind eher Wohnstädte - sowohl für Beschäftigte in diversen Militärforschungszentren und sonstigen militärischen Dienststellen, als auch insbesondere für Studenten und Universitätsangestellte der 'Stanford'-Universität, einer der bekanntesten privaten Universitäten der USA. Beides erklärt auch, warum hier die Studenten- und Gegenkulturbewegung der 60-iger Jahre relativ breit entwickelt war.

Diese Städte der *Bay-Area* bilden ein riesiges Agglomerat: etwa 6 Millionen Menschen leben hier. Aber schon in unmittelbarer Nähe dieses Zentrums ändert sich das: hunderte Kilometer nach Süden und Norden erstreckt sich eine wirklich einsame Pazifikküste und drei Autostunden Richtung Osten liegt eine hohe Bergkette; man kann dort tagelang wandern, ohne einem Menschen zu begegnen - höchstens einen Bären wird man treffen. - Und Städte sind hier an der Westküste etwas ganz anderes als etwa in Europa oder im 'alten' Teil der USA an der Ostküste. Städte - das sind hier riesige Flächen mit kleinen, höchstens zweigeschossigen Häuschen, überwiegend aus Holz und meist von einem kleineren oder größeren Garten umgeben. Wohnen ist hier sehr angenehm - selbst in den ärmeren Wohnvierteln gibt es keine Hinterhöfe und Betonsilos. Größere Häuser, die dann aus Stein sind, und vor allem Hochhäuser gibt es nur - auf ein paar Häuserblocks zusammengedrängt - im Zentrum (sofern man davon überhaupt sprechen kann): das sind dann auch nur Bürogebäude, abends ist diese Gegend ganz menschenleer. Wenn diese Städte in der Bay-Area überhaupt ein Zentrum haben, dann nur ein Geschäftszentrum, kein Lebenszentrum (Ausnahmen sind San Francisco und, weniger, Berkeley). Lebendige, gewachsene Stadtteile mit Läden, Restaurants, Kneipen gibt es nicht - kein Leben, das sich auf der Straße abspielt. In den Wohngegenden wird nur gewohnt - getrennt und entsprechend steril liegen Supermärkte und Geschäftszentren. Wer einkaufen will, braucht ein Auto. - In dieser Region, in der Stadt Menlo Park befindet sich der *Briarpatch-Market.*

Lebensmittel-Kollektive wie der *Briarpatch-Market* sind in ganz verschiedenen Formen in den letzten Jahren in den USA aus dem Boden geschossen. Sie entsprechen dem Interesse von Landkommunen, bestimmte Produkte ohne den kapitalistischen Markt zu vertreiben, und sie entsprechen auch dem Interesse von (bestimmten) Stadtbewohnern, bessere und möglichst auch billigere Lebensmittel als in den großen Monopol-Supermärkten zu bekommen. Dazu muß man bedenken, daß riesige Supermarktketten sehr oft in den städtischen Wohnsiedlungen der USA wirkliche Monopolstellung besitzen: 'Tante Emma-Läden' gibt es in vielen Siedlungen überhaupt nicht - vergleichbar den Trabantenstädten in der BRD. Daher können es sich diese Ketten erlauben, die Preise zu diktieren und trotzdem auch den letzten Dreck zu verkaufen: vom Gummibrot in verschiedenen Farbtönungen (genannt: Roggen - bzw. Weizenbrot) bis zu den grünlichen, viereckigen, geschmacklosen, aber transportunempfindlichen Tomaten. Das lernen wir ja auch kennen, aber in den USA ist alles noch ein bißchen 'weiter' entwickelt.

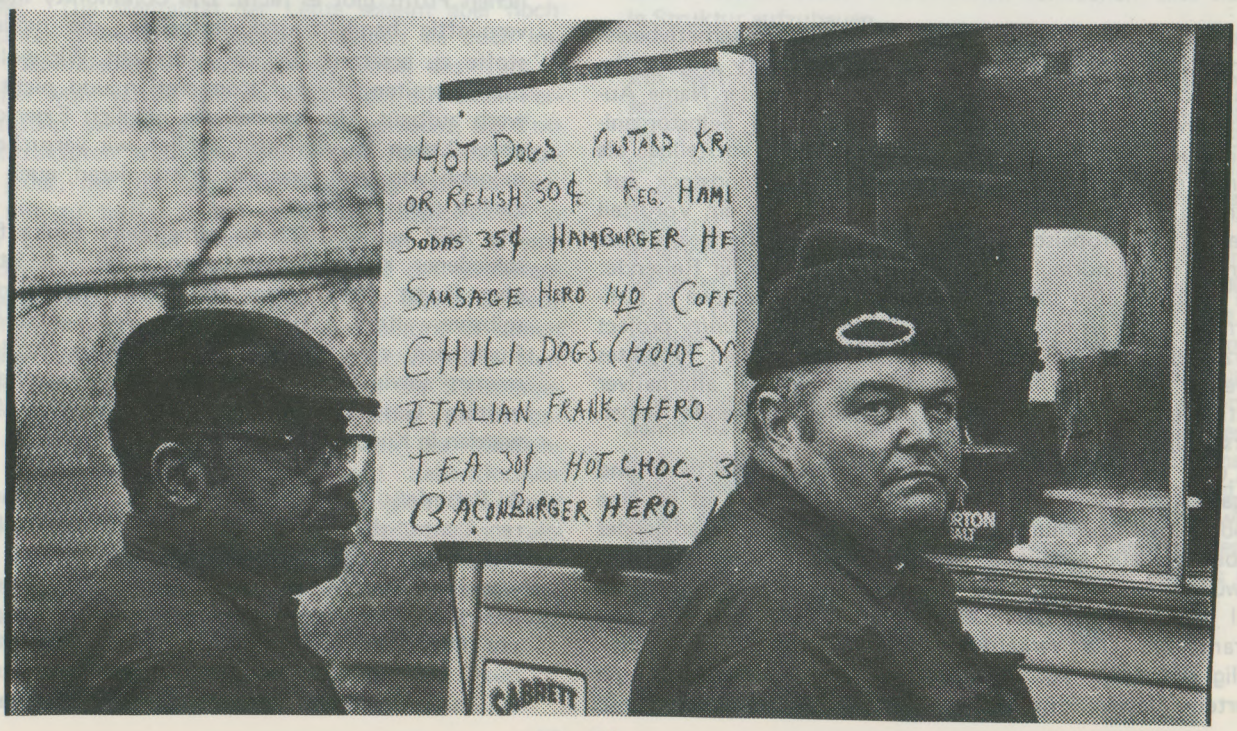
Diese Logik der Supermärkte konnte sich durchsetzen, weil die meisten Verbraucher ihrer Ernährung gegenüber gleichgültig gemacht worden sind. Doch in dem Maße, wie Gegenkultur- und Ökologie-Bewegung eine neue Einstellung zum eigenen Körper und dessen Ernährung und zu den ökologischen Zusammenhängen der Nahrungsmittelproduktion entwickelten, entstand ein Bedürfnis, sich eigene Strukturen und Lebensmöglichkeiten zu schaffen.

Im Gegensatz zu *natural food stores*, in denen es auch bessere Lebensmittel gibt, die aber wie normale kleine Läden betrieben werden und auch relativ teuer sind, versuchen die Mitglieder in den verschiedensten Lebensmittel-Kollektiven einerseits die Preise niedrig zu halten und andererseits durch die Selbstorganisation ein Stück weit Verfügungsgewalt über ihren eigenen Lebenszusammenhang zu gewinnen. Das Besondere am *Briarpatch-Market* besteht darin, daß aus jahrelanger Erfahrung verschiedener Kollektive eine entwickeltere Organisationsform entstanden ist: ein selbstorganisierter Laden. 'Unser Lebensmittelladen gehört den Mitgliedern und wird von uns in Selbstorganisation betrieben. Durch die Mitgliedsbeiträge und die gemeinsame Mitarbeit sind wir in der Lage, billigere und bessere Lebensmittel zu besorgen und ein Stück Kontrolle über unser eigenes Leben zu erhalten. Ein grundlegendes Prinzip und Ziel besteht darin, uns selbst - die Mitglieder - bewußter zu machen gegenüber den realen Bedingungen unserer eigenen Ernährung: in Bezug auf die finanziellen Zusammenhänge, die sozialen Beziehungen und in Bezug auf eine bewußte Ernährung.'

Angefangen hatte das Ganze mit dem 'üblichen' Zusammenschluß von Leuten aus der politischen– und Gegenkulturbewegung Ende der 60- er Jahre, gemeinsam Lebensmittel einzukaufen. Bei dem Versuch, solche Kollektive (*"food conspiracy"*, wörtlich: Nahrungsmittel-Verschwörung) breiter in der Community, im 'Stadtteil', zu verankern, merkte man bald, daß die Organisationsstruktur solcher Modelle den Kreis möglicher Mitglieder massiv einschränkt. Das Zusammenschreiben der Bestellzettel der einzelnen Haushalte, der Einkauf selbst, die Aufteilung und Ausgabe der Waren beschäftigen die turnusmäßig damit befaßten Familien ein bis zwei Tage. Das stellt kein Problem für Studenten, freiberuflich Arbeitende, Hippies, Rentner und Wohlfahrtsempfänger dar – wohl aber für Arbeiter und Angestellte mit fester Arbeitszeit. Und in dem Maße, in dem immer mehr Mitglieder selber berufstätig wurden, standen sie vor denselben Problemen. Daraus entstand die Idee, daß mehrere solcher *food conspiracies* gemeinsam einen Laden mieteten, was mehrere Vorteile hat: zunächst können die Mitglieder sowohl ihren Einkauf als auch ihre Mitarbeit besser mit ihrem Lebensrythmus abstimmen; das Lebensmittelangebot kann erheblich vielfältiger und vollständiger ausgestaltet werden und der Laden wird faktisch zu einem Kommunikationsort – zu einer Art 'Zentrum' – in unseren Worten.

Der *Briarpatch-Market* besteht jetzt seit Frühjahr 1975 und hat eine gewisse Stabilität erreicht. Er hat äußerlich gesehen die Größe eines mittleren deutschen Supermarktes. Der Laden steht nur den Mitgliedern offen. Rund 1200 Personen sind Mitglieder, was etwa 500 'Haushalten' entspricht: Jedes Mitglied hat insgesamt 100 Dollar (etwa 250,– DM) eingezahlt, in der Regel bei Eintritt 20 Dollar und dann in Monatsraten je 5 Dollar. Diese 100 Dollar werden bei Austritt zurückgezahlt. Von diesem Geld sind die Grundinvestitionen finanziert worden. Jedes Mitglied zahlt zusätzlich einen Beitrag von 50 cents (1,25 DM) pro Woche. Davon werden im wesentlichen die laufenden Kosten bestritten: Ladenmiete, Strom, Steuern etc. und die drei Personen, die inzwischen fest angestellt sind.

Aber das wichtigste ist nicht, daß die Mitglieder 'Eigentümer' sind, sondern daß sie mitarbeiten: die drei festangestellten Mitglieder bilden nur das kontinuierliche Gerüst für die anfallenden Arbeiten. Jedes Mitglied (über 18 Jahre) arbeitet im Durchschnitt eine 'Drei–Stunden–Schicht im Laufe eines Monats: sei es im Lager, beim Einpacken und Einräumen, an der Kasse oder im Büro. Es gibt etwa 15 verschiedene Arbeitsplätze, die in jeder Schicht mindestens wahrgenommen werden müssen. Aber oft hilft jemand mit, der eigentlich nur einkaufen kommen wollte... Es gibt einen Kalender auf dem alle notwendigen Arbeiten in Drei–Stunden–Schichten aufgeteilt sind. Irgendwann beim Einkaufen trägt man sich für den nächsten Monat ein, wo noch Bedarf ist und man selber Zeit hat. Darüberhinaus gibt es für mehrere Bereiche Mitgliederkommissionen: Finanzen, Einkauf, Produktauswahl usw. . . und natürlich ab und zu Mitgliederversammlungen, auf denen notwendige Entscheidungen gefällt werden. Zur Mitarbeit gehört auch, daß viele Lebensmittel beim Einkaufen von jedem



selbst abgewogen werden: Nüsse und manche Gewürze, Körner und Getreide werden aus großen Behältern geschippt, Honig und Öle sind aus großen Flaschen und Fässern abzuzapfen; sogar umweltfreundliches biodynamisches Spülmittel und Haarshampoo füllt sich jeder nach Bedarf in selbst mitgebrachte Flaschen ab. Denn dieses System spart nicht nur Arbeit bei der kollektiven Verwaltung des Ladens, sondern auch Verpackungsmaterial: also Müll. Wer einkaufen geht, erhält am Eingang eine Karteikarte. Auf diese Karte trägt jede(r) selbst Art, Menge und Preis der gekauften Sachen ein. An der Kasse wird alles addiert und bezahlt: niemand schaut den Einkaufswagen nocheinmal an. Geklaut und falsch abgewogen wird nicht.

Durch die Selbstorganisation können die Lebensmittel praktisch zum Beschaffungspreis verkauft werden: im Vergleich zu Supermarktpreisen sind vergleichbare Lebensmittel im Durchschnitt etwa 15% billiger.

Aber es geht natürlich nicht nur um den Preis, sondern wesentlich um die Qualität. Das Warenangebot wird "auf den Nährwert der Lebensmittel, ihre ökologischen Produktionskosten und die Wünsche der Mitglieder" hin ausgerichtet. Organische, chemisch nicht behandelte Lebensmittel haben Priorität. Aber es wird kein Kult daraus gemacht: wenn keine zu beschaffen sind (oder z.B. nur viel teurer), werden auch andere angeboten. Es gibt ein System von verschiedenfarbigen Punkten, mit denen an den Regalen und Auslagen die verschiedene Qualität angezeigt wird. Wichtig ist, daß praktisch alle verschiedenen Lebensmittel vorhanden sind, die von den Mitgliedern gewünscht werden.

Der *Briarpatch–Market* ist aber nicht nur ein Laden, sondern auch eine Art Kommunikationszentrum. Es gibt nicht nur ein schwarzes Brett mit allen möglichen Informationen, Hinweisen, Suchanzeigen etc..., sondern beim Einkaufen wird auch mit Freunden geschwätzt, man lernt sich kennen. Sicher, es hat die ähnliche Funktion wie ein altbekannter, traditioneller Wochenmarkt – so gesehen nichts Besonderes. Aber diese Möglichkeit muß gegen die Supermarkt Strukturen wieder neu erobert werden und da kann man nicht einfach zum 'Wochenmarkt' zurück, sondern es müssen neue Strukturen geschaffen werden. Daß die Selbstorganisation so relativ reibungslos funktioniert, hängt sicherlich auch damit zusammen, daß der *Biarpatch–Market* für die Mitglieder nicht 'Arbeit' ist, um die man sich möglichst drückt, sondern eben diesen Charakter eines Kommunikationszentrums besitzt. Uns erzählte eine Frau, sie war etwa

ORGANISCHE SELBSTVERTEIDIGUNG

Ein organischer Farmer in Minnesota wurde für unschuldig des 'aggrevated assault' befunden, nachdem er auf einen US Forest Service Hubschrauber geschossen hatte, der Herbizide in der Nähe seiner Farm versprühte.
Ein Geschworenengericht in Grand Marais, Minnesota, beriet sich 8 Stunden lang bevor es den 33jährigen Harmon Seaver freisprach, der zugab, mit einem Gewehr in die Richtung des Hubschraubers gefeuert zu haben.
Seaver sagte der Jury, daß er wütend wurde, als er bemerkte, daß der Forest Service 2.4-D aus der Luft in der unmittelbaren Nähe seiner Farm sprühte. Er habe befürchtet, daß die Chemikalie den Bach verseuche, den seine Familie als Trinkwasser benützt. Er sagte auch, daß er in die Nähe des, aber nicht auf den Hubschrauber zielte, um die Maschine zu verscheuchen.

FOOD – COOPS IN TEXAS UND ANDERSWO

Als wir in *communities* , einer Zeitung der Alternativbewegung einen Bericht über das *Austin community project* lasen und diskutierten, ist es zunächst einmal der Name Austin gewesen, der überraschte. Kommunitäre Selbstorganisation in Texas schien mir genauso schwer vorstellbar als wären etwa die Wiener Sängerknaben in Woodstock aufgetreten. Dies mit Texas ist übrigens nicht nur ein Vorurteil oder Urteil europäischer Reisender, kalifornische freaks etwa warnen sehr eindringlich vor diesem Staat (Tips für Reisende: die Drogenstrafen sind dort ziemlich anders als etwa in Kalifornien). Aber es lohnt sich, das *Austin community* project darzustellen, da es den Rahmen eines einzelnen Projektes sprengt und eine Förderation verschiedener alternativer Initiativen darstellt. Die Gruppen liefern folgende Selbstdarstellung:

„A.C.P. ist eine Förderation von Coops, Kollektiven und organischen Farmen in Zentraltexas. Unser Ziel ist es, eine Kooperative Community aufzubauen, die ein befriedigendes Leben für alle Mitglieder erlaubt. Die Community soll mit gewünschten Gütern und Dienstleistungen versorgen, sie soll einen bestimmten Lebensunterhalt für die Mitglieder garantieren. Die verkauften Produkte und Dienste sollen billig sein, aber auch genügend Gewinn für Hersteller und Verteiler lassen, ihre Unternehmungen zu stabilisieren und auszubauen. Überschüsse gehen an die Community , persönlichen Profit gibt es nicht. Die Community muß ökologisch vernünftig handeln und versuchen, die natürlichen Rohstoffe zu ersetzen, die sie verbraucht. Wir wollen eine Kultur verbreiten, die auf Kooperation und nicht auf Wettbewerb aufbaut. Um so viel wie möglich Eigenkontrolle über unser Leben zu gewinnen, wollen wir versuchen, soviel wie möglich von dem, was wir konsumieren, auch selber herzustellen und umgekehrt."

Das ACP wurde 1972 als gemeinsame Einkaufszentrale verschiedener Kneipen und Läden aufgebaut, ist mittlerweile aber längst mehr geworden. Heute umfaßt das ACP drei selbstverwaltete Läden, mehrere *food–conspiracies*, einen Buchladen, eine Bäckerei, zwei Restaurants, drei Landkommunen sowie verschiedene Ökologie–Organisationen. Zwei weitere Geschäfte sowie eine kooperative Autowerkstatt werden in Kürze beitreten.

ACP umfaßt 750 – 1000 Mitglieder, sowie hunderte anderer Leute, die regelmäßig in den Läden einkaufen. Jedes Mitglied von ACP muß 3 Stunden im Monat arbeiten, entweder in einem der Geschäfte oder aber auf einer der Farmen. Es gibt eine sogenannte Entwicklungskasse, in die jedes Mitglied monatlich einen Dollar einzahlt – leihweise quasi, da man beim Ausscheiden aus der Gruppe das Geld voll zurückbekommt. Ein so umfassendes Projekt hat unum-

40 Jahre alt, daß sie regelmäßig jeden Tag ein paar Stunden kommt und mithilft, weil es ihr Spaß macht. Sie hat jahrelang als Chemikerin gearbeitet, gut bezahlt, hat es jetzt satt und lebt von Arbeitslosengeld und Gespartem. Sie will langsam überlegen, was weiter geschehen soll und da hilft ihr der Zusammenhang unter den 'Briarpatch'—Leuten, sich wohlzufühlen und sich zu orientieren.

Ein ganz wichtiger Unterschied zu vielen anderen Initiativen ähnlicher Art besteht darin, daß beschlossen wurde, sich nicht zu vergrößern. Der Wandel von den kleinen Lebensmittelkollektiven zum selbstorganisierten Laden hat bereits auch einige Nachteile : eine größere Rigidität in der Arbeitsteilung, eine tendenzielle Trennung zwischen Hand— und Kopfarbeit, etwa zwischen den drei Festangestellten und den wechselnden Mitarbeitern, eine Tendenz zur Spezialisierung in der Arbeit, ein Netz von Lieferantenbeziehungen mit seinen Verbindlichkeiten, ziemlich schwer zu durchschauende Finanzstrukturen (bei einem jährlichen Umsatz von etwa 2 Millionen DM), usw., usw. — Es sind die Probleme, die jedes alternative Projekt kennt. Im Vergleich zu den früheren Lebensmittelkollektiven bietet diese Organisationsform eines Ladens jedoch soviele Vorteile, daß die Probleme, die gleichzeitig damit aufgeworfen wurden, in Kauf genommen werden; d.h. auch: ständig wieder neu angegangen werden müssen. Aber gegen eine Grundgefahr alternativer Projekte, wollen sich die Briarpatch—Mitglieder wehren: daß unter dem Gesichtspunkt von Effektivität und Wirtschaftlichkeit allmählich der Weg immer größerer Durchrationalisierung und Vergrößerung eingeschlagen wird. Denn es sind aus manchen mitgliedereigenen Initiativen mit der Zeit relativ normale Ladenketten geworden (etwa der 'COOP' von Berkeley mit heute 7 großen Läden), die vielleicht noch jährlich relativ formal Mitgliederversammlungen abhalten, ein wenig andere Lebensmittel verkaufen als die Monopolmärkte (zum Beispiel den — politischen — Boykott der Farmworker gegen bestimmte Weinmarken mit unterstützen) und ansonsten am Ende eines Jahres ihren Mitgliedern einen Gewinn ausschütten. Diese Logik gab es ja auch in Deutschland in der Geschichte der Arbeiterbewegung, etwa bei den Konsum—Genossenschaften. Hier versucht der Briarpatch—Market eine klare Grenze zu ziehen. Den Mitgliedern sind die sozi-

alen Beziehungen wichtiger als eine durchaus mögliche Steigerung der ökonomischen Effektivität; daher haben sie beschlossen, sich nicht zu vergrößern. Da die jetzige Größe eine gewissen Stabilität gewährt, besteht ein Mitgliederstop. Neue Mitglieder, die sich auf eine Warteliste eingetragen haben, werden nur aufgenommen, wenn alte ausscheiden.

Dafür unterstützt der *Briarpatch—Market* andere Gruppen, die ähnliche Projekte aufbauen wollen. Vor kurzem ist ein neuer Laden in der benachbarten Stadt Mountain View eröffnet worden. Wichtig ist dabei, daß der neue Laden in einem Viertel liegt, in dem vor allem Chicanos und ärmere Weiße leben. Palo Alto besteht zu über 90% aus Weißen, meist

---

gänglich auch eine ziemlich komplizierte Organisationsstruktur hervorgebracht, ein ganzes System aus Vollversammlungen, Delegiertentreffen und sogenannten *coordinating communities* . Die Mentalität der Leute scheint aber noch nicht darunter gelitten zu haben, schreiben sie doch immer über *"administrative (shit) work"*, wobei das Wort in der Klammer wohl verrät, daß sie noch nicht auf einen Perfektionismustrip gekommen sind. Es wird versucht, die Entscheidungsstrukturen transparent zu halten nach dem Prinzip, daß jeder, der von einer Entscheidung betroffen ist, sie auch mit zu treffen habe; bekommt beispielsweise in einem der Läden jemand einen festbezahlten Job, so entscheidet darüber die gesamte Mitgliedschaft des betreffenden Projektes. ACP versucht nicht nur, das eigene System stabil zu halten und auszubauen, sondern betont in seinen Publikationen auch den Anspruch auf Außenwirkung. Man will Beispiele liefern für die Möglichkeiten der Selbstorganisation — zeigen, daß diese ebenso lebensfähig sind wie bestehende Institutionen und darüber hinaus die Möglichkeit zu nichtentfremdeten Arbeits— und Lebensformen bieten :" Wir wollen nicht nur unsere eigene Ökonomie und Community aufbauen, sondern uns darüberhinaus aktiv gegen alle Entfremdung produzierenden Faktoren der Gesellschaft wenden. Dies wird dadurch geschehen, daß wir eine Alternative aufbauen, die für immer mehr Leute attraktiver sein wird als die bestehende Gesellschaft."

ACP vertritt aktiv das Konzept, durch einen immer größeren Austausch von Informationen, aber auch Waren, zwischen verschiedenen Föderationen schließlich eine nationale Struktur aufzubauen.

Ein weiteres Beispiel für die wachsende Kooperation zwischen den einzelnen food—coops bietet Kanadas westlichste Provinz British Columbia. Die food—coops in British Columbia mit insgesamt etwa 5000 Mitgliedern sind im sogenannten *fed—up—council* zusammengeschlassen (fed up bedeutet: gesättigt ; auch: Schnauze voll). *Fed—up* als Koordinationszentrale unterhält in Vancouver ein Geschäft und ein Verteilerlager, der jährliche Warenumschlag liegt bei 600 000 Dollar. Das Lager in Vancouver hat vier festangestellte Mitarbeiter, v.a. für Buchhaltung und Bestellungen, ansonsten schicken die einzelnen Coops (ungefähr 50 Mitgliedergruppen) jeweils für eine Woche Leute nach Vancouver in die Zentrale, damit sie dort arbeiten. Dadurch ist im Jahr die Zentrale durchschnittlich mit 7—800 Leuten besetzt. Erwünschter Nebeneffekt dabei ist, daß zum einen die Entfremdung zwischen Zentrale und Mitgliedergruppen klein gehalten werden kann, zum anderen durch persönliches Kennenlernen der Leute aus verschiedenen Projekten ein immer engeres Kommunikationsnetz über die Provinz wächst.

Mittelschicht – diese Struktur reflektiert sich natürlich im *Briarpatch.* Entsprechend wird die Coop in Mountain View eher von Chicanos und ärmeren Weißen getragen; sie ist auch mehr ein Wochenend – und Abendbetrieb (Öffnungszeiten), da die Leute tagsüber arbeiten. Bisweilen dient eine solche Food–Coop zum Überspringen der starren Grenzen, die sich nicht nur geographisch, sondern auch was Lebensbedingungen , Politik und Verkehrsformen angeht, zwischen den Minoritäten und dem 'Rest' auftun. In der food –conspiracy von Echo Park (einem Stadtteil von Los Angeles) zum Beispiel, die zunächst auch von berufstätigen Weißen, darunter viele Angestellte, gegründet wurde, werden – zögernd zwar, aber dank der Tatsache, daß Lebensmittel hier nicht nur besser, sondern sogar 30 bis 50 % billiger sind – immer mehr mexikanische Familien Mitglieder. Der gerade unter den Mexikanern immer noch sehr stark verbreitete Machismo ist ein Grund, warum die verschiedensten Stadtteil- und Aktionsgruppen in Los Angeles es nie schafften, diese Kluft zu überwinden. Nun partizipieren die Chicanos an der Erfahrung nicht–hierarchischer und rotierender Arbeiten und fangen an, auch bei den anderen Aktivitäten der food conspiracy mitzumachen: im Kinderladen, im dem englisch und spanisch geredet wird, in verschiedenen Arbeitsgruppen (von Reich über die russische Revolution bis hin zur Sanierungspolitik in Los Angeles), in einer Frauen– und einer Männergruppe, auch einem Schreinerkollektiv, verschiedenen Eßgruppen, auch einem *'health collective'* und einer Stadtteilgruppe. Außerdem beteiligt sich die food conspiracy, genauso wie andere Gruppen, an lokalen Kämpfen und öffentlichen Kampagnen. Und sie produziert eine Gegen-Realität, die eine Antwort auf kommende Probleme sein will. Von diesen Problemen spricht auch schon das Los Angeles Police Department; dort aber lautet die Antwort: die Mannschaft werde für bevorstehende Hungerunruhen trainiert.

Briarpatch (s.S.62),die Initiativen in Adams Morgan (s.S.51 in diesem Heft), die Echo Park Food Conspiracy: das sind nur wenige Beispiele für mögliche Entwicklungstendenzen dieser Form von Selbstorganisation. Ursprünglich waren diese Ansätze zum größten Teil an die weiße Mittelschicht gebunden. Das hat sich teilweise geändert – aber es bleibt ein Problem. Es stimmt zwar, daß die Gegenkultur–Scene, die solche Projekte trägt, in den USA altersmäßig nicht so beschränkt und gesellschaftlich nicht so isoliert ist wie bei uns. Aber die Frage bleibt, ob solche Modelle auch in Zusammenhängen wie denen einer Chicano–Community oder eines schwarzen Ghettos eine sinnvolle und tragfähige Alternative darstellen können.

Natürlich setzen sich die alternativen Projekte in den USA auch mit dieser Frage auseinander. In der kanadischen Anarcho Zeitung *Open Road* (Nr. 2, Februar 1977) veröffentlichte eine Food–Coop–Gruppe eine Selbstkritik, in der sie sich mit der folgenden Frage auseinandersetzte:"Sind wir eine Bewegung, die sozialen Wandel will, oder sind wir eine Gruppe Hippies, die für sich selbst und für Freunde Lebensmittel beschafft und produziert?" Und sie fahren fort:"Falls wir das Letztere sind, erfüllen wir unser Ziel, falls aber das Erstere, dann versagen wir ganz kläglich."

Als diese Frage einem der Briarpatch–Leute vorgelegt wurde, antwortete er sinngemäß:" Man muß wegkommen von dem Entweder–Oder–Denken, wir wollen beides sein. Ganz klar geht es um uns, wir wollen unsere Bedürfnisse erfüllen, hoffen aber auch, daß unser Versuch ein Modell wird, verstanden und nachgeahmt wird. Wir hoffen nicht nur, sondern regen auch Neugründungen anderer Läden an, helfen dabei – wenn nötig– organisatorisch und finanziell. Aber noch was Prinzipielleres. Es ist falsch und zu schwer, immer gleich mit der Frage an eine Idee heranzugehen, ob sie denn gefälligst auch revolutionär sei. Der Theoretiker in uns drängt dazu, will diese Klarheit, aber die Frage kann auch lähmen, dazu verleiten, gar nicht erst anzufangen, da dem angestrebten Ziel kein Anfang adäquat zu sein scheint.

Man muß ruhiger werden, selbstbewußter, begreifen, daß es Zeit braucht, daß wir in Prozessen leben, die Jahre, Jahrzehnte brauchen. Es ist ein gutes Gefühl, eines voller Hoffnung, langsam zu sehen, wie um einen herum eine neue Infrastruktur entsteht und wächst. Man hat das Gefühl, es gibt so etwas wie eine "kritische Masse", den Punkt, an dem genügend Leute Selbstverwaltung in ihrem eigenen Leben kennengelernt haben und danach handeln werden. Wichtig ist es, gerade bei der Verschiedenheit der Gruppen und Projekte, daß es keinen *'separate peace'* geben darf, keine Einzelfriedensabkommen, d.h. eine Initiativgruppe darf nicht nach Erreichen ihres konkreten Ziels aufhören, sondern muß versuchen, das Gemeinsame aller Gruppen im Auge zu behalten." ★

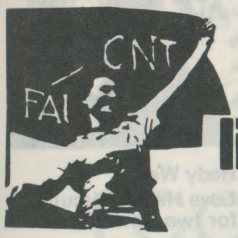
PORTUGAL – POLITISCHER REISEFÜHRER

Für alle
deren Interesse
an diesem Land
über
das reine
Urlaubsinteresse
hinausgeht

Tips
Adressen
Verhaltensempfehlungen

Autoren: Teilnehmer der Portugalfahrt des BDP/BDJ im Sommer 76 und Mitglieder der Portugal-Gruppe der Frankfurter Gesundheitsgruppe (siehe auch Artikel in „Autonomie" 6/77)
Verlag Jugend und Politik, 6000 Frankfurt/M 90, Hamburger Allee 49, Tel. 0611/779010, 176 Seiten, 8,– DM.
Verlagsauslieferungen an Buchhandlungen:
PROLIT-Buchvertrieb, Dammstr. 11, 6300 Gießen

Verlag Association GmbH



Gaston Leval

Das libertäre Spanien

Das konstruktive Werk der Spanischen Revolution

Zum 40. Jahrestag der Spanischen Revolution erscheint in deutscher Erstübersetzung dieses einmalige Dokument. Leval gibt eine bis ins kleinste Detail gehende Beschreibung der *konkreten* Veränderung in den Lebens- und Produktionsverhältnissen der spanischen Libertären.
In den 1700 landwirtschaftlichen Kollektivitäten und in den kollektivierten Fabriken, des libertären Spaniens entwickelte sich nicht nur ein revolutionäres Experiment, sondern vor allem eine *neue* Zivilisation.
360 S., 20.– DM

Clara & Paul Thalmann

Revolution für die Freiheit

Stationen eines politischen Kampfes

Die beiden Lebensgefährten schildern in diesem autobiographischen Bericht die Stationen ihres politischen Kampfes, der vor allem im revolutionären Spanien 1936 bis 1939 seinen Höhepunkt findet.
Zuerst im Walter-Verlag erschienen, legen wir den Text neu vor, ergänzt um einen dritten Teil, der den Kampf gegen den Faschismus in der Pariser Resistance schildert.
400 S., 20.– DM

Jaime Semprun

Der soziale Krieg in Portugal

Semprun entdeckt im Kampf des portugiesischen Proletariats eine *neue* alte Qualität: die der *Autonomie*. Die radikalsten und bewußtesten Arbeiter haben alle Parteien und Sekten mit ihren Stellvertreter- und Avantgardeansprüchen hinter sich gelassen.
70 S., 5.50 DM

Charles Reeve

Die portugiesische Erfahrung

Der Autor von „Der Papiertiger" analysiert die letzten Entwicklungen der portugiesischen Revolution und kritisiert vor allem die putschistisch-militaristische Konzeption der Linksradikalen.
60 S., 5.50 DM

2 Hamburg 13
Postfach 13 22 51
(040) 41 74 84

MERVE

G. Deleuze / F. Guattari
Rhizom 72 S. DM 6,-

"Findet die Stellen in einem Buch, mit denen ihr etwas anfangen könnt. Wir lesen und schreiben nicht mehr in der herkömmlichen Weise. Es gibt keinen Tod des Buches, sondern eine neue Art des Lesens. In einem Buch gibt's nichts zu verstehen, aber viel, womit man etwas anfangen kann. Ein Buch muß mit etwas anderem eine Maschine bilden, es muß ein kleines Werkzeug für ein Außen sein. Keine Repräsentation der Welt, auch keine Welt als Bedeutungsstruktur. Das Buch ist kein Wurzel-Baum, sondern Teil eines Rhizoms..."

M. Foucault
Mikrophysik der Macht 120 S. DM 9,-
Über Strafjustiz, Psychiatrie u. Medizin

"Die Bourgeoisie ist intelligent, scharfsinnig und berechnend. Wenn man ihr laute Anklagen entgegenschleudert, wird sie nicht umfallen; sie wird nicht verlöschen wie eine Kerze, die man ausbläst Das rechtfertigt eine gewisse Traurigkeit. Umso mehr gilt es, in den Kampf soviel Fröhlichkeit, Helligkeit und Ausdauer wie nur möglich hineinzutragen. Wirklich traurig wäre, sich nicht zu schlagen..."

L. Irigaray
Waren, Körper, Sprache 80 S. DM 7,-
Der ver-rückte Diskurs der Frauen

"Was mich interessiert, ist, die Unterordnung, die Hierarchie intelligibel/sensibel, Kopf/Geschlecht, Intelligenz/Körper zu sprengen. Das ist schwierig, denn man muß alles neu durchqueren und gleichzeitig den Einsatz des Sinnlichen festhalten."

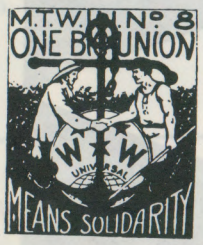
Merve Lowien
Weibliche Produktivkraft - Gibt es eine andere Ökonomie? Erfahrungen in einem linken Projekt 216 S. DM 10,-

"Die Krücken des "ganzen alten Drecks" herr-schen-der Wahrnehmungs-, Denk- und Schreibweise, mit denen wir alle so quasi geboren werden, kann ich nur laufend abwetzen. Manchmal fielen sie mir schon fort beim Schreiben dieser Arbeit und in momentweise entfesselter Distanz begann ich zu atmen... tief, ruhig, ohne Drogen und ohne orientalische Gymnastik."

Unsere Entdeckung AMERIKAS

Gisela Bock
Die ‚andere' Arbeiterbewegung in den USA (I.W.W. The Industrial Workers of the World)

Die Massenbewegung ‚Industriearbeiter der Welt' prägte 20 Jahre amerikanische Geschichte. Bei uns wurden sie fast völlig verdrängt, da sie weder dem Verständnis von Partei noch Gewerkschaft entsprachen. Die I.W.W. war eine der wenigen Organisationen, in denen sich der moderne ‚Massenarbeiter' kämpferisch verwirklichen konnte: radikal, antiautoritär, gegen die Arbeit, für das Leben.
197 S. viele Abb. 15 DM



L. Adamic, Dynamit

1934 geschrieben, ist Adamics Buch inzwischen schon ein Klassiker der „Radikalen Geschichtsschreibung". – Adamic verfolgt die Spuren eines Klassenkriegs nicht in den Ideologien, sondern in den tatsächlichen Verhaltensweisen, Motiven, Bedingungen der unversöhnlichen Gegner. Und so ist das Buch geschrieben: als eine seltene Mischung aus wissenschaftlicher Genauigkeit und spannender, lebendiger Reportage. Die detaillierte Schilderung der einzelnen Etappen und „Schlachten" hat soviel Realität, daß gleichzeitig wie selbstverständlich ein Gesamtblick auf die wesentlichen Grundlagen des Klassenkampfs entsteht. Die Gewaltsamkeit dieser Auseinandersetzungen wird nicht tabuisiert, „Gewalt ist so amerikanisch wie Kirschkuchen" (Rap Brown). Die Massen finden die Gewalt vor und wenden sie selbst an, um das Gewaltsystem zu schlagen.
410 S. 25 DM

Jerry Rubin, DO IT! Szenarios für die Revolution

Als Jerry Rubins Buch ‚Do It!' Ende der 60er Jahre in den Vereinigten Staaten erschien, galt es als das Manifest der rebellierenden Jugend Amerikas, eine Kriegserklärung der jungen Generation an Elternhaus und Schule.

263 S. viele Abb. 10 DM
Übernahme vom Rowohlt Verlag

Vine Deloria, Nur Stämme werden überleben. Indianische Vorschläge für eine Radikalkur des wildgewordenen Westens.

Unsere Ideen werden stärker sein als die euren. Wir werden das gesamte Wertsystem dieses Landes umkehren.

Dieses Buch geht über die pure Konfrontation von indianischer Weltanschauung und dem american way of life weit hinaus. Es sieht in der regionalen Selbstorganisation von Stämmen und Kommunen die einzig gangbare Alternative innerhalb der derzeitig zerfallenden Industriegesellschaft.
2. Auflage
124 S. 12 DM

DIE WUNDEN DER FREIHEIT
Selbstzeugnisse, Kommentare und Dokumente aus dem Kampf der Indianer gegen die weiße Eroberung und heutige Unterdrückung in den USA. Vom Beginn der Kolonisierung bis Wounded Knee 1973.

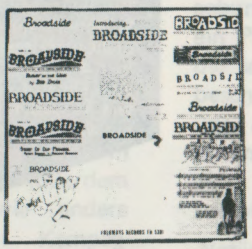
280 S. 20 DM
2. Auflage

Die Generation amerikanischer Liedermacher:
DYLAN(Blind Boy Grunt)* OCHS*ANDERSEN* SEEGER*CHANDLER* LA FARGE*SPOELSTRA* PAXTON*KAPLAN* TURNER*ST.MARIE u.a.

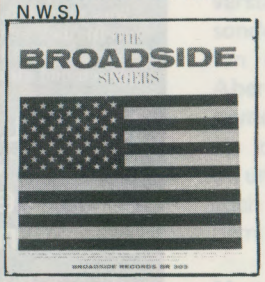
Politische Lieder in authentischem Zusammenhang auf Broadside*-Platten.

Mit Texten,Noten und Übersetzungen.

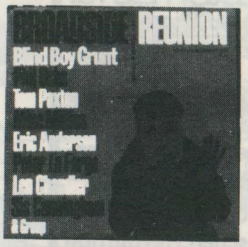
**BROADSIDE war (ist) das Magazin,in dem sie ihre Lieder zuerst veröffentlichten .*



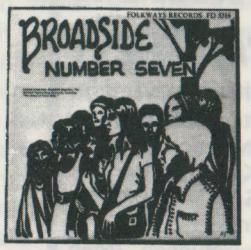
BROADSIDE I
LP L 109 – 19,50
Blowin' in the wind (Dylan – New World Singers)/Ballad of old Monroe (Reynolds-Seeger) /John Brown (Dylan)/As long as the grass shall grow (LaFarge)/William Worthy (Ochs) /Benny Kid Paret (Turner)/ Faubus' Follies (LaFarge)/I will not go under the ground (Dylan-Traum)/Only a hobo (Dylan)/Talkin' devil (Dylan) /Ain't gonna let segregation turn us around (Freedom Singers)/Go Limp (Comfort-McGinn)/Bizness ain't dead (Guthrie-New World Singers)/The civil defense sign (Spoelstra)/ I can see a new day (Rice-N.W.S.)



BROADSIDE SINGERS III
Gesungen von den Broadside Singers (neun der wichtigsten Sänger, die bei Broadside veröffentlichten)
LP L 110 – 19,50
Ain't that news (Paxton)/More good men goin' down (D. Cohen)/Times I've had (Spoelstra) /Paths of victory (Dylan)/Christine (McGinn)/Rattlesnake (LaFarge)/Carry it on (Turner) /Links on the chain (Ochs)/



BROADSIDE REUNION VI
LP L 111 – 19,50
Long time troubled road (Anderson)/Train-A-Travelin' (Dylan)/Only time will tell (Donahue)/Dreadful day (Dylan)/I am goin' to get my baby outa jail (Chandler)/„Tate's Hell" (McLean)/A very close friend of mine (Black)/Moon song (Millius)/The train for Auschwitz (Paxton)/Hunger and cold (Ochs)/Changing hands (Ohcs)/Drums (LaFarge)/The Ballad of Emmet Till (Dylan)/ The Ballad of Donald White (Dylan)/The Ballad of Jesse James (trad., verschiedene)



BROADSIDE VII
LP L 112 – 19,50
LARRY ESTRIDGE + GARY PARIS + PAUL KAPLAN + ROSE-REDWOODS + RON TURNER +
Let it roar like a flood/Spirits of the revolution/Aviary song /It's outrageous/Troubleshooter/Ballad of Mrs. Martha Mitchell/Vietnam/White Blossom /La Lucha/Ballad of Frank Clearwater/Ballad of Frank Wills.

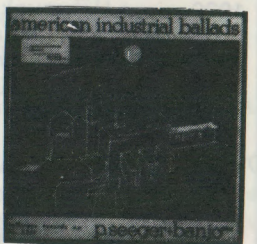
Phil Ochs
LP L 106 (T + Ü) – 19,50
Pleasures of the harbour/That's what I want to hear/I'm gonna say it now/Changes/On her hand a golden ring/Days of decision/Santo Domingo/United Fruit/Crucifxion/Small circles of friends/What are you fighting for?/Ringing of revolution

Hedy West
Love Hell & Biscuits for two centuries.
LP /BF/ mT+Ü/ L–116
22 Mark

Ed Mc Curdy
Last Night I had the strangest Dream.
LP /BF/ mT+Ü/L–115/22 Mark

Barbara Dane, I hate the capitalist system, LP mT 22 Mark L-54 (PA)

Pete Seeger & Almanac Singers, Talking Union. Die bekanntesten Lieder der amerikanischen Arbeiterbewegung, LP mT+K • 19.50 L-50 (FW)



Pete Seeger, American Industrial Ballads (1880-1946), LP mT+K 19.50 L-52 (FW)

Pete Seeger, Songs of struggle and protest (1930-1950), LP mT+K 19.50 L-53 (FW)

Woody Guthrie, The Ballads of Sacco and Vanzetti, LP mT+K 19.50 L-51 (FW)

INDIANER

Peter Lafarge
On the Warpath
Auf dem Kriegspfad
LP • L 103 • (FW) • 19.50

Peter Lafarge
As long as the grass shall grow
So lange das Gras wächst
LP • L 104 • (FW) • 19.50

Kostenlos anfordern: Buch-Almanach und Musikzeitung UNSERE STIMME. Kauft Bücher und Schallplatten in Läden des Verbandes Linker Buchhändler (VLB), anderen progressiven und alternativen Läden – oder direkt vom Verlag. TRIKONT Verlag, Josephsburgstr. 16, 8000 München 80, Tel. 089/43 38 74

ALLEN GINSBERG

EGO
BEICHTE

Übersetzung: Carl Weissner

Ich will bekannt sein als der brillanteste Mensch in Amerika,
der Gyalwa Karmapa vorgestellt wurde, dem Erben der verrückten Weisheitslehre der tibetanischen Flüsterschule,
als der verschwiegene junge weise Mann, der ihn aufsuchte und ihm anonym zublinzelte vor zehn Jahren in Gangtok
und in Amerika dem Dharma den Weg bereitete, ohne das Dharma zu erwähnen — — nur mit hingekritzeltem Gelächter
Der Blake schaute und Gott den Rücken kehrte
Dem Leary, der messianische Petzer, eine Botschaft sandte in seiner dunkelsten Stunde irgendwo in den Stahlkammern des Bundes-Strafvollzugs
Der in einem Nachtklub zu Cecil Taylor hinter die Bühne ging zu einem ernsthaften Plausch über Akkordfolgen und Rhythmus
Der einen rosenlippigen Rockstar fickte in einem winzigen Slum von Schlafzimmer, unter einer Statue von Vajrasattva
und die CIA stürzte mit einem stummen Gedanken — — —
Alte Bohemiens in Wiener Biergärten werden sich nach vielen Jahren erinnern
an seine vielen jungen Liebhaber mit erstaunlichen Gesichtern und eisenharter Brustmuskulatur,
seinen gnostischen Apparat zur magischen Beobachtung von Spinnweben,
seine bemerkenswerte Kochkunst, Lungenhaschee & Spaghetti a la Vongole, und sein Rezept für Salatsoße: 3 Teile Öl, ein Teil Essig, viel Knoblauch, und 1 Eßlöffel Honig
sein bemerkenswertes Ego, dem Dharma zu Diensten und vollkommen leer,
unerschrocken angesichts seines gespenstischen Ich
das den Tratsch nachplapperte von Gurus und Genies, berühmt für ihre Zurückhaltung — —
Der einen Blues sang, Rock Stars zu Tränen rührte und alte schwarze Gitarristen zum Lachen brachte in Memphis — —
Ich will das Prunkstück der Poesie sein, das triumphiert über die Verschlagenheit der Welt,
Allwissend, atmend seinen eigenen Atem in der Halluzination von Krieg, Tränengas, Spionage
Dessen gesunder Menschenverstand benebelte Gurus und reiche Künstler in Erstaunen versetzte — —
Der im Justizministerium anrufen & mit Enthüllungen drohen konnte
Der die Kriege beendete, Kapitänen der petrochemischen Industrie eine Abfuhr erteilte, daß sie stöhnten & sich grämten im Bett
Der Holz fällte, Baumhäuser baute & Farmen errichtete,
sein Geld an arme Dichter verteilte & den kreativen Genius des Landes nährte,
Still dasaß im Dröhnen des Jazz und Gedichte schrieb mit einem Füllfederhalter — —
keine Angst mehr hatte vor Gott oder Tod und nach seinem 48. Lebensjahr — —
Sein Hirn zu Wasser werden ließ in Lachgas-Narkose, während ihm futuristische Zahnärzte seinen goldenen Backenzahn zogen,
als Seemann ein Jahr lang die Oberfläche des Ozeans kannte,
als Zimmermann spät lernte, mit Schräghobel und Hacke umzugehen,
als Sohn sich mit dem älteren Pound unterhielt & und seinen Vater zuvorkommend behandelte
— — alles leer, alles nur Schau, alles der Dichtung zuliebe,
um ein bleibendes Beispiel für Vernunft zu geben, als Maß für spätere Generationen,
den Jungen die Macht der Muse zu beweisen, um künftigen Selbstmord zu verhindern,
Der seine Lüge & die Pausen von einer Lüge zur nächsten mit dem gleichen guten Humor akzeptierte,
Vereinsamt in Welten voller Insekten & singender Vögel, auch sie alle einsam — —
Der kein Thema hatte außer sich selbst, in vielen Verkleidungen,
manche auch unabhängig von seinem Körper, wie etwa leerer luftdurchwehter Raum in Wäldern und Städten — —
Der sogar Berge erstieg, um sich seinen Berg zu schaffen, mit Eispickel & Haken & Seilen, über Gletscher hinweg — —

Oktober 1974

BRIEFE NACH DEUTSCHLAND

... jetzt ist schon ein Monat vorbeigerast, und meine Neugier und Entdeckungssucht bei weitem nicht befriedigt, im Gegenteil, wachsen täglich. Weil: wie soll eine(r) das begreifen, besonders mit einem deutschen Kopf mit deutschen Kategorien darinnen: heute z.B. gab mir ein Genosse eine Tour von Gary, Indiana, wo er bei US–Steel schafft. Er ist in einer Gruppe, die sich *Sojourner Truth Organization (STO)* nennt. Seine Beschreibungen, wie die Arbeiter *drinnen* solidarische Kampfformen entfalten, dem Rassismus beikommen, die permanente Sabotage üben (ohne das selber so nennen zu wollen) etc. und *draußen* absolut getrennte Wege gehen, rassistisch zum geht nicht mehr sind (in der Kommunalpolitik, im Wahlverhalten), die Weißen durchweg ultrarechte Politiker unterstützen... mein Mund blieb mit dauernd sprachlos offen: angesichts der Monster Inland Steel, US Steel, Budd..., ein qualmender, stinkender Hochofen am andern; gleich daneben die Millionen kleiner American Dream–Eigentumshäuschen*, fein säuberlich separiert von der kaputten verwahrlosten schwarzen Innenstadt, diese durchsetzt von den Wahrzeichen amerikanischer Kultur: Hamburger–Buden am laufenden Meter, Dreck wie du ihn dir überhaupt nicht vorstellen kannst, man sieht förmlich die vierzig Leichen, die die youth gangs während der letzten zwei Jahre produziert haben, die auch nie eingeknastet werden, weil's den weißen Richtern ja eh schnuppe ist. Die "Linke" hilf- und tatenlos, wenn auch vielleicht 'sensibler' z.B. gegenüber dem Film *Deathwish* (bei euch: Ein Mann sieht rot), der den verängstigten Individuen aus der Seele handelt (ich sah ihn in 'ner armen weißen *neighborhood* in Chicago: du hättest mal den begeisterten Applaus nach jedem erfolgreichen Umlegen eines muggers (Straßenräubers) erleben sollen!), die Wiederaufersteheung der amerikanischen Vigilante -Tradition in ihrer ganzen Ambivalenz. Dann STO selber: macht Betriebsarbeit mit einer Art Sponti–Linie (Guru: Glabermann), aber grenzt sich schärfstens und offensiv ab von *Rising up Angry (RUA)*, die eine – von der 'Linie' her – vergleichbare community–Arbeit machen. Alles scheint sich voneinander zu isolieren, zu Perfektion zu spezialisieren, die Totalität höchstens in Marcuse oder sonstwelchen Philosophen, jedenfalls nicht in der 'Bewegung' (fast hätte ich: oder vielleicht in der Arbeiterklasse ?? geschrieben!) – . Momentan versuch ich, meinen Widerwillen zu überwinden, und die Pamphlete der K–Gruppen (die hier *October League (OL) oder Revolutionary Union (RU)* heißen) zu lesen. Aktuell: die RU opponiert gegen *forced bussing* als *forced race-mixing* (erzwungene Rassenintegration in den Schulen), unterstützt deshalb die weißen Rassisten in Boston, weil sie die Arbeiterklasse repräsentieren täten. Während die OL nach einer 'United Front' ruft, die –– in anderm Kontext –– auch die unterdrückten Massen der "unterentwickelten Länder Westeuropas" umschließt: das sind auch wir armen Deutschen! Diese beiden Gruppen beherrschen, überschwemmen die linke scene, immerhin was die Tonnen von ‚literature' und die großkotzige Rhetorik angeht, jeder setzt sich, mit mehr oder weniger heftigem Aufschrei mit deren Fürzen zur Homosexualität als konterrevolutionär u.ä. auseinander. Der *Guardian* scheint inzwischen von OL aufgekauft, die *Red Papers* von der RU (deren Obermacker inzwischen Mike Clonsky, ehemals SDS) : immerhin, die Verhältnisse 'ordnen' sich, sind überschaubarer geworden in den letzten 3 Jahren ! Die Prolis kümmern sich einen Dreck um solche Gruppen, auch innerhalb der 'Bewegung' gelten sie als durchschaut . Naja, aber was ist die Bewegung ? Dies Konglomerat aus Resten der Studentenbewegung, aus politisierten Minoritäten, und aus schlauen Akademos, die sich über den Marxismus anfangen Gedanken zu machen...

* * *

... Chicago –– ich weiß nicht, wieviele Meilen von Beton, Riesenflächen von Ghettos, und graue Häusermeere, die sich dem aufmerksamen Zeitgenossen bald (und häufig durch traurige Erfahrung am eigenen Leib) als sehr wohl strukturierte, nämlich voneinander abgegrenzte, oft nur unter Gefahren überschreitbare *neighborhoods* (Wohnviertel) darstellen: von einem Block zum nächsten sind die Leut auf einmal nicht mehr weiß, sondern braun, und die Gehsteige (oder was dafür herhält) auf einmal nicht mehr sauber sondern voller Dreck (der städtische Reinigungsdienst ist da durchaus zu Differenzierungsleistungen in der Lage), die Subway (die hier hoch fährt) hält nicht mehr an, sondern rast an housing projects mit zerbrochenen und zerschossenen Fensterscheiben vorbei, und ab der nächsten Straßenecke ist's auf einmal eine mexikanische *neighborhood*, mit nicht weniger Dreck, viel Farbe und Leben auf den Straßen, und eh man sich's versieht, ist man in einer "hübschen" *white working class neighborhood*, mit Bürgermeister Daley's von vielen unsichtbaren und sichtbaren Bullen bewachtem Haus mitten drin –– und heruntergekommene Parks, in denen ich trotzdem manchmal gern spazieren gehen möchte, einfach um dem Beton zu entrinnen, aber auch das soll lebensgefährlich sein, bzw. wie man all-

---

* In einem dieser hübschen amerikanischen Traum-Häuschen besuchten wir Monroe, einen Arbeitskollegen von Noel, schwarz, um die 40, der feierte gerade krank. Sein living-room war voll von gräßlichstem amerikanischen "junk", Plastikkitsch, und auf so einem Plüschsofa sitzend lauschte ich seinen Geschichten von subversiven Aktionen am Arbeitsplatz, on–the–job cooperation, gemeinsamer Kampf gegen rassistische Diskriminierung. In 2 Wochen macht er tausend Dollar; wenn Umweltschutz Arbeitslosigkeit bedeutet, votieren sie alle für umweltverseuchende Arbeitsplätze, klar.

abendlich im TV hören kann ist es auch —— aber was ist hier schon nicht gefährlich?

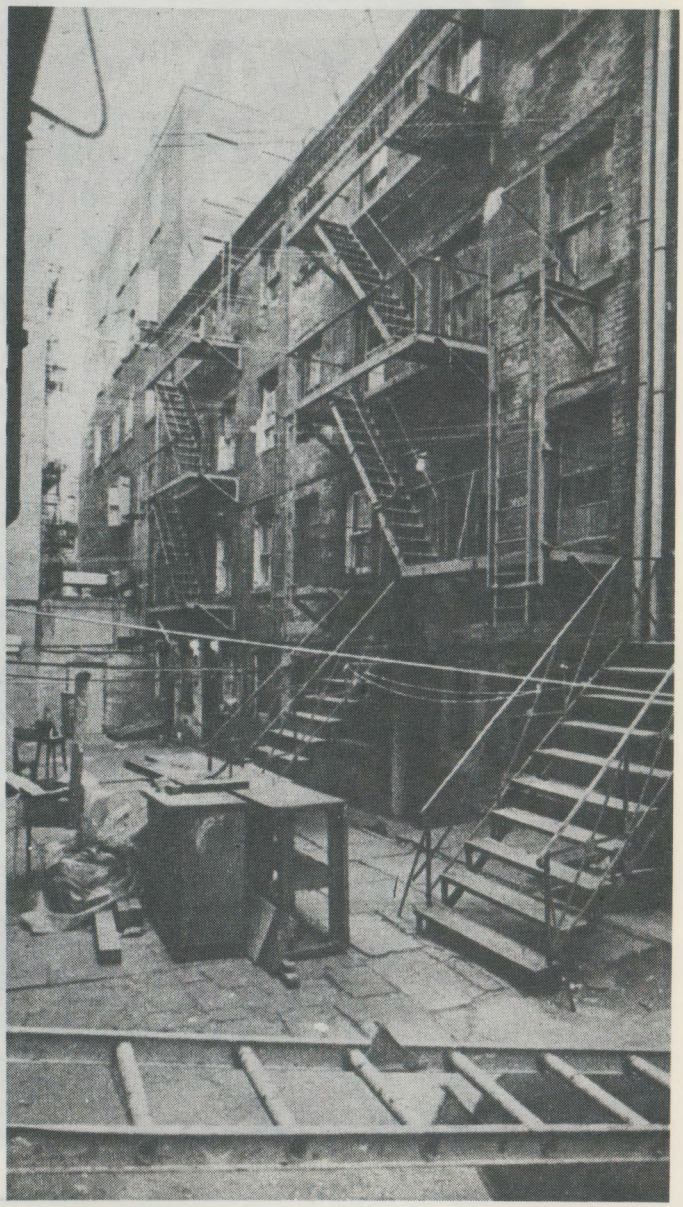
Ausnahmsweise kein Mord

CHICAGO, 10. Mai (Reuter). Niemand wurde am vergangenen Wochenende in Chicago erschossen — und die Polizei weiß nicht warum. Denn auch dies ist ein Rekord: das letzte Wochenende ohne Mord wurde im August 1974 registriert. Die Polizei teilte am Montag mit, in den vergangenen sechs Tagen sei kein Mord mit einer Schußwaffe gemeldet worden — die längste derartige Periode in den Annalen der Polizeigeschichte. Nach den jüngsten Statistiken wurden im vergangenen Jahr in Chicago 552 Morde mit Feuerwaffen registriert, was durchschnittlich zehn Morde pro Woche oder mehr als einen Mord pro Tag bedeutete.

Wie David mich durch die Westside fährt, hält er mich an, meine Fenster hochzurollen und den Türknopf zu drücken. Die Kaufhausschaufenster sind hier alle durch Gemäuer ersetzt worden , so daß nichts mehr zerbrochen bzw. angeeignet werden kann.- Am nördlichen Rand davon: die Absteigen für die Flughafenbenutzer: wir schauten ins *Hyatt Regency*, ein Pseudo—Luxushotel, wo die höhere Mittelklasse vor sich hinplanscht, hoch über all dem Dreck und Schmutz und Armut. Geschätztes und in jeder Lage gut verwendbares Gesprächsthema ist die Gewalt: mugging besonders, welche Straßen wem gehören, die Unsicherheit, bis man in einer fremden Stadt die 'Reviere' checken gelernt hat...

Heut war ich bei 'nem Fest von RUA. Die "Armen von Uptown" (Stadtteil, in dem viele aus den Appalachen hergewanderte arme Weiße leben) haben es geschafft, auf den marmornen Fußböden, unter den glitzernden Leuchtern des Midland Hotel in downtown Chicago einen "people's dance" abzuhalten. Du hättest sehen sollen, wie die Teenies und die Rocker (hier: greasers) sich in modische Klamotten geworfen haben: "revolutionary culture" sagt RUA; in den Raum, in dem *newsreel*—Filme gezeigt wurden (Newsreel ist ein linker Filmverleih), und der im Vergleich zur (50 Mal so großen und so lauten) Tanzfläche sehr dünn besiedelt war, steckte sich ab und zu ein umhersuchender Kopf, nur um sich schnell wieder zu entziehen: "irgend 'n kommunistischer Streifen!" — Neben solch 'kulturellen' Veranstaltungen macht *Angry* einen Haufen dufte *community*-Arbeit, mit Schülern, Mietern, Arbeitslosen... sie sind halt selber Betroffene, keine Studenten drunter oder so. Das einzige, was mich bißchen verstört, ist die offensichtliche Komplementärfunktion, die ihre *free clinic* noch erfüllt gegenüber der miserablen Gesundheitsversorgung, und die hierarchischen Organisationsformen (samt ZK) und Disziplin, die sie sich — also den ca. 200 Mitgliedern — vielleicht grad weil sie lumpenproletarisch sind, auferlegen. Weißt du, wenn ich mit denen zusammenhocke, Gras rauche, Musik mache oder was weiß ich was, so von den Verkehrsformen und wie sie ihre Leben leben, finde ich die unheimlich dufte, aber wenn sie ihre Politik machen, werden sie formal oft wie die October League. Apropos: bekomme ich doch von der OL zu Weihnachten so ein Flugblatt geschickt, gefaltet wie 'ne Glückwunschkarte: „Celebrate the holidays with the October League...join us in celebrating the coming new year, new struggles, new victories...Fun and Fundraiser... Food, drink and entertainment...!"* Wie die das mit den kommenden Siegen schon wissen! Wie sagte doch Karl zum Bund der Kommunisten (1848) :"Ein Tag in der Wocher wurde zur Diskussion bestimmt, ein andrer für gesellschaftliche Unterhaltung (Gesang, Deklamation etc.)." (Mew 14, 438).

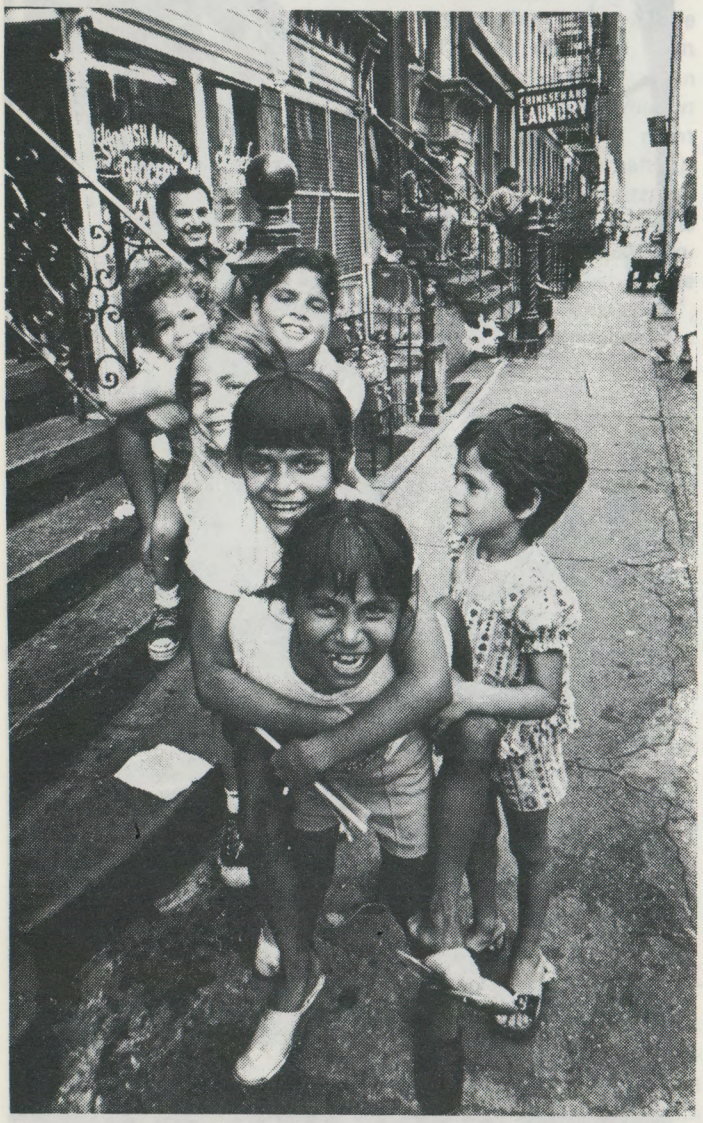
Nicht nur, daß einem die ML—Gruppen auf amerikanischem Boden noch absurder vorkommen als in Deutschland auch schon —— ihr Unsinn drängt sich auf angesichts des vielfältigen Lebens und angesichts der vielfältigen Kaputtheit —— aber ich werd hier auch für die verkapptesten ML—(Verkehrs)formen in eher spontaneistischen Gruppen sensibler. Der Sponti—Parteiaufbau, wie ihn *New American Movement* betreibt, hat sein Äquivalent in der Art und Weise, wie sie der "Frage der persönlichen Befreiung" Rechnung tragen, nämlich auch nicht anders als indem ein Tag in der Woche für "geselliges Beisammensein" beiseite gesetzt wird. Oder nimm z.B. die 'Glabermänner': in Chicago gab es 12 davon, dann spalteten sie sich, da waren's 4 STO 1 und 8 STO 2. STO 1 zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Kampfformen der Schwarzen zum Modell stilisieren. Einer von ihnen verfolgte mich, weil verknallt, mit un-



* "Feiere die Feiertage mit der OL...komm zu unserem Fest und feiere das kommende neue Jahr, die neuen Kämpfe, die neuen Siege mit uns... Spaß und Spendensammlung... Essen, Trinken und Unterhaltung...!"

glaublich feudal-chauvinistischem Verhalten, und letzteres war, glaub ich, nicht nur sein persönlicher Tick,bei ihm hatt ich halt 'Gelegenheit', es en detail zu bemerken. Die Genossen von STO 2 sind nicht ganz so spröde und wollen auch keine Partei aufbauen. Die Art und Weise, in der sie die "richtigen" Slogans von der Klassenautonomie und der Selbstorganisation der Arbeiterklasse draufhaben, machte mir aber vollends deutlich, wie auch wir eigentlich interventionistisch und 'führend' sein wollten: so von außen sieht man das viel schärfer, wie sie sich und ihre Bedürfnisse vergewaltigen.

Beim heutigen NAM–meeting* (das eigentlich ein business-meeting war – die alternieren immer zwischen selbigen und sogenannten ‚educationals' - Schulungstreffen -) habe ich mich erst schrecklich über die bürokratische Art gelangweilt, in der das gehandhabt wird; aufgewacht bin ich, als völlig ungewöhnlicherweise "persönliche Spannungen" diskutiert wurden, und zwar auch unter der Perspektive, daß sie sich leichter lösen lassen würden, wenn man eine Praxis hätte – welch



Einsicht! Dabei kann die 'Praxis' –– schon strukturell –– gar nicht akut werden unter den Prämissen, unter denen sich diese Leut zusammengefunden haben: als Häuflein abstrakter Sozialisten, in einer 8 Millionen Metropole, ohne Fokus, ohne Basis. Selbst wenn sie dann anfangen, "personal tensions" zu thematisieren, können die höchstens eine (schlechte) Eigendynamik kriegen; und die Lösungsversuche geschahen ausschließlich unter dem Blickwinkel, Arbeitseffizienz zu vergrößern. Richard, mit dem ich anschließend heimfuhr, ist ein typischer NAMler: für ihn ist nur die Frage der Organisation relevant, nicht die der Kämpfe. Und 'persönlich' fühlt er sich immer von Leuten mit andern Positionen angezogen. Z.B. meinte er auch, er täte lieber einen "lieben Hippie" in der Wohngemeinschaft haben als eine(n) Linke(n); in seiner Wohngemeinschaft ist es allerdings so, daß die (8) Wohngenossen aus *so* unterschiedlichen Ecken kommen, daß politische Kontroversen eigentlich ausgegrenzt bleiben: man/frau ist lieb zueinander. Sie haben, vor nicht allzu langer Zeit, auch eine Phase von "Selbstbefreiungsdiskussionen" durchgemacht, mitsamt therapeutischem *facilitator* (Gruppenleiter oder Supervisor), und bis zum Erbrechen. Typisches Exemplar einer amerikanischen Stadtkommune? Zwei Leut "bauen" an NAM, eine Frau 'organisiert' *Women Employed* (WE), eine Art autonome Gewerkschaft für Frauen, die als Sekretärinnen o.ä. in den Büros der Chicagoer City arbeiten und sehr militant darum kämpfen, auch aufsteigen zu dürfen –, ein Typ macht Interviews mit Ghettobewohnern, die am Methadon–Programm* beteiligt sind, eine andre Frau macht Woman's Studies an der Uni, eine dritte lehrt Karate an der Woman's Liberation School und macht Schwangerschaftsberatung... Immerhin teilen sie sich sehr egalitär in alle Hausarbeiten. Aber ich hab auch andere Stadtkommunen erlebt, darüber andermal mehr.

Die sogenannten 'undogmatischen' Gruppen. in denen sie alle arbeiten (sei's Chicago Woman's Liberation Union, Rising Up Angry, NAM, aber auch PSP, eine puertorikanische, oder CASA, eine mexikanische Organisation)– außer den wirklich gemixten community groups –– kommen mir ungeheuer pragmatisch und utilitaristisch vor: mit Einheitsprinzipien, parlamentarischen Regeln, Abstimmungen, *steering committees* (ZKs) – RUA hat sogar eine Verfassung, in der dies alles festgelegt ist. Dabei ist die Versuchung natürlich groß, mittels organisatorischer und institutioneller Mechanismen 'Verantwortlichkeit' der Mitglieder zu gewährleisten; folglich können viele inhaltliche Vorschläge nur am Leben bleiben, wenn sie sich sofort in Techniken verwandeln lassen...

* * *

... dieser Brief kann überhaupt nichts werden: mein Mitteilungsbedürfnis nach Frankfurt ist *riesig* (so der Versuch, die Erfahrungen der Reise so weit selber noch mit meinem Frankfurter Instrumentarium zu begreifen), aber was mich hier in Kalifornien so fasziniert, entzieht sich...

Außerdem machte ich in der kurzen Zeit wohl zu viel, und wenn du so schnell von Szene auf Szene umsteigst, zu den *verschiedensten* Leuten kurze aber bisweilen auf eine irre Art intensive Beziehungen herstellst, und schon wieder die nächsten, und dauernd saugst, in dich aufsaugst, und fasziniert bist –– dann gibt das alleine schon so eine Art Castaneda–Effekt*, noch dazu das ganze vor einer Umgebung, die schier paradiesisch –– entschuldige, aber es ist so...

+ Von der Regierung getragenes Heroin–Entwöhnungsprogramm, das die 'Opfer' an eine andere – weniger schädliche? – Droge, Methadon, gewöhnt. Vgl. *Liberation*, vol. 19, No. 10

*Anm. der Red.: Zur Praxis von NAM vgl. M.Mayer, *links*, Mai 1976.

* Process of deranging sense of ordinary reality. Prozeß der Destruktion von Realitätsgefühl.

Im Moment Ruhe. Gestern abend, als ich in dieser Genossenwohnung (vor San Diego) ankam, hab ich zwar den angenehmen Holzduft, mit dem sich das dinner mischte, wahrgenommen, die Gespräche stürzten auf mich ein – über all die anstehenden Aktivitäten: 'socialist forum' an der Uni, radikale Therapiegruppe, *Farm workers, Wild Cat* (eine Betriebsgruppe in San Diego), Frauenklinik, und wunderte mich, wie bei der Hektik der Aktivitäten mich doch eine 'mellowness'* ansteckte. Jetzt – 7 Uhr früh – bin ich aufgewacht, stieß eine knarrende Seitentür auf, trete barfuß auf den warmen weichen Boden, die Wellen des Pazifik brechen sich da unten, ihr ruhiger Rythmus, Vogel-

stimmen aus den niedrighängenden Pinien oder was das sind, sind die einzigen Geräusche, milder salziger Geruch in der klaren Luft, die Sonne leuchtet und wärmt. Ich ging ein paar Schritte bis dort, wo der Boden abfällt zum Ozean und blieb da wohl eine ganze Weile atemberaubt sitzen. Wenn solche Umgebung alltäglich ist, wenn ich das ganze Jahr über so aufwachen würde, dann wäre ich vielleicht auch so mellow wie die Südkalifornier...

Aber ich wollt dir ja von San Franzisko erzählen. Dort habe ich mit ein paar PFOC–Genossen (*Prairie Fire Organising Committee*) gelebt, dem legalen Teil der *Weather Underground Organization*(Sie entstanden über die Verbreitung des Manifests der WUO: *Prairie Fire*, änderten aber bald ihren Namen von *Prairie Fire Distributing Committee in Prairie Fire Organizing Committee*), die zwar wirklich herzerwärmend sind, aber von der fixen Idee, daß man katalogartige oder telefonbuchartige Anweisungen braucht (ihre sind schon oft phantasievoll und voller Kreativität), kommen sie auch nicht runter. 'Activism' an allen Ecken und Enden, keine Idee davon, was – ich sags mal kurz – der Kapitalismus mit uns, anderen, und unsern Köpfen und Körpern anstellt. Selbst wenn sie vorm Arbeitsamt die weather–Bomben erklären und verteidigen. – Die meetings fand ich trotzdem angenehmer als die aller andern traditionellen linken Organisationen; da kamen auch Leut, die weit außerhalb San Franciscos auf Landkommunen leben, aber in ihrer community oder ihrem Dorf halt PFOC–Politik machen. Die Forderungen, die sie aufstellen, sind beeindruckend gebrauchswertorientiert, und die Dezidiertheit, mit der sie alle K–Gruppen ablehnen auch. Und dennoch funktionieren sie grad so nach dem Muster, daß *sie* initiieren, daß die Leut ihre eignen Angelegenheiten in die eigne Hand nehmen. In ihrer Welt gibt's drei Dichotomien: 3. Welt – USA; Frauen – Männer; people – bosses. Es ist fast rührend, wie übervorsichtig sie die Frauenfrage, oder die des demokratischen Verfahrens behandelten: denn es wurde zur Formalität, *unbedingt* eine weibliche Repräsentantin in jedem committee zu haben. – Übrigens fand ich's kaum zu glauben, daß hier die weather–communiques sogar gegen Geld, auf der Straße verteilt werden. (1 Jahr später: ähnlich undeutsch die Möglichkeit, daß die weather-Leute jetzt wieder auftauchen können.)

Zwei Tage habe ich mit Kathy gelebt, "Jugendfreundin": sie ist nicht links, aber ihre Erfahrungen als Frau und oft als Opfer haben sie unabhängig, liberated und sehr sensibel gemacht. Es war erfrischend, wohltuend und warm, mit ihr zu reden. Wir schauten uns zusammen das Erotic Art Museum an, ihr ging es ganz ähnlich wie mir: die Darstellungen männlicher Sexualität lassen relativ kalt, aber Leona Fini oder auch Schlotter und Stücklen, die selbstbezogene weibliche Sexualität oder die Liebkosung des weiblichen Körpers darstellten, faszinierten... Sie zeigte mir auch "ihre" woman's clinic, wo sie zum ersten Mal erfahren hatte, daß ihre Cervix nicht das Eigentum des Arztes ist... Ach, und dann flippte ich noch in ganz andern scenes herum: nach einem großen Fest in Haight Ashbury (auf dem die Grenzen zwischen 'Linken' und Hippies und Schwarzen sehr fließend waren), wo man/frau wild/offen/verspielt sexuell tanzen durfte, fuhren wir –– auf der offenen Ladefläche eines trucks in irgendeine – auch nicht untypische – Musikerwohnung on Divisadero. Morgens, als sich alles nach und nach von den Matratzen erhob, wurde erst mal Tee gekocht, joints gedreht, bevor ganz allmählich debattiert wurde, wer runter geht und was zum Frühstücken einkauft...

Von sowas zur *Woman's Union* nach Oakland, von Politfreaks zur Psychokommune, von Guerilla–Theaterleuten zu irgendwelchen linken Intellektuellen –– die triffst du dann in den Cafes in North Beach, mit denen versuchte ich, meine Erfahrungen klarzukriegen, die Veränderungen und Verschiebungen meines Rasters bewußt zu machen. Aber Ronnie beklagte die theorie– und strategielose amerikanische Linke, Jerry sprach von einer "consciousness revolution" – meint damit die neuen Therapien. Die NAM–Leut betreiben sie als Mittel zum Zweck, die acid–freaks als Selbstzweck, die Schwarzen von Divisadero als way of life? Dann werd ich in politische Konfrontationen verwickelt, für die's in Deutschland noch gar keine Äquivalente gab, oder in Therapie–Auseinandersetzungen, für die mir auch die deutschen Wörter fehlen. Immense Konfrontation mit ständig neuen, ganz anderen Situationen und die vielen verschiedenen Genossen, der permanente Wechsel von einem Kontext in den andern, das Gefühl: alles zerrt, das affizierte mich, beraubte mich der Möglichkeit (und des Zwangs), mich in meinem Bezugsrahmen darzustellen/zu definieren/zu legitimieren, weil ich mich von radical psychiatry freaks genauso hab antörnen lassen wie von'cultural workers', von *PFOC* und *Food Coops*, von *self help clinics* und *peoples garages* (selbstorganisierte Kfz-Reparaturwerkstätten), diversen Frauengruppen und nicht–sexistischen Kinderläden... Da sind jedesmal Ansätze von Selbstspiegelung, und schon gehts wieder weiter, das zerrt an der eigenen Identität: wer ist man, wenn man sich in keinem festen Kontext definiert? Aber dadurch werden mir auch Bornierungsmöglichkeiten genommen. Sicherlich hat's auch damit zu tun, daß unter den verschiedenen linken scenes, die ich kennenlernte, ganz unterschiedliche 'Wertskalen' existieren; damit, daß Beziehungen hergestellt wurden: intensiv, averbal, heavy; damit, daß ich mit self–help–Gruppen für mich

* unübersetzbar: etwa Schwerelosigkeit, High–Sein, Entspanntsein und Glück.

wichtige Erfahrungen gemacht habe; damit, daß ich soviel 'alte' (über 30) Genossen, Frauen kennenlernte, die aktiv sind, die unheimlich stark waren; aber auch damit, daß ich immer weiter reiste... Das läßt Teile von mir hochkommen, die ich gar nicht kannte... Na, du merkst schon, daß ich noch von der Konkretion und Widersprüchlichkeit so vieler Erfahrungen fasziniert (oder besessen) bin, daß das kein Brief mit wohlverdauten Amerika–Eindrükken ist...

Grad die Widersprüchlichkeiten sind es, die mich an Amerika so faszinieren: so mellow and so violent at the same time*. Ich verkrafte es zwar kaum, vormittags an Deedee's reichem, reaktionärem family life in Beverly Hills zu 'partizipieren', und nachmittags in einer Schule in East L.A. mit den 16jährigen zu reden, die kaum schreiben können, oder in Watts durch die Ruinen von 1964 zu laufen. L.A. ist überhaupt das letzte –– naja, das wußte man schon, aber es ist schon ein Unterschied, die surfer–Strände, die dazugehörigen bekifften beach parties völlig 'straighter' Leute, neben der häßlichen industrial area mit ihren Raffinerien, Bohrlöchern etc. zu sehen. Aber deutlich siehst und spürst du, auf allen Ebenen, was 'das Kapital' da macht oder gemacht hat. Du siehst die Disproportionen in der Akkumulation so plastisch. So wie ich in Chicago nur noch den zubetonierten, von 5 übereinandergeschichteten Highways bedeckten Haymarket* anschauen konnte, oder in Georgia die Reste bukolischer Farmlandschaft zwischen expandierenden Metropolen, so hier überall die "new technology" Industrien (Elektronik, Raumfahrt etc.), die sich der ganzen Landschaft und allen Strukturen aufsetzen, sie ihren Bedürfnissen unterwerfen; keine Gehsteige – zu Fuß kann man sowieso nichts erreichen – , keine Kneipenscene, und – was den schweren Stand der traditionellen linken Organisationen (und den größeren Stellenwert der counterculture) in Kalifornien ausmacht – kein ordentliches Industrieproletariat ! Wo soll's auch herkommen, wenn hier die Profite (und was für welche: der Südwesten - der sog. southern rim - wächst dieser Tage 3mal so schnell wie der Rest des Landes) mit Agribusiness und Militär gemacht werden?

* * *

...in Antioch, Ohio, waren ungefähr 1600 Frauen aus den ganzen Staaten zur Socialist–Feminist Conference zusammengekommen. Nach der verwirrenden Vielfalt, wie sie sich mir da in den Arbeitsgruppen und Plenen bot –– von Betriebsfrauen und Spiritualistinnen, radikalen Lesben und pragmatischen Sekretärinnen; es war jede Schattierung da, die du dir nur denken kannst: diese Kombinationen von anscheinend völlig inkongruenten Denksystemen, und die Versuche, solche Widersprüche zusammen zu bringen, sind brüchig , aber auch produktiv, spiegelten die Unzufriedenheit der Frauen mit ihrer eigenen Zersplittertheit, spiegelten den Versuch, diese Spaltung zwischen dem 'bloß politischen' und dem Rest ihres Lebens zu "heilen" –– bin ich noch an der Ostküste rumgereist und habe einige der Frauen, die ich auf der Conference kennengelernt hatte, in ihren jeweiligen Gruppen in Boston, New York und Washington besucht: Zentren für Vergewaltigte und Telefondienst, Selbstverteidigungsschulen, Gesundheitszentren, Kunstschulen, Galerien, Filmkooperativen und Theatern. Neben dieser Flut von 'survival institutions' und feministischen ‚culture alternatives' fällt vor allem dieses plötzlich aufsteigende und überall um sich greifende Interesse am Spiritualismus auf: die Frauen erfinden und feiern feministische Rituale zu Geburten und Menstruation, sie studieren vorpatriarchalische Formen von Religion, graben esoterische göttin–zentrierte Philosophien aus (Wicce), lernen psychische und homöopathische Heilmethoden, spü-

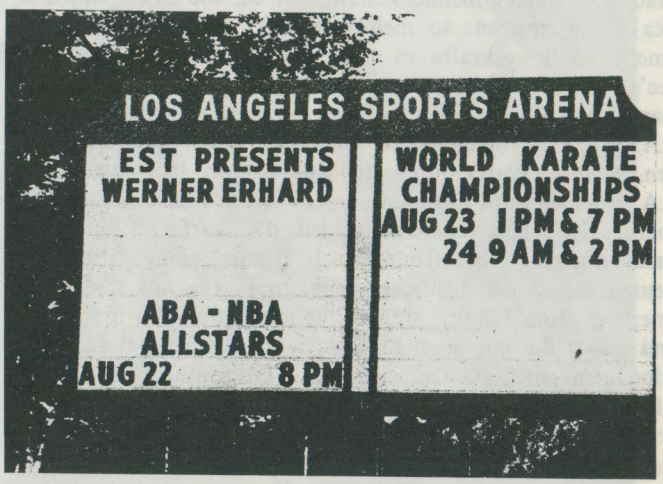
* Gleichzeitig so "mellow" und so gewalttätig.

* 1877 war dies ein lebendiger Markt– und Treffplatz, der berühmt wurde als dort angeblich von Anarchisten eine Bombe gelegt wurde. Vgl. Karasek, Hrsg., *Haymarket*, Wagenbach.

ren noch nicht völlig vereinnahmte Bereiche irrationalen Bewußtseins auf, praktizieren Meditation und Yoga, entwickeln –– an Hand von Nahrung und Natur –– ein Bewußtsein von unserm Verhältnis zum bzw. unserer Abhängigkeit vom Rest der Biosphäre... Meine anfängliche Reaktion, wie du dir denken kannst: Unbehagen, ganz schön spinnert, sowas kenn ich nur von Scharlatanen oder irgendwelchen komischen Uhus, und überhaupt: spirituell = religiös = Opiat ! Solipsistischer Rückzug, Irrweg zum inneren Frieden und kosmischem Bewußtsein. – Je mehr ich sie so miterlebte, umso klarer wurde mir, daß den Frauen hier bewußt wird, daß sie spezifische Träger von unterdrückten Fähigkeiten (Kräften?) sind, die bei der technologischen Unterwerfung der Natur durch die westliche (männliche) Zivilisation auf der Strecke geblieben sind. Es kommt mir vor, als sind die Feministinnen dabei, eine tiefere Quelle weiblicher Entfremdung und Fragmentierung auszumachen als die der Geschlechterrollenpolarisierung (die für sie schon immer noch zählt). Wenn du den Frauen zuhörst, wie sie von ihren Entdeckungen und Erfahrungen mit dem 'Magischen' in ihrem Leben erzählen, fällt es dir schwer, diesen Trend als reaktionär, autoritär oder mystisch abzuqualifizieren. Der Versuch, einen umfassenderen Begriff von unsern natürlichen Fähigkeiten und von Ganzheit zu entwickeln, ist irgendwie unheimlich belebend. Natürlich gab's da auch welche, die flippten über ihrem Göttinnenkult aus, aber insgesamt vermittelten sie mir eher einen Eindruck von Stärke und Selbstvertrauen, und, im Gegensatz zu der ekelhaften Autoritätsfixiertheit aller männlichen spirituellen Formen, von der katholischen Kirche bis zur Divine Light Mission, sind die der Frauen eher anarchisch und chaotisch in ihren Manifestationen. Da kann's weder ne korrekte Linie noch nen korrekten Führer geben....

* * *

Vom Highway zwischen Madison und Milwaukee... In Madison suchte ich eigentlich die *Wisconsin Alliance*. An der Adresse, die ich hatte, stand, daß sie umgezogen waren. Unterwegs kam ich an einem 'Liberty House' vorbei, da hing eine Zeitung *Take Over* im Fenster ("an underground newspaper") und ein Poster: "Lebe wie Patty Hearst!" Ich fragte die Freaks da drin nach der Wisconsin Alliance, die sei auch hier –– in dem was sich von innen als Riesenzentrum entpuppte, mit einem großen Veranstaltungsraum, einer *Liberation School* , die auch anerkannte Abschlüsse verteilt, verschiedenen Büros etc. – aber momentan war keiner von ihnen da. Also fragte ich die Typen, wer sie denn seien, sie zeigten mir ihre Bücherlager und was sie alles vertreiben, es war ziemlich klar, daß sie sowohl auf den weather underground als auch auf Gegenkultur ausgerichtet waren. Wir quatschten über ihre Arbeit, darüber wie sie in ihrer 30–Leute Kommune Leben organisieren, sie gaben mir Kostproben von dem dichten Netz von Food–Coops und ich weiß nicht mehr was alles... In Madison tanzten tausende von Leuten auf den Straßen, als Nixon schließlich resignierte. Bill fragte mich, ob ich mit nach Milwaukee kommen wolle, Bücher vertreiben. – Während dem Fahren dreht Bill einen joint. Er ist die Sorte "brother", wie ich sie auch um *Angry* und die *White Panthers* (aber auch ganz viele, für die ich dir gar kein Etikett geben kann, Rocker oder einfach Leute, die in der Fabrik schaffen, aber in Gruppen *Prairie Fire* lesen und 'anders' zusammenleben) getroffen habe: street people mit sehr undogmatischer Auffassung zum Lebensunterhalt, für die alles was zählt "your mind and your feeling, your interactions, cosmic energy"* ist, die mit neuen Verkehrsformen experimentieren und eine heftige Ablehnung zu linken Parteiaufbauern empfinden – aber total anders als die Jerry Rubins oder andere Privilegierte, die auf Esalen oder EST–Trips* gehen, Bioenergetik oder Life–Origin–Kurse machen, um mit ihrem 'wahren inneren Wesen' in Kontakt zu kommen.



* Etwa: dein Bewußtsein und dein Gefühl, deine Verkehrsformen, kosmische Energie.

* Das sind nur wenige der zahllosen verschiedenen neuen Therapien. Vgl. auch Interview mit Jerry Rubin, Autonomie Nr. 6.

* * *

...jetzt bin ich ziemlich viel rumgereist und dabei in Situationen und an Leute geraten, die –– selbst wenn es in Deutschland vergleichbares gäbe/gibt –– ich wohl kaum die Chance und Offenheit gehabt hätte, mich auf sie einzulassen und in sie reingelassen zu werden. Einerseits lag das wohl an der Qualität der meisten community groups selber, in denen eben ganz unterschiedliche Leute (von echt Armen bis zu wohlhabender Mittelklasse) –– und nicht die ewig gleiche scene (von hauptsächlich Intellektuellen) –– versuchen, an einem konkreten Punkt, der ihnen wichtig ist, was gemeinsam zu machen, und das schafft eine ganz andre Sorte von produktiver Auseinandersetzung und Lebendigkeit, abgesehen davon, daß es mir sowas wie das Überspringen von Klassenschranken ermöglichte. (Hier merkte ich auch, daß ich es nicht mehr ertragen kann, wenn und wie die linken Organisationen über die 'working class' (oder den Stadtteil, je nachdem) reden, wie sie geführt oder aufgeklärt werden müsse –– sowas fiel mir in Frankfurt einfach nicht auf). Andrerseits gehörte ich eben auch keiner ghettoisierten scene an, die Leut hatten weder ein Bild von mir noch eine Rollenerwartung an mich. Das macht einen Höllenunterschied für die eignen Wahrnehmungs– und Verhaltensweisen. Wenn frau sich und Fragmente der eigenen Vergangenheit, einen Politisierungsprozeß, der unter BRD–Normen stattfand (die sauberen Trennungen zwischen Kopfansprüchen, Subjektivität, Militanz, Feminismus – ich hab da immer drunter gelitten, in mir anscheinend so zentrifugale und widersprüchliche Bedürfnisse zu spüren, die mir von außen, von der scene, als genau voneinander abgegrenzte entgegentraten) plötzlich auf dem Hintergrund einer amerikanischen scene erfährt, wo solche Bewertungskriterien nicht taugen, setzt das einen Prozeß bei mir in Bewegung. Mein deutscher Kopf, gedrillt, alles nach bestimmten, eben den deutschen Verhältnissen entsprechenden Kategorien zu begreifen und "einzuordnen", wurde verunsichert, wenn ich hier Militante traf, die Feministen waren, Parteiaufbauer, die die Subjektivität im Mund führten, 'Operaisten', die ich von ihren Verkehrsformen für Zeitgenossen meines Großvaters gehalten hätte, subproletarische Straßenkämpfer, die sehr diszipliniert von der kosmischen Energie redeten, radikale Frauengruppen, bei deren Terminen es parlamentarisch–geschäftlich zuging.....so ein Schlamassel begreifen zu wollen, hieß, meine importierten Wahrnehmungskriterien erst mal zu suspendieren. Ich fand es spannend, mehr darüber rauszukriegen, und ließ mich auf weite Strecken auf die Arbeit, das Zusammenleben, und die Atmosphäre traditioneller und alternativer Gruppen ein, auch auf ihre eigenen Abgrenzungsmodi. Zu merken, daß auch sie welche haben, nur andere, das veränderte nicht nur den Status, das Selbstbewußtsein, die Identität, die man sonst aus solchen "klaren" Positionen bezieht (in Frankfurt wirst du eben dementsprechend eingestuft); sondern das stellte auch die Positionen überhaupt in Frage. Ich war halt auch freigesetzt, als exotische Deutsche von einer scene in die andre zu wechseln – und zu erfahren, wie und warum ich mich jeweils wohl oder unwohl fühlte: wohl fühlte ich mich schließlich immer bewußter unter den lebendigen Menschen, die sich weder von irgendwelchen selbsternannten/selbstverpflichteten Revolutionären oder 'organizern' bevormunden ließen, noch die Brutalität des amerikanischen Systems hinneh men, und am wohlsten unter denen, die versuchten, ihr theoretisches, praktisches und emotionales Leben zu integrieren –– indem sie jeden Teil als politisch definierten.

★

ACORN

EINE ART

STADTTEILGEWERKSCHAFT

In einem Sonderheft von 'les temps modernes' über die USA (vom September 76, Les Etats–Unis en question) beschreibt Bo Burlingham, ein ehemaliges Mitglied des amerikanischen SDS, seine Eindrücke von einer Reise durch einige Staaten der USA: er ist auf der Suche danach, was aus der Bewegung der 6o-iger Jahre geworden ist. Sein Bericht trägt den Titel: Fluctuat nec mergitur – sie ist nicht untergegangen, aber sie hat sich verändert. Unter anderem fährt er auch nach Little Rock in Arkansas, wo 1956 heftigeRassenunruhen ausbrachen, als schwarze Schüler mit Unterstützung von Bundestruppen in eine weiße Oberschule aufgenommen werden sollten. Heute wird der ehemals von Weißen bewohnte Stadtteil, in dem diese Schule liegt, von Schwarzen bewohnt.

Ich kam vor dieser Schule vorbei, als ich mich an einem grauen Septembermorgen zum Sitz der A.C.O.R.N. (Arkansas Community Organizations for Reform now – Vereinigung von Stadtteilgruppen in Arkansas, die für sofortige Reformen sind), der in einem alten zweigeschossigen Wohnhaus untergebracht ist, begab. Drinnen ging ein halbes Dutzend Leute ihren Geschäften nach, ohne meinem Eintritt Aufmerksamkeit zu schenken.Ich stellte mich einer Frau vor, die ein Flugblatt las. Sie telefonierte und sogleich tauchte ein großer, magerer Typ aus einem dunklen Büro auf. Er trug Cowboystiefel und verwaschene Jeans, die einen so schlotterigen Körper bedeckten, daß ich den Eindruck hatte, daß Kugellager seine Knochengelenke ersetzten. Er war dünn, fast abgezehrt, hatte einen hervorstehenden Adamsapfel und eine Menge roter Haare, die auf seine Schultern zurückfielen. Obwohl er ein wenig einer Vogelscheuche glich, nahm ich bei ihm viel Selbstvertrauen und Entschlossenheit wahr, als er mir näherkam und die Hand hinstreckte. Es war Rathke, Gründer und Seele der A.C.O.R.N.

Rathke hatte den größten Teil seiner Kindheit in New Orleans verbracht und spricht noch mit dem langgezogenen Akzent des Südens. In den 60iger Jahren beginnt er sein Studium im Williams College, das er bald wegen der Politik aufgab. Er arbeitet in einem Büro der Fürsorge für junge Wehrfähige, aber er widmet sich vor allem dem Aufbau der N.W.R.O. (National Welfare Rights Organization - Nationale Organisation für das Recht auf Sozialhilfe). Er wird die Hauptperson der Sektion Massachusetts. Im Juni 1970 läßt er sich in Little Rock nieder.

„Wir verwerten die in der N.W.R.O. erworbene Erfahrung auf dem Gebiet der Stadtteilorganisation", erklärt mir Rathke.Das Prinzip war, einer Gruppe von Leuten Macht zu geben, jenen, die von der sozialen Wohlfahrt leben. Wir fanden uns jedenfalls mit Problemen konfrontiert, wovon das wichtigste war, daß diejenigen, die Armenrecht genießen, eine kleine Minderheit waren, außerdem recht eigenartig und isoliert. Also sind wir dazu gebracht worden, unsere Basis hier zu einer Mehrheit auszuweiten. Was Sie verstehen müssen, ist die Tatsache, daß in Arkansas 70% der Bevölkerung weniger als 7000 Dollars jährlich, pro Haushalt verdient. Wenn es ihnen gelingt, ein Interventionsprogramm auf die Beine zu stellen, das die Leute anspricht, die sagen wir, weniger als 8000 Dollars verdienen, dann interessieren sie eine starke Mehrheit. Sie können eine Organisation mit wirklicher Macht aufbauen."Und tatsächlich beginnt die A.C.O.R.N. ein echter Machtfaktor zu sein. Indem sie Stadtteil für Stadtteil arbeiten, haben die Aktiven einen Verband aufgebaut, der sich im ganzen Staat Arkansas festgesetzt hat, mit 70 Gruppen, mit 5000 Familien, die einen jährlichen Beitrag, von 10 Dollars zahlen. Fast alle ihrer Mitglieder verdienen weniger als 8000 Dollars im Jahr, 60% unter ihnen sind weiß, die anderen 40% sind schwarz. In einem Staat, wo die Arbeitergewerkschaften schwach sind, läßt sich die politische Stärke der A.C.O.R.N. schon mit der einer organisierten Gewerkschaft vergleichen. Schritt für Schritt hat sich die A.C.O.R.N.vorgearbeitet. Gewöhnlich wird ein Organisator in einen Stadtteil eingeladen. Die Einwohner organisieren eine Versammlung bei einem, wo sie eine Gruppe gründen und machen eine Bestandsaufnahme der Probleme. Diese Gruppe bestätigt ihre Anwesenheit, indem sie die „Fragen des Bürgersteigs", wie die Aktiven sie nennen, in Angriff nehmen: starker LKW-Verkehr im Stadtteil, aufgegebene Häuser, die die städtischen Behörden zerstören würden oder auch das Fehlen einer Verkehrsampel an einer regen Kreuzung. Gestärkt durch einen ersten Erfolg, kann sich das Komitee für größere Projekte interessieren, meist in Zusammenarbeit mit anderen A.C.O.R.N.-Gruppen. Auf alle Fälle hängt der Erfolg von seiner langfristigen Fähigkeit ab, die beiden Arten von Arbeit gleichzeitig zu machen. Ist das Komitee unfähig, dem Stadtteil diese Art von Dienstleistung zu geben, verliert es seine Massenbasis. Erweitert es nicht die Grenzen seiner Intervention – und seiner Macht – geht es ein.

Bei meiner Ankunft in Little Rock, führte die Organisation im ganzen Staat Arkansas eine Kampagne, um eine neue Beitragsbemessung für die öffentliche Dienstleistung (Wasser, Gas, Strom) festzulegen, die auf dem Prinzip des „unbedingt notwendigen" beruht. Tatsächlich verkaufen die Gesellschaften in Arkansas wie anderswo den Privatleuten das Kilowatt viel teurer als den Unternehmen, die auf diese Weise belohnt werden, die Energie in großen Mengen zu kaufen. Nach dem neuen System, würden die Haushalte unter einen neuen Basistarif fallen, für die nötige Menge Elektrizität der wesentlichen Geräte.

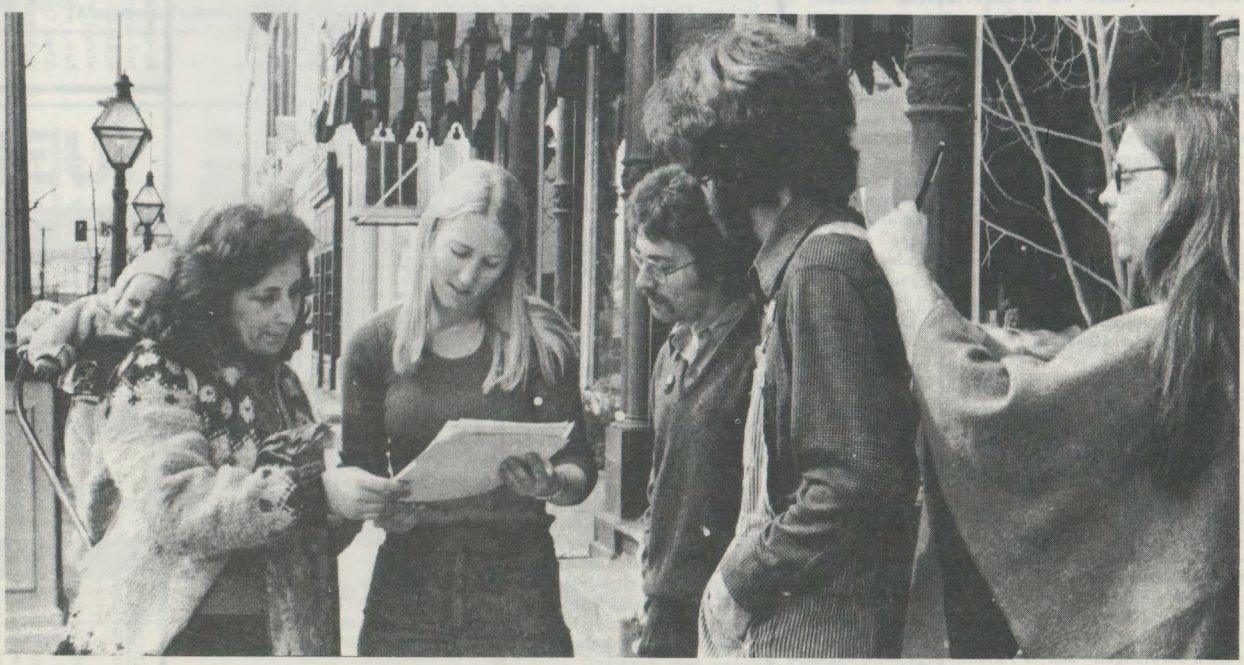
Im letzten Sommer hat der Hauptforscher der A.C.O.R.N., Steve West, eine Besonderheit bei den Gesetzen des Staats entdeckt, die seit langem vergessen war. Die städtischen Behörden haben dieselben Vorrechte auf dem Gebiet der Tariffestsetzung der öffentlichen Dienstleistungen, wie die staatliche Kommission, die mit den öffentlichen Dienstleistungen beauftragt ist. Das war für die Organisation, deren Macht ja in den Städten konzentriert war, eine Gelegenheit, die wahrzunehmen war.
Ihre Strategie besteht von jetzt ab darin, die Forderung vor alle Stadträte des Staates zu bringen. Im Falle einer Niederlage beabsichtigt sie, lokale Volksentscheide zu organisieren, von denen einige sicher zum Erfolg führen würden.

Das Glück wollte es, daß die Sektion von Little Rock an diesem Abend vor dem Stadtrat auftrat, um ein öffentliches Hearing über die neue vorgeschlagene Tariffestsetzung zu fordern. John Beam, der lokale Führer der A.C.O.R.N. lädt mich ein, ihn zu begleiten und warnt mich: 'Wir haben gute Aussichten heute abend zu verlieren.' Tatsächlich hatten sich von den 7 Mitgliedern des Stadtrats drei gegen das öffentliche Hearing ausgesprochen, zwei dafür und die anderen waren unentschlossen.

An diesem Abend sitze ich im vollbesetzten Saal des Stadtrats neben drei älteren Schwarzen. Die Männer tragen dunkle Anzüge, tadellos gebügelt und leicht abgetragen. Die Frau trägt ein buntes Kleid mit einer lebendigen Farbe.Sie sitzen regungslos, schauen geradeaus vor sich und schenken den Dingen, die um sie herum vorgehen keine Aufmerksamkeit. Anderswo im Saal schwatzen die Leute und warten. Im Hintergrund wendet sich ein Pfadfinder an seine Meute. Zwei geschniegelte und gebügelte Herren treten ein und lassen sich hinten nieder. Judy Rosenkrantz eine Active der A.C.O.R.N. beobachtet das Publikum und schwatzt mit leiser Stimme mit ihren Nachbarn. Auf dem Podium sprechen die Stadträte miteinander und machen Witze, während die Fernsehtechniker ihr Material vorbereiten.

George Wimberly, der weiße Bürgermeister von Little Rock, eröffnet die Sitzung. Das Interesse an der Debatte zerbröckelt, während der Stadtrat langsam in der Tagesordnung voranschreitet und am Ende die Frage des 'neuen Tarif' zurückweist. Der Bürgermeister macht sich große Sorgen um das Publikum und fragt oft, ob jeder gut versteht, was auf dem Podium gesagt wird. Schließlich stellt Lee Hollingsworth, ein schwarzer Stadtrat, den Vorschlag der A.C.O.R.N. vor. Der Bürgermeister nimmt das Mikro um seine Argumente gegen die geforderte öffentliche Gerichtssitzung vorzustellen. Seine gute Stimmung ist verschwunden, sein Gesicht färbt sich purpurrot, seine Hände zittern: 'Dieses Hearing würde nur dazu dienen, dieser Organisation als Tribüne zu dienen. Aber um wen handelt es sich? Ich habe niemals eine so geheime Gruppe gesehen. Sie lehnen es ab, zu sagen woher ihr Geld kommt. Die Organisatoren bringen Texte, die andere vorlesen. Meines Wissens haben sich niemals in den letzten 7 Jahren die wahren Führer der A.C.O.R.N. durch eine öffentliche Erklärung bekannt gemacht.' Zwei Stadträte ergreifen das Wort, bevor Billie Joe Humphrey, die Vertreterin der A.C.O.R.N. zum Mikro kommt. Eine kleine weiße Dame, fünfzigjährig; sie trägt ein einfaches Kleid aus bedrucktem Stoff. Mit einer Stimme in der die Wut durchdringt, gibt sie ihren Namen und Adresse an, dort, wo sie seit 14 Jahren lebt. Nachdem sie einen vorbereiteten Text vorgetragen hat, legt sie ihre Notizen hin, klammert sich mit beiden Händen am Pult fest und erklärt indem sie den Bürgermeister fixiert: 'Ich habe niemals erlebt, daß solche Drohungen gegen eine Organisation vorgebracht wurden. Sie möchten die Herkunft unserer Gelder kennen, ich könnte Sie auch ganz gut über ihre Gelder befragen.' Sie hält einen anklagenden Finger gegen den Bürgermeister, der ihrem Blick ausweicht. 'Wir brauchen es Ihnen nicht zu sagen und wir werden es nicht tun. Wir sind hier, weil unsere Stadt Probleme hat, denen Sie davongelaufen sind. Nun gut, wir werden Sie dazu bringen, sich damit zu beschäftigen.' Das Publikum spendet ohrenbetäubenden Beifall.
Daraufhin erhebt sich die alte schwarze Dame, die neben mir saß und nähert sich vorsichtig dem Pult. 'Ich selbst bemerke, daß sich die Tarife erhöhen', sagt sie zum Stadtrat mit einer leisen Stimme, 'aber ich glaube nicht, daß ihr anderen euch darüber im Klaren werdet. Die Stromrechnung beträgt 17 oder 18 Dollars und es gibt Leute, die keine Arbeit haben oder die nur ein festes Einkommen haben. Sie wissen nicht was geschieht'. An ihrem Ton empfindet man, daß sie zum Kern ihres Themas gekommen ist. 'Schauen Sie sich unsere alten Leute an. Sitzend, wartend, betrachtend, zuhörend. Jeden Monat ein Scheck und der größte Teil geht für die Miete drauf'. Die Schwarzen neben mir spitzen die Ohren, der eine unter ihnen klatscht Beifall und sagt: 'Genauso ist es.' 'Und dann', fährt sie fort, 'muß man den Krämer, das Gas und noch den Strom bezahlen'.

Schließlich fand die Abstimmung statt. Zwei weiße Stadträte stimmen mit den beiden Schwarzen für das öffentliche Hearing; es ist also angenommen. Beim Verlassen des Saales, ruft Billie Jo Humphrey dem Bürgermeister zu: 'Sie haben richtig gesehen, niemand hat es nötig, an unserer Stelle zu sprechen. Wir haben es selbst gemacht'.



Verlag Büchse der Pandora

Verlag Büchse der Pandora · Nathmanns-Heide 15 · 4404 Telgte-Westbevern

Lieferbare Titel:

Leo N. Tolstoj
Die Schule von Jasnaja Poljana
mit einer Einleitung von Stefan Blankertz über den Beitrag Tolstojs zur Theorie und Praxis anarchistischer Pädagogik
112 Seiten 6.-

Tolstoj berichtet in dieser 1862 verfaßten Abhandlung über die von ihm 1849 gegründeten "Freien Schule für Bauernkinder". (1862 wurde sie von der Polizei geschlossen.) Mit großer Eindringlichkeit beschreibt er Grundsätze und Praktiken der Erziehung, die in ihrer Parteinahme für die Freiheit der Kinder bis heute unübertroffen sind. Der Zwangsordnung der Staatsschule stellt Tolstoj die freie Ordnung seiner Schule gegenüber: die Ordnung, die aus der Übereinkunft der handelnden Personen erwächst, nicht aus Verordnungen. Dem Zwangslernen der Staatsschule stellt er das freie Lernen gegenüber: das Lernen, das aus den unmittelbaren Interessen der Lehrenden und der Lernenden entsteht, nicht aus Lehrplänen.

Jörg Ruhloff/Wolfgang Fischer
Das Ende der Kunsterziehung
Mit einem Anhang von Norbert Michel und Wolfgang Fischer über "Bedürfnisse"
120 Seiten 9.50

Die Kunst der neusten Zeit ist "a-ästhetisch"; dies ergibt sich aus ihrem eigenen Anspruch und aus der Analyse ihrer historischen Entwicklung, wie W. Fischer in dem Kap. "Die Möglichkeit der Kunst nach Kants Destruktion aller Metaphysik" zeigt. Diese Entwicklung hat Konsequenzen für den Kunstunterricht: er gerät in eine, wie Fischer es im Kapitel "Stationen auf dem Wege zum Ende der Kunsterziehung" nennt, "Grundlagenkrise". Theoretiker der Kunsterziehung antworten auf diese Grundlagenkrise mit der Forderung nach einem neuen Fach, "Visuelle Kommunikation", dessen (pädagogische) Legitimation J. Ruhloff in dem Kap. "'Visuelle Kommunikation' - Nachfolgefach des Kunstunterrichts?" kritisch untersucht.

Gustav Landauer
Beginnen
Aufsätze über Sozialismus
192 Seiten 14.-

Aus dem Vorwort von Martin Buber:
"In diesem Band sind die wichtigsten Aufsätze Landauers über den Aufbau des Sozialismus vereinigt - wobei "Aufbau" so zu verstehen ist, wie Landauer ihn in der Reife seines Geistes verstanden hat: nicht als politische Aktion, sondern als unmittelbares "Beginnen", als elementares Ernstmachen, Leben und Verwirklichen. (...) Für die Einteilung in vier Abschnitte waren hinterlassene Notizen Landauers zur Sammlung seiner kleineren Schriften maßgebend. Der Abschnitt 'Die Thesen" enthält die zwei grundsätzlichen Formulierungen, in denen Landauer an zwei Wendepunkten seines Weges, die Voraussetzungen eines wirklichen Sozialismus zusammenfaßte, in der ersten wesentlich die kulturhaften und politischen, in der anderen die naturhaften und wirtschaftlichen. (...) Der zweite Abschnitt umfaßt die Aufsätze, in denen sich die Gesinnung des Beginnens an Aufrufen zum Mittun und an praktischen Entwürfen darstellt, vornehmlich an dem der Siedlung, dessen Einfluß in den Jahren nach dem Krieg sichtbar geworden ist. (...) Der dritte Abschnitt, "Der Bund" enthält die drei Flugblätter des Sozialistischen Bundes, dessen 12 Artikel (in der späteren Fassung), sowie ergänzende Formulierungen. Im vierten Abschnitt stehen Auseinandersetzungen mit dem Kommunismus, mit Gelehrten und Literaten und mit der öffentlichen Durchschnittsmeinung."

Gustav Landauer
Entstaatlichung - Für eine herrschaftslose Gesellschaft
58 Seiten 4.80

Wir wollen im Laufe der Zeit das Werk Landauers möglichst vollständig zugänglich machen. Damit soll keinem "Landauerismus" Vorschub geleistet werden. Vielmehr sollen die Überlegungen eines fast vergessenen Theoretikers und Praktikers des Sozialismus zur Diskussion gestellt werden. Konfrontiert man Landauers Ideen mit den Impulsen der Jugendrevolte während der 60er Jahre in den USA und in Mitteleuropa, so wird deutlich, daß sie diesen Bewegungen mehr entsprechen als die Doktrinen, auf die sie sich vorzugsweise berufen. Tatsächlich tauchten die Vorstellungen, die Landauer mit "sozialistischen Siedlungen" und "Produktionsgenossenschaften" verband, in der heutigen Gegen- und Alternativkultur erneut auf: Hier wie dort geht es um die Möglichkeit des Menschen, aus den bestehenden Verhältnissen auszutreten, ohne in Elend und/oder Isolation zu geraten. Was diesen Ansätzen freien Lebens der Gegenwart fehlt, ist nicht, wie die marxistische Linke annimmt, eine einheitliche Ideologie und eine disziplinierende Organisation, sondern der Sozialistische Bund. Denn eine "Elite", die nicht lenkt und herrscht, sondern eine bessere Möglichkeit verkörpert, kann sich nur über die freie Föderation bilden, über einen "Bund von Bünden von Bünden". Zur Gemeinschaft kommt man nicht durch Anpassung, sondern, wie Landauer sagt, durch "Absonderung".
Die in diesem Band zusammengestellten Aufsätze sind dem "Organ des Sozialistischen Bundes", dem "Sozialist" entnommen.

Ernst Toller
Masse-Mensch
Ein Stück aus der sozialen Revolution des 20. Jahrhunderts.
48 Seiten 1.80

Jessica Mitford
Für die Abschaffung der Gefängnisse
48 Seiten 1.80

Exemplarisch zeigt Jessica Mitford in diesem Aufsatz auf, wie sinnlos das Gefängniswesen als Verhütungsmittel von Kriminalität ist, da es weder Kriminalität verhindern oder davor abschrecken, noch - so lautet ihre These - die 'Vergehens-rate' senken kann.

Max Stirner
Gegenwort
Mit Anmerkungen und einem Nachwort von Bernd Kast
44 Seiten 1.80

Die "Kleineren Schriften" Stirners, die vor dem philosophischen Hauptwerk "Der Einzige und sein Eigentum" (1844) zwischen 1841 und 1844 erschienen sind, werden in der Sekundärliteratur mit der Begründung vernachläßigt, sie seien ohne "eigenartig literarische Physiognomie" und beschäftigten "sich nur mit aktuellen Problemen", die keinerlei über diesen aktuellen Bereich hinausreichende Bedeutung gewinnen könnten.
Solche Einschätzungen werden Stirners frühen Arbeiten nicht gerecht, denn die Problematik und "Physiognomie" der Veröffentlichungen vor dem "Einzigen" ist weitgehend die Problematik und "Physiognomie" des philosophischen Hauptwerkes selbst.
Die kleineren Schriften indes dokumentieren Stirners und der Junghegelianer Bestreben, die Philosophie herauszulösen aus einer unverbindlichen geisteswissenschaftlichen Esoterik zugunsten einer gesellschaftlichen und philosophischen Konkretheit, die jener "revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts" signalisiert und den Karl Marx mit seiner 11. These über Feuerbach treffend postuliert: "Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern."
Auch das "Gegenwort eines Mitgliedes der Berliner Gemeinde wider die Schrift der sieben und fünfzig Berliner Geistlichen: Die christliche Sonntagsfeier, ein Wort der Liebe an unsere Gemeinen" dokumentiert die Absichten Stirners, Philosophie und verwirklichen und realpolitischen Einfluß zu gewinnen. Stirners engagiertes Eintreten für die tagesaktuelle Problematik des Streites um die "Sonntagsfeier" bricht immer wieder aus dem engen Bereich der Tagespolitik aus und überträgt die Thematik ins Grundsätzliche. Stirners Stellungnahme und seine Kritik an der "Christlichen Sonntagsfeier" mündet in weiterreichende philosophische Überlegungen, die sich mit der erkenntnistheoretischen Frage nach der Stellung des einzelnen in der Welt und den Verkehrsformen der Individuen, wie sie zur gleichen Zeit im "Einzigen" entwickelt und mit dem Eigner auf den Begriff gebracht werden, vergleichen lassen.

Heinz-Jürgen Valeske/Stefan Blankertz
Anarchismus - Kriegserklärung an den Staat
Eine Einführung in die anarchistische Kritik der herrschenden Zustände
64 Seiten 2.80

"Es ist nicht unsere Absicht, mit diesem kleinen Buche den zahlreichen, mehr oder weniger guten, Publikationen von Ideen- und Kampfgeschichten des Anarchismus eine weitere hinzuzufügen oder eine Art "Schulungstext" herzustellen. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, eine Einführung in die Idee des Anarchismus zu geben, indem wir eine Analyse der herrschenden Zustände vorstellen, die dem Leser vielleicht und hoffentlich hilft, seine eigene Wirklichkeit besser zu begreifen und indem wir einige Anregungen zur Theorie und Praxis von Alternativen zu jenen Zuständen liefern; wenn wir dadurch zu eigenem Nachdenken veranlassen, haben wir unser Ziel erreicht."
(Aus dem Vorwort)

Studies; er schrieb philosophische, psychologische und politische Abhandlungen, Romane, Gedichte und Literaturkritiken. Er lebte jahrelang in Armut und Vergessenheit am Rande der Gesellschaft und wurde in den 60er Jahren zu einem Mentor und Mitstreiter der rebellierenden Jugend.

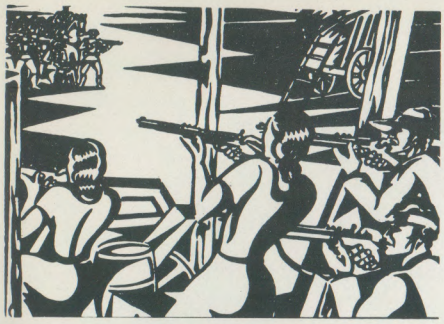
Murray Bookchin
Die Formen der Freiheit
Aufsätze über Ökologie und Anarchismus
ca. 100 Seiten ca. 8.-

Rudolf Rocker
Der Leidensweg der Zensel Munsam
48 Seiten 4.-
(Übernahme aus dem Anarchia-Verlag, Wetzlar, alleinige Auslieferung über die Büchse der Pandora)

Kooperation mit dem System, Aufbau neuer Umgangsformen unter den Revolutionären. Das revolutionäre Programm muß, schrieb Goodman, genau jene Handlungen einschließen, die bestraft werden, denn die repressive Gesellschaft weiß sehr genau, welche Handlungen ihr gefährlich sind und welche nicht. Aber Goodmans anarchistisches Manifest ist mehr als ein Dokument zur Geschichte der amerikanischen Jugendrebellion der 60er Jahre. Es hat weiter Aktualität, weil es über die Ansätze dieser Bewegung hinausgeht und damit die Halbheiten der "Neuen Linken", die zu ihrem Scheitern führten, aufdeckt. So ruft uns dieses Manifest auch auf, einen neuen Versuch zu machen.
Paul Goodman, 1911 - 1972, war Lehrer an vielen verschiedenen Hochschulen der USA, Mitbegründer des Institute for Gestalt Therapy (mit Fritz Perls) und des Institute for Policy

Paul Goodman
Anarchistisches Manifest
ca. 70 Seiten ca. 2.80
Paul Goodman hat dieses Manifest im Frühjahr 1945 für sich und einen Kreis enger Freunde geschrieben. Die Fragen, denen er nachging, waren: Was werden die Tendenzen der Gesellschaft nach den 2. Weltkrieg sein? In den Überlegungen Goodmans wurde fragmenthaft die Kritik der "Neuen Linken" vorweggenommen: Repressive Toleranz, Konsumterror, Verstaatlichung des Kapitalismus, reaktionäre Tendenzen des Marxismus, usw. Und: wie muß das Programm des revolutionären Opposition sich wandeln, um diesen neuen Tendenzen begegnen zu können? Goodmans Vorschläge kommender späteren Praxis der Rebellion der Jugend erstaunlich nahe: Verweigerung der

Miguel Garcia
Spanien. Kampf und Gefangenschaft 1939—1969
Bericht über Guerilla-Aktionen, Kampf gegen den spanischen Faschismus und über die langjährige Haft
237 S. / 12,80 DM / Deutsche Erstübersetzung



Unsere Wünsche sind Erinnerungen an die Zukunft
Anarchismus und Marxismus, Bd. 3
Beiträge von H. Koechler, N. Chomsky, M. Rubel
125 S. / 7,50 DM / Deutsche Erstübersetzung

Unter dem Pflaster liegt der Strand
Band 3 — Mit Beiträgen von Feyerabend, Naess, Duerr, Ward, Souchy, Puder
192 S. / 12,80 DM

Fritz Brupbacher
Marx und Bakunin. Ein Beitrag zur Geschichte der Internationalen Arbeiterassoziation
Einleitung Karl Lang
230 S. / 15,— DM

Ulrich Linse
Gustav Landauer und die Revolutionszeit 1918—1919
Politische Reden, Schriften, Erlasse und Briefe aus der Novemberrevolution
298 S. / 18,— DM

Peter Kropotkin
Ethik. Ursprung und Entwicklung der Sitten
264 S. / 15,— DM

J. Asseyer, B. Kramer, H. J. Viesel. H. P. Heilmann
Hiebe unter die Haut
Diskussion um die Thesen von Mattick, Lenk, Lösche, Rabehl
156 S. / 7,— DM

Karin Kramer Verlag Berlin
Postfach 106, 1 Berlin 44

SCHWARZE ★ PROTOKOLLE

ZUR BEWEGUNG DER LINKEN THEORIE

*

ZEITSCHRIFT GEGEN DOGMEN & HERRSCHAFT

Nr.14/Nov.76: Revolutionäre u. Irre - die wahnsinnige Revolution u. das normale Auschwitz + Geschichte als Fiktion + Die vier Ausbruchsversuche des p.p.zahl + Der junge Axelbrod - Kurzgeschichte + Ouvrez les fenêtres de votre coeur - Buchbesprechung v. Bommi u. Großer Basar + u.v.a. +

\+ + +

Die SP kosten je Heft 4,5o DM, ein Abo (vier Hefte) 18,- DM.
Redaktion: Peter Ober, 1 Berlin 41
Hackerstr.4 Tel. o3o/8518o54
Antiquariat Magister Tinius

Lieferbar sind die Nummern 12, 13 und 14. Nummer 15 der Schwarzen Protokolle scheint Ende Juli 1977

CARLO SPONTI

Nr. 30/31: April '77: CARLO Intim / Zeit, Verbindlichkeit, Sexualität / Zensur im Südd. Rundfunk / Carlo und Känguruh-Kino / Heidelberger Gesinnungsjustiz / Wurstfinger im Hirn (Zur Gehirnoperation) / Linke Liste an der Uni / Kleinanzeigen....

Nr. 28/29: Frauen-Friedensbewegung in Irland / Frauenasta Ffm / Barao / Tvind / Schweizer Knast / Schwäbisch-Siems / HD 1984 Roman u.a.m.

noch erhältlich:
Nr. 26/27 Therapie-Sondernummer: Gestalttherapie, Transaktionsanalyse, linke Gruppen u. Primärtherapie, Aktionsanalyse, Co-counceling; Nr. 22/23 Sinnproduktion: Die Medientheorie Schelskys, Heidelbg. Justiz, April-Musikvertrieb, Frauenhaus Ffm; Nr. 20/21 KBW und Komiteerevolution, People's Habitat; Nr. 18/19 Gesellschaftl. Fabrik u. Studentenbewegung; Nr. 16/17 Lefebvre, Duhm; Nr. 14/15 Gewerkschaften in der Krise, Schwulenunterdrückung; Nr. 11/12 free-clinic, Kunscht und Kultur.

Je Ex. DM 1,20 plus -,50 Porto, ab 3 Ex. -,70 Porto in Briefmarken an: CARLO SPONTI, Plöck 32a, 6900 HEIDELBERG; oder aufs Konto M.Metzner Sonderkto. Nr. 364 33 - 751 PSchA Krlsr (Abo 14,-; für Förderer 20,-) oder in fast allen linken Buchläden.

verlag frauenpolitik

demnächst erscheint:

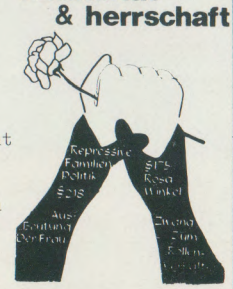
louise michel : erinnerungen

vollständige erstübersetzung von claudine acinde
..... ca. 300 s., ca. 18,-dm

die pariser commune (1870/71) verkörpert vor allem die hoffnung der frauen auf ein anderes leben.
zahllose pariser frauen haben auf den barrikaden gekämpft, haben eigene organisationsformen gefunden und neue theoretische prioritäten gesetzt.
das leben einer dieser revolutionärinnen ist in den "erinnerungen" der kommunardin louise michel nachzuvollziehen.
der band enthält außerdem auszüge aus den prozeßprotokollen sowie vorträge, die sie, zurück aus dem strafaufenthalt, später in belgien und england gehalten hat.

lieferbar :

annette dröge :
sexualität & herrschaft



was hat sexualität mit politik zu tun ? zwangsheterosexualität und ihre folgen... das buch ist nicht der 99.wissenschaftl. konsumartikel in sachen sexualität....
192 s., 10,-dm

die reise nach .....
gedichte, bilder, texte von charlotte von den bäumen und j.monika walther
.... 150 s., 7,-dm

und demnächst : erzählungen und texte von frauen...
dornröschen und der frosch
ca.120 s.,ca.8,-

der lange Marsch

Zeitung für eine Neue Linke
SONDERNUMMER 26
DM 1,10

Aktionsberichte: Berlin, Bremen, Heidelberg, Münster, Tübingen

Auslandsberichte:
Italien: „Universita rossa!" Milano; Frankreich: M A S, syndikalistische Studentenorganisation

Analysen, Strategien:
Hochschulabsolventen - qualifizierter Schrott?
Studentenbewegung, und Hochschulkampf

Zu bestellen bei:
Zuckererbsenverlag GmbH
Paulsborner Str. 3 1 Berlin 31
Abo: (6 Ausgaben) DM 10,80

blätter des iz3w

blätter des informationszentrums dritte welt
Postfach 5328 D-7800 Freiburg
Die blätter des iz3w informieren über den Zusammenhang von kapitalistischer Wirtschaftsstruktur und Elend in der Dritten Welt + über Theorie und Praxis der Widerstandsbewegungen
Jahresabonnement bei 8 Nummern mit 40 - 60 Seiten: DM 28,— /öS 200,—/Sfr 28,80 (für Studenten, Zivildienstleistende und andere einkommensschwache Gruppen nach Selbsteinschätzung: DM 20,—/ öS 140,—/Sfr 20,40) **Kostenloses Probeexemplar anfordern!**

NEU!

★
PSYCHOLOGIE UND GESELLSCHAFT

INHALT DES HEFTES:
Intelligenztheorie
Kritik Holzkamp
Proletarische Subjektivität
Aneignungsbegriff

ZEITSCHRIFT ZUR KRITIK BÜRGERLICHER PSYCHOLOGIE

1977 - 1. JAHRGANG - HEFT 1

„Psychologie und Gesellschaft"

ist eine Zeitschrift gesellschaftskritischer Psychologen und Sozialwissenschaftler, die es sich zur Aufgabe macht, bürgerliche Psychologie in Theorie und Praxis zu kritisieren und Alternativen zu nennen, die aus dieser Kritik hervorgehen.

Sie richtet sich an Psychologen innerhalb und außerhalb der Hochschule, an Studenten, Lehrer, Sozial- sowie Erziehungswissenschaftler.

Ich bestelle ein Jahresabonnement **„Psychologie und Gesellschaft" zum Preis von 16,- DM plus Porto.**

Name
Vorname:
Straße **Nr.:**
PLZ: **Ort:**

An den
MAULWURF-VERTRIEB
Waldemarstraße 24 1000 Berlin 36
PROLIT-VERTRIEB
Dammstraße 11 6300 Gießen

Bestellungen aus den Postleitbereichen 1, 2 und 8 bitte an den Maulwurf-Vertrieb. Die übrigen an Prolit

Nicht Zutreffendes streichen.

Beat, Marihuana, Disziplin

Diese Religiosität ist im wesentlichen eher praktischer als theoretischer Natur, und sie hängt eng mit dem persönlichen Erlebnis zusammen. Die hier und dort geäußerte Meinung, daß "alle Religionen zum gleichen Ziel führen", rührt von einer sagenhaft schlampigen Denkweise her, die alle praktische Erfahrung außer acht läßt. Es wäre gut, sich bewußt zu machen, daß alle Religionen zu neun Zehntel Betrug und daß zahllose soziale Mißstände auf sie zurückzuführen sind.

Bei der Beat Generation lassen sich drei prinzipielle Forderungen oder Verhaltensregeln erkennen:

1. Vision und Erleuchtung. Am leichtesten gelangt man dazu durch systematisches Experimentieren mit Rauschmitteln. Marihuana ist der alltägliche Helfer und Peyote die wahre Erleuchtung. Diese Möglichkeiten werden manchmal ergänzt durch Versuche mit Yoga-Technik, Alkohol und Subud. Natürlich führt ständiger Rausch noch zu gar nichts, da hier Intellekt, Wille und Mitgefühl fehlen, aber durch die kontrollierte Anwendung von Rauschmitteln kann schon viel an persönlicher Einsicht gewonnen werden. Ein ausschließlich privater Rauschzustand nützt keinem anderen auf der Welt.

2. Liebe, Ehrfurcht vor dem Leben, Hingabe, Whitman, Pazifismus, Anarchismus, usw. All diese Wortbegriffe kommen von verschiedenen Traditionen her (zu denen auch die Quäker-Bewegung, der Schinschu-Buddhismus und der Sufismus gehören) und aus einem liebenden offenen Herzen. Es handelt sich hier um eine Einstellung, deren erfreulichste Auswirkungen darin bestanden, daß Menschen aktiven Widerstand gegen den Krieg leisteten, daß sie Gemeinschaften gründeten und den Versuch machten, einander zu lieben. Auf sie ist schließlich auch die 'Engel'-Mystik zurückzuführen, die glorifizierende Elendsromantik, die Lust am Trampleben und eine Art von kopflosem Enthusiasmus. Aber wenn sich in einer solchen Haltung auch tiefste Ehrfurcht vor dem Leben kundtut, so bezeugt sie doch wenig Verständnis für Lebensweisheit und wenig Achtung vor dem Tod; und das ist ein Mangel.

3. Disziplin, Ästhetik und Tradition. Diese drei Forderungen gab es bereits lange bevor etwas von der Beat Generation gedruckt wurde. Sie unterscheiden sich von der Klischeevorstellung, daß 'Alles das Eine' sei darin, daß ihre Vertreter sich auf eine traditionelle Religion festlegen und versuchen, sich in ihre Kunst und Geschichte einzuleben oder aber gewisse Askesevorschriften zu befolgen. So kann man Aimu-Bärentänzer oder Yurok-Schamane oder auch Trappistenmönch werden, wenn man es darauf anlegt. Was solcher Rolle dann allerdings meist fehlt, ist eine wirkliche Bindung an den Braukessel des Lebens und wirkliche Einsicht in die Welten des Unbewußten.

Die selbstverständliche Folgerung heißt: Wenn einer nicht alle drei Grundprinzipien — Kontemplation (und nicht durch Genuß von Narkotika), moralische Haltung (was für mich gemeinhin Protest gegen die Gesellschaft bedeutet) und Weisheit — in sein Beat-Leben einbeziehen kann, dann schafft er's einfach nicht. Trotzdem kann er natürlich ziemlich weit damit kommen, und das ist wahrscheinlich immer noch besser als in Klassenzimmern herumzudösen oder Bücher über Buddhismus und das Glück der Menschen zu schreiben, wie es die Philister tun, die uns sowieso bald alle untergekriegt haben.

Juni 1959

Gary Snyder